1782

D 119
1787.
d
9
Coburger Landes-Bücherei

Familiengeſchichten.

Von

Auguſt Lafontaine.

Erſter Theil.

Die

Familie von Halden.

Erſter Band.

Mit einem Kupfer und einer Vignette.

Berlin,
in der Voſſiſchen Buchhandlung.
1797.

Coburger Landes-Bücherei

Die Familie von Halden.

Von

August Lafontaine.

Erſter Band.

Berlin,
in der Voſſiſchen Buchhandlung
1797.

Die Familie von Halden.

Erſter Theil.

Der Major von Halden, in der prächtigſten Huſaren-Uniform, ritt über die Zugbrücke von Moorberg. Er hielt ſeinen Fuchs an, warf einen Blick auf das neu angeſtrichene Thor, durch welches er eben einreiten wollte, that einen kräftigen Schwur, zog die ſchwarzen Augenbraunen zuſammen, und ſprengte auf den Hof ſeines Bruders, des Kammerherrn von Halden, der in einem weißen, geſtickten Kleide auf der Freitreppe (Perron) ſtand und in einem weichlichen Tone zu ihm ſagte: guten Morgen, lieber Bruder. „Hennig!" rief der Huſar ſeinem Reitknechte zu; „nimm mir den Fuchs in Acht! er iſt warm! — Gratulire, Bruder, zu dem Jungen. Alles wohl auf?" Mit dieſen Worten drückte er den Kammerherrn an ſich, und bedeckte ihn

mit Flecken, die ihm ſelbſt der ſchlimme Weg verurſacht hatte. — Mein Gott, lieber Bruder, wie du mich zurichteſt! ſagte der Kammerherr. Du denkſt doch an nichts. — „Ja, zum Henker!“ erwiderte der Major eifrig; „an den Lumpen, der da auf deinen Schultern hängt, dacht' ich freilich nicht. An deinen Erſtgebornen, an deine Vaterfreude, und daß du mein Bruder biſt: daran dacht' ich; und da wollt' ich dich an mein volles Herz drücken. Auf Ehre, ich hatte vergeſſen, daß der Weg ſchlecht iſt. Nun, laß gut ſeyn, Bruder Toffel. Was macht der Junge?“ Jetzt faßte er den Kammerherrn wieder in die Arme; und dieſer zog ihn eilig in das Haus.

Der Major glich einem Bilde, das auf ein gefalztes Papier gemahlt iſt: von der einen Seite ein Todtenkopf, ein gräßliches Geſicht; und von der andern ein hübſches Mädchen, oder ein Blumenſtrauß. Er war, zum Beweis — Doch du, freundlicher Leſer, magſt dir ſelbſt ein Gemählde von ihm entwerfen, wenn du weiter lieſeſt; ich habe davon den Vortheil, daß ich mit ihm thun und laſſen kann, was ich will: und, ehrlich geſtanden,

das Gleichniß mit dem doppelten Gemählde auf gefalztem Papier paßt nicht auf den Major allein, ſondern auf alle Menſchen.

„Aber, Bruder,“ ſagte der Major auf der Treppe, „was in aller Welt haſt du mit dem Schloßthor angefangen? Ich verſtehe zwar nichts von aller Eurer ſchönen Herrlichkeit, von Supraporten, Antiken, und dergleichen ...“

Nun, eben weil du davon nichts verſtehſt, Bruder, ſo ... Du mußt doch immer disputiren!

„Nein; aber ſo viel begreife ich wohl, daß auf eine Zugbrücke, die ſo alt iſt wie Guſtav Adolph, kein Thor gehört mit den neuen Antiken, den Griechiſchen Jungfern, und Engeln mit Ziegenfüßen, die um einen Altar tanzen. Das mag an ein Komödienhaus oder an ein B . . . ll taugen, aber nicht an eine Zugbrücke. Gerade, als wollt' ich eine Schwadron Huſaren mit Sonnenſchirmen aufmarſchiren laſſen! Die angenagelten Habichte und Uhue gefallen mir nun eben auch nicht: denn das ſieht aus, als hätte der Herr da ſein Wapen, ſein Zeichen oder ſein Por-

trät annageln laſſen; aber die Jungfern gehö-
ren doch eben ſo wenig dahin."

Nun? fragte der Kammerherr lächelnd: was gehört denn dahin, lieber Bruder? Antworte einmal.

„Was weiß ich, was dahin gehört! Nur das nicht, was du da haſt mahlen laſſen. Wenn denn durchaus gemahlt ſeyn müßte, ſo ließe ich die Geſchichte des barmherzigen Samariters auf das Thor mahlen, und darüber ſetzen: hier wohnt er! der Samariter nehmlich. Aber nein! das ſähe wieder aus, als wollte man mit ſeinem Oehl und Weine groß thun; und wo ein Samariter wohnt, das lernt ſich auch ohne Gemählde. — Wer ſteht denn noch Gevatter?"

Der Kammerherr nannte ihm die Pathen, und führte ihn in die Wochenſtube. Hier machte der Major der Wöchnerin eine kleine Verbeugung, und murmelte etwas, das man eben ſo gut für: „der Henker hol!" als für „iſt Ihnen denn wohl?" halten konnte. Nun aber lief er an die Wiege, nahm den Jungen auf ſeine Arme, und drückte ihn mit gutherzigen Blicken an ſeine Bruſt. „Es iſt doch

erlaubt?" fragte er ſeine Schwägerin mit einer Art von Scheu. Sie nickte mit einer freundlichen Mine, und ſagte: ich hoffe, Herr Bruder, Sie werden das Kind ſo gut als Ihren Sohn betrachten, wie wir ſelbſt.

„Wirklich, Frau Schweſter? darf ich das?" fragte er mit frohen Blicken, und trat mit dem Kinde an das Bett. „Nun, ſo ſey mir doppelt, tauſendmal willkommen hier in dieſer Frühjahrs-Welt, wo dem ehrlichen Manne bald Stürme um die Naſe pfeifen, bald wieder die Sonne lacht. Werde ein guter Menſch, Junge; und dann ſey nicht bange vor den Stürmen! Sie wehen dir nichts als ein wenig Wermuth in den Honig; und am Ende haſt du Schutz im Sarge, wie du ihn ſchon im Mutterleibe hatteſt."

Die Frau von Halden ſchüttelte mit einem angenehmen Lächeln den Kopf, und lispelte: wenn Sie Sich nur die Ausdrücke abgewöhnen wollten, lieber Herr Bruder! Der Major legte geſchwind den Knaben in die Wiege, und ſagte etwas ſcheu: „hab' ich wieder etwas genannt, was ſich nicht ſchickt?" Sie ſchlug ihm freundlich auf die Hand, und fliſterte ihm

zu: wer ſagt denn wohl in Mutterleibe ſo gerade heraus? Der Major ſann ein wenig nach. „Soll mich . . . Auf Ehre, da weiß ich nun nicht, wie man anders ſagen könnte! Wahrhaftig, Frau Schweſter, ich will es Ihnen gern recht machen: denn Sie müſſen Sich nicht ärgern; aber da weiß ich nun meinem Leibe keinen Rath, wie ich das anders hätte geben ſollen."

In der Mutter Schooße, wäre ſchon feiner geweſen, erwiederte die Frau von Halden.

„Ja, gehorſamer Diener! Iſt ein Kind erſt da, ſo geht die Noth ſchon an. Das wollt' ich nicht ſagen. Aber es iſt gut. Ich will mir den Ausdruck ſchon merken, ob er gleich ein wenig uneben iſt. Alſo in der Mutter Schooße! Nun, Gott ehre mir die neuen Erfindungen!"

Sie ſind ein loſer Mann, ſagte die Frau von Halden, und reichte ihm die Hand. Er küßte ſie ihr; dann ging er zu ſeinem Bruder, und ſagte: „du ſollteſt Gott bitten, daß deine Frau alle Tage in die Wochen käme; denn heute iſt ſie ein Engel des Lichts."

Das ſag' ich dir ja, Bruder! Du verkennſt meine Frau. Gieb Acht, du ſollſt ſie wohl noch lieben lernen.

„Herzens-Toffel! ... Bruder, wollte ich ſagen; mit tauſend Freuden, wenn ſie mich nur unterrichten will."

Nun wurde zu einem zweiten Punkte, dem Nahmen des Kindes, geſchritten. An dieſe Verhandlung ging die gnädige Frau mit einiger Aengſtlichkeit; denn der Major hatte ſchon oft behauptet, daß der Pathe dem Kinde einen Nahmen geben müſſe; und in Abſicht der Nahmen war er gar nicht delikat. Er nannte ſeinen Bruder noch häufig Toffel, weil er ihn in der Kindheit ſo genannt hatte; und ſo oft auch die Frau von Halden dieſen Nahmen für abſcheulich erklärte, ſo blieb dennoch der Major bei ſeiner Behauptung: ein Nahme iſt ein Nahme! „Und Toffel," ſetzte er jedesmal hinzu, „klingt beſſer, als Karl, Eduard und Franz" (die Lieblingsnahmen der gnädigen Frau). Beide wurden bei einem Streit über dieſen Gegenſtand jedesmal heftig. Die Frau von Halden hatte ihre Vorliebe für gewiſſe Nahmen aus Romanen, und der Major

die ſeinige für andre aus den Begebenheiten, die er erlebt hatte. Er liebte die Nahmen Fritz, Peter, Chriſtoph, und Hennig. Fritz hieß ſein König; Peter hatte ſein Vater geheißen; Chriſtoph hieß ſein Bruder; und Hennig — Doch dieſer Nahme erfordert die Erzählung einer Begebenheit, welche der Leſer bald hören wird.

Die Frau von Halden würde ſogleich mit ihren Nahmen hervorgekommen ſeyn, wenn ſie nicht geglaubt hätte, des Majors in dieſem Punkte ſchonen zu müſſen. Der Mann war ſehr reich, und, obgleich noch in ſeinen beſten Jahren und ſehr rüſtig, dennoch halb und halb entſchloſſen, unverheirathet zu bleiben, weil er kein Mädchen finden konnte, das ihm ſeine rauhe Außenſeite zu gute gehalten hätte. Ihn ſchon bei der Taufe gegen ſeinen Neſſen einzunehmen, das ging nicht, wie die kluge Schwägerin wohl einſah. Den Nahmen Franz konnte er nun einmal nicht leiden, weil er aus dem ſiebenjährigen Kriege her eine natürliche Antipathie gegen alles Oeſtreichiſche hatte. Eduard war ihm ungewöhnlich, weil er keine Romane las und von der Engli-

ſchen Geſchichte nicht mehr wußte, als daß der König Georg heiße, und unter einem Parlamente ſtehe. Karl ſchien ihm recht gut; aber er ſchüttelte doch den Kopf, weil ihm dabei immer das Wort Kerl einfiel, deſſen er ſich nur im Zorn bediente.

Die Frau von Halden eröffnete die Verhandlung über die Nahmen ihres Kindes ſchon den Vormittag, und einige Damen aus der Nachbarſchaft mußten ihr Beiſtand leiſten. Man ſaß in einem halben Kreiſe um das Wochenbett her. Welchen Nahmen, fing die gnädige Frau an, haben Sie denn meinem Sohne zugedacht, Herr Bruder? Der Major merkte, daß es jetzt auf einen Streit los gehen würde, und ſtrich mit der Hand den Schnauzbart in die Höhe. „Wenn ich den Jungen recht väterlich lieben ſoll," ſagte er trocken, „ſo muß er Hennig heißen."

Hennig? riefen die Damen alle auf einmal; mein Gott! welch ein häßlicher Nahme! Hennig!

„Häßlich? warum denn häßlich?"

Weil gerade die gemeinſten Leute ſo heißen, ſagte die Frau von Halden; die allergemeinſten Leute!

Der Major ſtrich ſich unwillig über das Geſicht. Er hatte ſich vorgenommen, heute ſeiner Schwägerin in Allem Recht zu geben; aber das war denn doch allzu arg. „Die armen Menſchen!“ brummte er; „ſollen ſie denn nicht einmal die Kleinigkeit mit uns gemein haben? ſollen ſie denn ganz verlernen, daß ſie unſre Nächſten ſind?“ Er knüpfte die Schnüre an ſeiner Uniform auf und zu, und ſuchte zu lächeln, ſo ſchwer ihm das auch wurde.

Aber, lieber Major, fing ſein Bruder an, ſag doch endlich einmal, wie haſt du die ſeltſame Vorliebe für dieſen wunderlichen Nahmen bekommen? Ich laſſe Peter und Chriſtoph gelten; doch, hat je einer von deinen Verwandten Hennig geheißen?

Der Major zog die Augenbraunen zuſammen und wieder aus einander. „Ja,“ ſagte er endlich nach einigem Beſinnen; „ich will Ihnen Allen erzählen, wie das gekommen iſt. Es betrifft freilich wieder nur einen gemeinen Menſchen; aber wenn dieſer Menſch nicht geweſen wäre, ſo ſäße ich hier nicht, und könnte mich nicht darüber freuen, daß mein Bruder

Vater iſt. — Laß doch meinem alten Hennig eine Flaſche Wein geben, während ich hier von ihm erzähle, und ſag ihm, er ſoll ſich mit ſeinem Wein in das Vorzimmer ſetzen.

Der Kammerherr gab Befehle, und der Major fing an. „Wir ſtanden Anno ſechs und funfzig, als ich eben erſt Stabsrittmeiſter geworden war, in Böhmen. Ich hatte den Vorpoſten in einem Walde voller Schlüfte, und darf wohl ſagen, daß der König mich zu dieſem Poſten ausgeſucht hatte. Damals war ich ein Brauſewind, meine Damen; ob ich ſchlief, oder nicht, das galt mir gleich. Nun, es kam darauf an, die Kaiſerlichen Vorpoſten immerwährend in Allarm zu halten. Ich ſaß ihnen alſo Tag für Tag auf dem Halſe, und es liegt da manches ehrliche Mutterkind begraben. Die Panduren hatten mir den Tod geſchworen. In einer Nacht . . .” Er ging an die Thür, und rief hinaus: „wann war es, Hennig, als wir die Panduren auf uns hatten?” — Den ſechzehnten Oktober! antwortete eine Baßſtimme auf dem Vorſaale. — „Den ſechzehnten Oktober alſo umgingen uns die Feinde. Ich ſchlief die Nacht einmal aus,

weil ich in acht Tagen nicht aus den Stiefeln gekommen war. Ehe wir es uns verſehen, fällt hinter uns Schuß auf Schuß, und als wir aufſpringen, iſt der ganze Buſch mit Kroaten und Panduren beſetzt. Ich war zu Pferde; aber ein Schuß, und da lag mein Fuchs. Meine Huſaren machten ſich auf und davon. Nun ſprangen ein Paar Kroaten hervor, um mir den Gnadenſtoß zu geben. Ich geſchwind an eine Eiche, um mir den Rücken zu decken. Da hör' ich den Hennig, der da draußen ſitzt, rufen: unſer Rittmeiſter, Leute! Wer ein braver Kerl iſt, rettet ihn! Damit wendete er ſein Pferd, und flog auf mich zu. Die Kroaten ſprangen wieder in den Buſch; und ich — es iſt da keine Schande ſeine Beine zu gebrauchen — ich trottirte neben Hennigs Pferde her. Der treue Menſch bot mir wohl hundertmal ſein Pferd an; aber wer hätte es da nehmen mögen! Paf! ging es; und ich hatte einen Schuß hier im . . . im . . . wie nennt man den Theil, auf dem man ſitzt, Frau Schweſter? Na, im Schooße. Kamerad, ſagte ich zu Hennig; reit! ich habe mein Theil. Aber Hennig ritt nicht. Wir kamen

eben aus dem Buſche. Er ſtieg ab; doch nun konnte ich nicht auf das Pferd, ſo gern ich auch wollte. Ich humpelte neben her, und Hennig ſchleppte mich mehr, als ich ging. Wir waren eine Strecke vorwärts auf dem Wege nach einem Dorfe zu; da kamen zwei Kroaten aus dem Buſche, und riefen uns nach: wart! du ſollſt nicht weit kommen! Ich ſah mich um; und, ſtraf mich Gott! der Kerl... nun, er war Feind — der Kroat lud ſein Gewehr wieder. Reit, ſagte ich, Hennig; der Kroat ladet die Büchſe. So ſoll ihn das heilige Wetter! ſagte Hennig, und ließ mich los. Geſchwind ſprengte er zurück, und jagte die Kroaten in den Buſch. Dann rief er mir zu: vorwärts, Herr Rittmeiſter! Ich will Ihren Rücken decken. Ich hinkte dem Dorfe zu, und Hennig blieb immer hundert Schritte hinter mir. Dann kam er nach; aber den Augenblick waren auch die Kroaten wieder aus dem Buſche, und hinter uns her. Sie können denken, daß ich mir den Weg nicht mit Pfeifen vertrieb. Ich machte meine Rechnung mit dem lieben Gott, weil ich gar keinen Ausweg ſah. Die Kroaten riefen meinem Hennig zu:

reit, braver Preuße! Nur deinen Rittmeiſter müſſen wir haben; ſein Tod iſt geſchworen. Auch ich ſagte: reit, Hennig! Ja, er ritt; aber immer den Kroaten entgegen. Die Kugeln pfiffen dem ehrlichen Menſchen um die Ohren. Auf einmal ging es: paff! und ich hörte, daß es traf. Mein alter Hennig hatte eine Kugel in die Wade bekommen. War's ins Schwarze, Kamerad? riefen die Kroaten. Hieher ſchießt! antwortete er, und zeigte ihnen den Ort, ... ja den Ort, den man nicht zeigen darf, ... und lachte laut. Kerl, Ihr ſchießt ja wie Hundsfötter! — Frau Schweſter, ich führe den Hennig nur redend ein — trefft alte Steine, aber mich nicht! Und damit ſprengte er wieder auf ſie zu. Nachher ſagte er mir: ich biß die Zähne auf einander; ſie ſollten nicht merken, daß ich bleſſirt war, weil ihnen das ſonſt Muth gemacht hätte. Und ſo blieb der Alte bei mir bis in das Dorf hinein."

„Die Kroaten kamen nach, aber nun ihrer ſchon vier. Was war zu thun? Hennig konnte wegen ſeiner Wunde nicht vom Pferde herunter, und ich nicht hinauf. Reit, Hennig!

nig! ſagte ich, und hielt ihm Börſe und Uhr hin. Du biſt eine treue Seele; ich will Quartier für dich im Himmel machen. — Herr Rittmeiſter, ich reite nicht. Wenn ich nur von der Mähre hinunter könnte!"

„Das Dorf war ganz leer; keine Seele darin, die uns hätte helfen können. Ueber den Zaun weg ſahen wir die Kroaten ſchon heran ſchleichen. Auf einmal kam vom andern Ende des Dorfes ein junges, hübſch gekleidetes Mädchen, und rang die Hände. Da kommen die Unmenſchen! rief ſie, und zeigte auf die andre Seite des Dorfes. Mein Hennig ritt an ſie heran. Mädchen, ſagte er, willſt du dort oben den Himmel verdienen, und noch vorher hier unten einen wackern Bräutigam, ſo hilf da den jungen hübſchen Officier verſtecken. Das Mädchen ſah mir ins Geſicht. Ich war damals — das weißt du Bruder — ein hübſcher Mann; erſt das letzte Jahr hat mich alt gemacht. Liebes Mädchen, fing ich zitternd an, Gott wird es Ihnen lohnen, wenn Sie mein Leben retten. O ja, von Herzen gern! nur hier herein! ſagte das Mädchen. Ich hinkte in ein Haus; und es war hohe Zeit.

Sie ſchlug eine Tapete zurück, machte eine Thür auf, die bloß Wand ſchien, und ließ mich in ein dunkles Zimmerchen oder Winkelchen treten. Mein Hennig ſah vom Pferde herunter durch das Fenſter. Gott Lob! rief er, als ich in Sicherheit war. Ich ſank nun auf ein Bund Stroh nieder, das in dem Winkelchen lag, und verband meine Wunde. Kaum war ich damit fertig, ſo fiel ein Schuß; und bald nachher hörte ich meinen Hennig rufen: Pardon, Kamerad! Die Kroaten fragten: wo iſt dein Pferd und dein Officier? — Ihr fragt noch lange? Wäre ich ein ehrlicher Kerl, wenn ich nicht meinem Rittmeiſter davon helfen wollte? Gezeichnet aber habt ihr ihn auf Lebenszeit, und mich dazu."

„Nun entſtand ein Gezänk; auch hörte ich Pferde kommen. Die Feinde droheten meinem Hennig: ſie wollten ihn auf der Stelle niederſchießen, wenn er nicht ſagte, wo ich wäre. Hinausgeritten iſt er nicht, rief einer; wir haben das ganze Dorf beſetzt. Sucht ihn! — Erlebt der den Abend, rief dieſelbe Stimme, ſo haltet mich für einen Schurken!"

„Nicht lange, ſo kam man in das Haus,

worin ich verſteckt war, und fand das Mädchen. Wo hat Sie den Preußen hingeſteckt? fragte eine rauhe Stimme. Ich vergaß meinen Schmerz aus Furcht vor der Antwort des Mädchens, und konnte kaum Athem holen. Den Huſaren-Officier? ſagte das Mädchen; o, der iſt weg geritten, da links, durch die Gärten."

„Ich hoffte ſchon, es ſollte alles vorbei ſeyn; aber auf einmal kam einer, der hatte Hennigs Pferd todt gefunden. (Hennig war nehmlich, ſo bald er mich verſteckt ſah, an einen Graben geritten. Da hatte er ſich, trotz allen Schmerzen, vom Pferde geworfen, es vor den Kopf geſchoſſen, und in den Graben geſtürzt, um ſagen zu können, ich ſey weggeritten.) Jetzt fing man an meinen alten Hennig zu examiniren. Wollt Ihr nicht glauben, daß er fort iſt, ſagte der, ſo ſucht ihn ſelbſt. Nun hörte ich eine fürchterliche Stimme, die ich ſehr wohl kannte. Sie gehörte einem Granizer-Officier, der mir ſchon lange den Tod zudachte, weil ich ihm einmal zehn Wagen mit Beute weggekapert hatte. Noch drei Minuten! rief die Stimme; ſieh, hier iſt

die Uhr! Und ſagſt du dann nicht, wo dein Herr iſt, ſo ſchieß' ich dir den Kopf ein. — Drei Minuten, gab Hennig zur Antwort, oder drei Augenblicke, oder drei Jahre: das iſt alles Eins. Wollen Sie mich todtſchießen — nun, ich ſtehe in Gottes und Ihrer Hand. Wo mein Rittmeiſter iſt, weiß ich nicht."

„In dem Augenblicke ſchleppten ſie das Mädchen zu dem Officier. Ich hörte ſie ſchreien; und mein Hennig erzählte mir nachher: ich wurde todtenbleich, als ich das Mädchen ſah; indeß machte ich ihr mit einem feſten Kopfſchütteln Muth. Herr Lieutenant, ſagten die Kroaten, das Mädchen weiß, wo er iſt. Der Granizer ſetzte ihr die Piſtole auf die Bruſt, und befahl ihr, zu geſtehen. Sehen Sie, meine Damen, ich wollte hinaus, als ſie meinem Hennig droheten, und richtete mich ſchon vom Strohe auf. Aber nun ging der Verband los. Ich ſank nieder, und kam erſt nach einer Stunde, als ſchon alles vorbei war, wieder zu mir."— „Hennig!" rief jetzt der Major zur Thür hinaus; „komm herein, und erzähle weiter."

Hennig ſtellte ſich mitten in das Zimmer,

und erzählte. „Nun, ſie hielten dem Mädchen Säbel und Piſtole vor die Bruſt, und das arme Kind ſchrie erbärmlich. Ich lag an der Erde, und Gott weiß, wie mir zu Muthe war. Daß die Feinde das Mädchen nicht todtſchießen würden, wußte ich nun wohl; aber ich fürchtete, ſie würde plappern. Doch das Mädchen konnte ſchweigen wie das Grab. Sie war bleich wie die ſteinernen Puppen, die hier im Garten ſtehen, aber auch eben ſo ſtumm. Nun ging es wieder über mich her. Der Officier ſpannte den Hahn; und ich betete ein andächtiges Amen: denn zum Vaterunſer läßt einem ſo ein Ding keine Zeit; ich wäre nicht durch die erſte Bitte gekommen. Auf einmal ſprengten unſere Leute ins Dorf. Hund! rief der Officier. Aber in dem Augenblicke hatte ich einen Kroaten bei den Beinen, und riß ihn um, und auf mich. So konnte der Officier nicht nach mir ſchießen, und ich kam glücklich davon. Er und alle andern machten nun, daß ſie weg kamen. Den Kroaten hielt ich feſt, und er rief: Pardon! Das brave Mädchen ſtand noch immer zitternd da. Ich kroch zu ihr hin, und — küßte ihr die

Füße, mit Reſpekt zu ſagen, weil das hundiſch iſt. Wir holten nun meinen Herrn aus ſeinem Winkel hervor. Ach, Herr Oberſtwachtmeiſter, wenn wir Beide doch einmal das Mädchen wiederſehen ſollten! Der haben Sie das Leben zu verdanken. Ich mußte in das Lazareth; und die durfte Ihrer pflegen und warten, bis das Dorf abbrannte! . . . Wo mag ſie ſeyn! Wer weiß, wo ſie ſich jetzt in der Irre umher treibt! Nun, wir werden ſie ja wiederfinden, und wenn es auch erſt im Himmel wäre."

Der Major zog ſein Schnupftuch hervor, und trocknete ſich die Augen. „Nein, nicht in der Irre, Hennig. Ich glaub' es nicht. So eine That bleibt nicht unbelohnt."

Meine letzte Rinde Brot wollt' ich mit ihr theilen, Herr Oberſtwachtmeiſter; betteln wollt' ich für ſie, ſtehlen, wenn es ſeyn müßte.

„Wollteſt du das, ehrlicher Hennig? Nur nicht ſtehlen; ſonſt alles! Sie verdient es. Hennig, ſie hat mich verpflegt; du hätteſt nicht mehr für mich thun können, ſo lieb du mich auch haſt. Gott gebe ihr gute Tage, wo ſie auch iſt! Ich denke noch immer, wir müſ-

ſen ſie einmal wieder finden, hier noch, Hen-
nig, nicht erſt im Himmel, wie du ſagteſt. Es
iſt ja erſt neun Jahre her."

Die Frau von Halden hatte ſchon lange
Kopf und Augen bald hier- bald dahin gedre-
het, aus Verdruß darüber, daß ihr Schwager
den Retter ſeines Lebens in das Zimmer kom-
men ließ; und jetzt, da er gar ein Geſpräch
mit dem Alten anfing, das ſo bald nicht enden
zu wollen ſchien, verging ihr die Geduld gänz-
lich. Indeß ſie wollte nun heute durchaus den
Major nicht böſe machen; daher verlangte ſie
ihre Börſe, nahm einen Speciesthaler her-
aus, rief Hennig an das Bett, und ſagte ſehr
freundlich: wirklich, guter Hennig, die Familie
iſt Ihm für Seine Treue Dank ſchuldig. Mit
dieſen Worten drückte ſie ihm das Geldſtück
in die Hand.

Hennig legte den Thaler wieder auf das
Bett, und ſagte: nein Ihr Gnaden, dafür
nehme ich nichts. Es war meine Schuldig-
keit.

Der Major ſah über Hennigs Schulter, und
ſein Geſicht verwandelte ſich, als er den
Thaler erblickte. Er zitterte vor Zorn. „Al-

ter!“ rief er, und drehete ſeinen Hennig zu ſich um: „nimm ihnen das nicht übel! Die Menſchen wiſſen nicht, was es heißt, das Leben für einen wagen! . . . Frau Schweſter, der Hennig iſt ſo arm nicht! Wenn ich ſterbe, ſo bekommt er jährlich bis an ſeinen Tod vierhundert Thaler; und ſo lange ich lebe, fehlt es ihm an nichts. Er hat den Schlüſſel zu meinem Geldſchranke, und er allein weiß, wie viel Geld ich habe.“

Nun ja doch, ſagte die Schwägerin einlenkend; auf deſſen Treue kann man Häuſer bauen. Das hat er verdient.

„Verdient?“ rief der Major eifrig. „Nichts hat er verdient; denn Hennig weiß, daß ich bereit bin, alle Tage mein Leben wieder für ihn zu wagen. — Daß er hinter mir her reitet, daß er ſteht, wenn ich ſitze, ſeinen Wein im Vorzimmer trinkt: das iſt ſein Wille, nicht meiner. Aber daß er mich liebt, daß er mein Freund iſt, daß er ſein Leben noch einmal für mich wagen würde, wenn es Noth thäte: das iſt es, das kann mich freuen.“ Er umfaßte den Alten, drückte ihn an ſeine Bruſt, küßte ihn auf die Lippen,

und ſagte: „nun geh und trink deinen Wein, wo du willſt, mein lieber Hennig!“

Die Dame hatte den Major mit ihrem Speciesthaler aufgebracht, und nun würde er ihr bei allem, was ſie hätte ſagen mögen, widerſprochen haben. Das war ſonſt immer der Anfang zu einem heftigen Zanke, der ſich zuletzt damit endigte, daß der Major ſeinen Fuchs verlangte, nach Hauſe ſprengte, und nicht eher wiederkam, als bis man ihm ſagen ließ, daß ſein Bruder oder ſeine Schwägerin ſich nicht wohl befänden. Dann kam er, und gab ſo lange gute Worte, bis wieder etwas vorfiel, das ſeinen Zorn reitzte, woran es denn niemals fehlte. Heute aber hatte die Dame geheime Urſachen, es nicht ſo weit kommen zu laſſen; daher reichte ſie dem Major die Hand aus dem Bette, und ſagte: Sie ſollten mir das nachſehen; ich bin ja krank!

Das braune, zuſammengezogene, ſaure Geſicht des Majors wurde nun ſogleich wieder gutherzig und freundlich. Er ſetzte ſich an ihr Bett, küßte ihre Hand, und ſagte liebkoſend: „aber potz Daus! bald hätte ich vergeſſen, was ich meinem Pathen mitgebracht

habe.“ Nun mußte Hennig einen Mantelſack in das Zimmer bringen. Der Major packte ein Stück Atlaß aus, und ein Paar ſehr koſtbare Ohrgehänge; dadurch wurde der Friede vollkommen wieder hergeſtellt.

Die Frau von Halden zitterte, wenn ſie an den Nahmen Hennig dachte; aber auch das lief glücklicher ab, als ſie vermuthete. Der Kammerherr fliſterte ſeinem Bruder zu: der Arzt hat erklärt, er könne für nichts ſtehen, wenn man der Wöchnerin in den erſten neun Tagen nicht allen Willen thue. Ich bitte dich alſo, gieb in Abſicht des Nahmens nach. — Anfangs meinte der Major, man könnte die Taufe aufſchieben, bis die neun Tage vorüber wären; indeß bald ſah er, daß die gnädige Frau ſich dazu nicht verſtehen wollte. „Nun denn,“ ſagte er zuletzt; „ſo nenne ihn in Gottes Nahmen Franz, wenn das zur Geſundheit deiner Frau beiträgt. Gott behüte mich, eine kranke Frau, die mit Schmerzen Mutter geworden iſt, zu betrüben! Und wenn ich es recht bedenke, ſo kommt es im Grunde auf die Mutter an, ihr Kind zu nennen, wie ſie will, und wollte ſie es — Gott

behüte uns! — Urian nennen. Nur muß ſie nicht glauben, daß ſie auch das Recht hat, einen Urian daraus zu ziehen. Uebrigens, Bruder, ſteckt in den Nahmen eine gewiſſe Kraft. Hieße der Junge Hennig, ſo ... Doch, bei der Erziehung habe ich auch ein Wort mitzureden; und ein Hennig ſoll der Junge, will's Gott, werden, wenn er, wie geſagt, auch Franz hieße." Die Frau von Halden war mit ihrem Siege zufrieden. Sie nannte ihren Sohn Karl Friedrich, und auch der Major hatte doch nun ſo halb und halb ſeinen Willen.

Bei der Taufhandlung ärgerte ſich der Major über den Herrn von Landert, einen Verwandten ſeiner Schwägerin. Dieſer Kammerjunker ſtand in einer übermüthigen, ſpöttiſchen Stellung da, und ſein Mund war lächelnd geſpitzt, ſo, daß man alle Augenblicke erwarten konnte, er würde anfangen zu lachen oder zu pfeifen. Wenigſtens der Prediger mochte das befürchten; denn er warf ſehr ängſtliche Blicke über die Agende weg auf den Kammerjunker, und eilte mit dem Formular, um eher fertig zu werden, als dieſer anfinge.

Laut genug, um verſtanden zu werden, ſagte der Major, als die Taufhandlung vorbei war, und legte dem Prediger die Hand auf die Schulter: „Ich halte die Taufe für eine ſehr ehrwürdige Handlung, Herr Paſtor.“ Der Kammerjunker lächelte, und wiegte den Kopf ſpöttiſch hin und her. „Sie ſcheinen nicht meiner Meinung zu ſeyn, Herr von Landert!“ fuhr der Major fort, und trat auf den Kammerjunker zu. Der Kammerjunker lächelte. Ueber Meinungen, lieber Herr Major, läßt ſich nicht ſtreiten. Ich bin ſehr tolerant, und würde meine Kinder alle taufen laſſen, wenn ich heirathete. — „Straf mich Gott!“ rief der Major erhitzt; „das würde ich nicht, wenn ich bei der Taufe meines Kindes ſtehen müßte, als wollte ich eins dazu pfeifen. Aber mir würde die Taufe ehrwürdig ſeyn, und wenn ich ein Türke wäre.“ — Das würde Ihnen Ihr Mufti ſehr übel nehmen, erwiederte Landert mit einem wichtigen Blicke. — „Das möchte er! Aber ich würde ſagen: Ihr Hochwürden, oder wie man den Mufti ſonſt nennen mag, die Chriſtenleute da taufen ihr Kind. Ich verſtehe nichts davon;

doch ſo viel höre ich, daß ſie ihr Kind verpflichten, ſein Lebelang ehrlich zu ſeyn. Und da wäre ich ein Narr, wenn ich zu einer ſo heiligen Handlung pfeifen oder lachen wollte, ob ich ſchon ein Türke bin. Das würd' ich ſagen, und ich wollte doch hören, was mein Mufti Großes dagegen einwenden könnte. Finden Sie es denn wirklich ſo lächerlich, Herr von Landert, daß Eltern, Pathen und Prediger, noch ehe das Kind denken kann, ſchon die Pflicht anerkennen, es zum Guten zu beſtimmen? finden Sie es lächerlich, daß man mit der Rechtſchaffenheit anfängt und die Eltern dadurch erinnert, wozu ſie Eltern des Kindes ſind? Sagen Sie, finden Sie es lächerlich, daß man den lieben Gott bittet, das Kind zu ſegnen, es glücklich zu machen, es vor Leid und Elend zu bewahren? He?"

Lieber Herr Major, ſagte Landert mit einem ſpöttiſchen Lächeln, ich ſtreite nicht gern über Dinge, die mir gleichgültig ſind. Was ſoll der Streit hier?

„Was er ſoll? Da ſtehen die Leute aus dem Hauſe, da die jungen Fräulein. Sie dürfen das nur ein paarmal ſehen, was ſie

jetzt geſehen haben, ſo lachen ſie mit, wenn ſie ihre eigenen Kinder taufen laſſen. Meinen Sie, daß das gut iſt?" Er nahm der Amme den Knaben weg, hob ihn auf, trat in die Mitte des Kreiſes, und winkte die Leute heran. „Kleiner," ſagte er dann mit Rührung, und drückte das Kind an ſeine Bruſt: „du biſt nun da, und wir alle wiſſen nicht, was dir Gutes und Böſes begegnen wird, von der Wiege an bis zu dem Sarge. Gott gebe, mehr Gutes! Du liegſt da auf ſeidnen weichen Küſſen; Junge, vielleicht mußt du in deinem Leben über Dornen und harte Steine gehen. Vielleicht wickelt dein Schickſal dich eben ſo feſt zuſammen, wie deine Amme, daß du dich nicht rühren, und nur ſchreien kannſt. Aber laß nur dein Herz, deine Redlichkeit nicht einſchnüren. Werde ein guter Menſch, Junge; und wir nehmen uns jetzt vor, dich daran zu erinnern mit Wort und mit gutem Beiſpiele. Das haben Eltern und Pathen dir heute verſprochen. Gott helfe nur, daß wir es halten, und daß die Menſchen, die einmal um deine letzte Wiege ſtehen, wenn du wieder auf dem Rücken liegſt, und der Tod dich ein-

gewickelt hat — daß die mit traurigen Blik- ken dir Lebewohl ſagen, wie wir jetzt mit fro- hen dich willkommen heißen! Na, willkom- men Karl Friedrich im Leben! werd' ein recht- ſchaffener Mann!" Das Letzte ſagte der Major mit weinender Stimme, und küßte den Knaben. Dann trug er ihn rings im Kreiſe umher, und ließ ihn von jedermann, zuerſt von ſeinem Hennig, küſſen.

Selbſt der Kammerjunker war ſo ernſthaft geworden, daß er nichts dagegen hatte, als eine alte fromme Dame den Prediger auffor- derte, die gute Stimmung zu nützen und ein Paar Worte zu ſagen. Der Prediger trat hinzu, räusperte ſich, und hob an: Da das Geſchick aller Menſchen, einzeln ſowohl als zuſammengenommen, nach ewigen, weiſen Ge- ſetzen, auf eine, freilich wegen unſerer natür- lichen Kurzſichtigkeit, und wegen der Unvoll- kommenheit unſerer, obgleich für unſere uns beſtimmte Lage vollkommenen, Natur oder Beſchaffenheit, für uns unbegreifliche Weiſe... Der Major, welcher ſehr aufmerkſam zu- gehört hatte, unterbrach ihn hier. „Wie war der Anfang, Herr Paſtor? Ich habe

es nicht behalten.“ Der Prediger verlor die Faſſung, und dankte dem Himmel, daß ein lautes Geſchrei des Kindes, und der Schrecken der Mutter darüber ſeine Rede in Vergeſſenheit brachte. Schade, ſagte die alte Dame nachher zu dem Prediger, daß der Lärmen dazwiſchen kam! Es iſt doch ganz anders, wenn ein gelehrter Mann redet. Von dem Major kann man es nicht beſſer verlangen; er redete, wie ihm der Schnabel gewachſen iſt, und wie es das Herz ihm eingab. Aber Sie! Schade, daß wir Sie nicht aushören konnten! — Der Prediger verbeugte ſich ſehr tief, und ſagte nachher zu ſeiner Frau: das iſt in der That eine ſehr gelehrte Dame! Auch klingt es doch ganz anders, wenn unſer einer redet. Da iſt gleich Andacht. Die Leute falteten die Hände, ſo wie ich nur anfing; und das thaten ſie nicht, als der Major, übrigens ganz erbaulich, ſprach.

Die Frau von Halden fand es zwar ein wenig anſtößig, daß der Schwager den kleinen Junker auch den Domeſtiken zum Küſſen gebracht hatte; indeß blieb ſie dennoch freundlich, und nannte heute den Major einmal über das

andere: lieber Bruder! und einmal ſogar: Bruder Fritz! Der Major konnte ſich vor Vergnügen nicht faſſen.

Seine Schwägerin hatte ihn mit ihrer Artigkeit jetzt ſchon ſo weit gebracht, daß ſie hoffen konnte, ihn noch weiter zu bringen. Den andern Morgen, als er an ihrem Bette ſaß, hob ſie das Geſpräch, über das ſie geſtern eingeſchlafen war, von der Erziehung ihres Sohnes, aufs neue an. Sie gab allen Bemerkungen und Regeln des Majors völligen Beifall; und dabei blieb ſie nicht ſtehen: ſie bat ihn, ja recht oft zu kommen und ganze Monate in Moorberg zu bleiben, um Fritzchens Erziehung in Gang zu bringen. „Das iſt nichts,“ ſagte der Major. „Ich weiß wohl davon zu ſprechen, wie die Erziehung eines Jungen beſchaffen ſeyn muß, wenn eine ehrliche Seele aus ihm werden ſoll; aber anzugreifen, Frau Schweſter, meiner höchſten Seel! das weiß ich nicht. Und dann meine abſcheuliche Ungeduld, Frau Schweſter, die ich mir nicht abgewöhnen kann, ſo oft mich auch der liebe Gott ſchon dafür auf die Finger geklopft hat! Nein, nein; ich tauge nicht für Kinder.“

Die Frau von Halden hatte ihn ſchon hundertmal lauernd darauf angeſehen, ob er nun guter Laune genug wäre, in dem Antrage, den ſie jetzt machen wollte, nichts Beſondres zu finden. 'Sie legte das Kind in des Majors Arme; und als er es mit den zärtlichſten Blikken betrachtete, brach ſie hervor: Gott gebe, Herr Bruder, daß Sie ein Vaterherz zu dem Kinde behalten!

„Engliſche, liebſte Schweſter, das hab' ich, das werde ich mit Gottes Hülfe," ſagte der Major, und wendete ſeine Augen nicht von dem Kleinen.

Und da Sie ſelbſt keine Neigung zum ehelichen Stande fühlen, lieber Herr Bruder ...

„Frau Schweſter, ich habe wohl Luſt zum Eheſtande; und ich müßte ja auch ein Menſch ſeyn, wie ein Teufel, wenn ich ihn nicht für etwas Heiliges und Gutes hielte. Fände ich eine Frau, die für mich paßte, ſo geb' ich Ihnen mein Wort ..."

Ach, lieber Major, Mädchen genug, denen Ihr Vermögen in die Augen ſticht; aber Sie haben ja ſelbſt ſchon geſucht ...

„Geſucht wohl eigentlich nicht. Mein al-

ter Hennig räth mir immer, ich ſoll eine Frau nehmen. Er ſtellt mir tauſend Dinge vor, die alle wahr ſind; und manchmal weiß ich nicht, was ich dem ehrlichen Manne antworten ſoll. Gut meint er es mit mir."

Die Frau von Halden ſeufzte: aber nicht gut mit ſich ſelbſt; denn wie würde eine Frau den Hennig im Hauſe leiden!

„Meinen Hennig? Zum Teufel auch, Frau Schweſter! Doch ich will mich ja nicht ereifern. Und wahr iſt es, wahr iſt es. Ich glaube ſelbſt, es würde Unfrieden ſetzen. Der Hennig darf mitreden, ſoll mitreden, und ..." Er zog die Augenbraunen zuſammen.

Und verſtoßen würden Sie doch den Retter Ihres Lebens nicht wollen, um einer Frau willen?

„Nicht für meine Seligkeit, liebe Frau Schweſter. Sehen Sie, der Alte weiß ſelbſt, daß eine Frau ihn vielleicht nicht im Hauſe leiden wollte; und dennoch räth er mir zu. Ich ſage ihm: Alter, meine Frau würde dich mit ſchelen Augen anſehen, dir mit verdrießlichen Geſichtern das Leben ſauer machen. Siehſt du, ich heirathe nicht. Dann ſagt der

Alte: was thut es, Herr Oberſtwachtmeiſter? Sie gäben mir ein Häuschen im Dorfe; und könnte ich um des Hausfriedens willen nicht zu Ihnen, ſo könnten Sie doch zu mir. Sie müſſen heirathen, Sie müſſen, ſoll mich aller Welt . . . Doch halt! Sie können das Fluchen nicht leiden. Aber ſo viel iſt gewiß, ich bleibe bei meinem Sinne, Frau Schweſter, und heirathe ſo leicht nicht."

Nun, ich glaube, Sie leben ſo auch glücklicher. Unter tauſend Ehen geräth nicht Eine; und ſo könnten Sie ganz Vater meines Kindes, Ihres Pathen, ſeyn. Wie würde mein Sohn Sie lieben, wenn er hoffen dürfte, einmal Ihr Erbe zu werden, oder es gar zuverläſſig . . .

„Da möchte ſeine Liebe der leidige Teufel holen! Gott verzeihe mir die Sünde! . . . Was Erbſchaft! So lange mein Vater lebte, mocht' ich das Wort Erbſchaft nicht nennen hören; und als ich an ſeinem Sarge ſtand, wünſchte ich hundertmal, und, Gott weiß, aus vollem Herzen: er möchte mir nichts als Schulden hinterlaſſen haben. Ich hätte hungern wollen, um ſie zu bezahlen und ihm ſo doch

ſeine Liebe, ſein Vaterherz zu vergelten. Nein, thun Sie mir den Gefallen, und ſchweigen Sie von Erben und Teſtament. Ich bin ein Wurm, ein armer Wurm, und habe mehr als ich verdiene: das erkenne ich in Demuth. (Er nahm ſeine Mütze ab, und ſetzte ſie auf das Bett.) Das Teſtamentmachen kommt mir gerade ſo vor, als ob man mit dem Himmel hadern wollte, daß wir nicht ewig leben; und davor behüte mich der Himmel! Wenn ſie mich hintragen, ſo fällt alles zurück an Gott; er mag es geben, wem er will."

Sie ſind ein lieber excellenter Mann, Bruder! Aber man muß doch auch für die Seinigen ſorgen, wie unſere Vorfahren für uns geſorgt haben. Der Junge, der Karl, lieber Bruder, ſoll einmal 'was Rechtes werden, denk' ich.

„Das denk' ich auch. Gott wird dazu helfen, und wir Alle, Sie und ich, wollen das thun, ſo viel wir können."

Ja, das meine ich eben, daß wir Alle helfen müſſen. Mein Bruder iſt Geſandter in Wien, der kann das meiſte.

„Was, zum Teufel! kann der dabei thun?"

fragte der Major, und erwartete mit großer Neugierde die Antwort.

Sehen Sie, da dacht' ich, der Junge ſoll noch einmal einen rechten Glanz auf die Familie bringen. Hat er Ihr Vermögen, und meines Mannes und meins zuſammen — der Grafentitel ſoll mir nicht ſchwer werden.

Geſchwind ſetzte der Major ſeine Mütze wieder auf, und legte den Jungen in die Wiege. Er kämpfte mit ſich ſelbſt; endlich aber wurde ihm ſein Zorn zu mächtig, und er ſagte mit blitzenden Augen: „Kauft, oder bettelt — was einerlei iſt — der Junge ſich einen Grafentitel, ſo ſtifte ich von meinem Vermögen ein Narrenhoſpital, ſo wahr mir Gott helfe! und die beſte Stelle darin ſteht ihm zu Dienſte. Alſo ſollte ich nicht heirathen, damit der Junge alberne Streiche machen könnte? Hennig, du haſt Recht! Ein eigenes Hurkind, hinter dem Zaune geboren, iſt beſſer, als zehn Bruderſöhne.“ Er rief aus der Thüre: „Hennig, meinen Fuchs!“ Nach fünf Minuten ſaß er auf, und brummte immer vor ſich hin: „darum ſtrich mich das Kätzchen, ohne ein einziges mal zu kratzen? Hol euch der Teufel!“ Und ſo ſprengte er nach Sollingen.

Zu Hauſe erzählte er den Vorfall ſeinem Hennig; und dieſer wiederholte, was er ſchon hundertmal geſagt hatte: Sehen Sie, da kommt es ſchon, Herr Oberſtwachtmeiſter. Ich ſage, Sie müſſen heirathen. Wenn ich einmal todt bin — und lange können meine zerhack- ten Knochen nicht mehr zuſammen halten: wer ſoll Sie dann lieb haben, Herr Oberſtwacht- meiſter? Eine Frau wird blaß, wenn Ihnen ein Zahn ſchmerzt; ſie weint, wenn Ihnen die Kugel da hinten das Wetter prophezeit: und das wird Ihnen wohl thun. Aber das auch, wenn Sie ſehen, wie Ihre Frau Schwägerin Ihnen jede Falte im Geſichte mit Freuden nachrechnet, und bei einem Schnupfen ſchon auf ein hitziges Fieber hofft? Ich ſage, Sie müſſen heirathen, Herr Oberſtwachtmeiſter; denn ſo ſoll mich —! Der Kleine da, den Sie mit naſſen Augen, wie ein Vater, auf Ihren Armen hatten, wird Ihnen ſchöne Geſichter machen, wenn Sie ihm zu alt werden. Sie ſollen es ſchon noch ſehen, was es heißt, den Menſchen zum Verdruſſe leben.

„Hennig, es iſt nicht möglich von dem Jun- gen. In ſeinen Adern fließt meines Vaters

Blut. Die Mutter zwar, da haſt du Recht ...”

Sie werden ſehen, daß ich es auch mit dem Jungen habe; denn der Herr Kammerherr, wenn Sie es nicht übel nehmen wollen, und die gnädige Frau wiſſen nichts als Geld und ihr Von. Was kann dabei herauskommen? Ich glaube, G e l d wird das erſte Wort ſeyn, das der Kleine ſprechen lernt. Wie iſt es Ihnen denn mit Sollingen gegangen? Sie wollen es zwar nicht Wort haben, Herr Oberſtwachtmeiſter ...

„Mit Sollingen, Hennig, da haſt du Unrecht. Das war mein Betrieb, weil das Gut im Grunde einen beſſern Boden hat, als Moorberg, und weil die Menſchen darauf beſſer ſind, als dort auf meines Bruders Gute.”

Beſſer? Wer hat ſie denn erſt beſſer gemacht? — Ich weiß wohl, warum Sie Sollingen nahmen! Weil der ſelige Herr hier lieber war, als in Moorberg; weil er hier ſtarb; weil hier Berg und Thal iſt, und dort nur ebnes Weizenland; weil Sie merkten, daß es Ihrem Bruder um tauſend Thaler mehr jährlich zu thun war, und weil Sie Sich am

Sarge Ihres Vaters nicht zanken wollten: darum nahmen Sie Sollingen, und thaten, als hätten Sie das Beſte bekommen.

„Und wenn das ſo war — Hennig, that ich nicht Recht? Da lag mein Vater, der immer nachgab und alles ertrug, mit ſeiner freundlichen Miene im Sarge. Hennig, ſollte ich mit ſeinem Sohne um ein Paar Hufen mehr zanken?"

Nein, es war brav gethan, wie ein Huſar, der unter dem König gedient hat, thun muß. Aber ſoll ich es gelaſſen anſehen, daß der Feind Ihnen die Magazine unterminirt, und nicht darunter hauen? Sie haben Ihnen Moorberg genommen; nun wollen ſie Ihnen auch Sollingen abſchmeicheln, und machen Ihnen jedes Fräulein verhaßt, das wohl zu einer Frau für Sie taugte. Wenn Sie heute der Schlag rührte, morgen müßte der alte Hennig betteln, ſo wahr ich lebe!

Der Major blieb mit finſtrer Miene eine Minute lang ſtehen. „Das ſollſt du nicht! Ruf mir den Juſtiz-Amtmann! Betteln gehen? Du? Hennig, ſo ſchlecht iſt mein Bruder nicht. Du biſt ein alter Narr. Aber ruf

mir den Juſtiz-Amtmann. Ich mag zwar nichts mit den Teſtamenten zu thun haben; doch für dich muß ich ſorgen. Lauf geſchwind, lieber guter Hennig! Mir iſt ſo bange, als wollte der Schlag mich auf der Stelle rühren. Betteln! Nein, da muß ich dran. Der liebe Gott mag es mir verzeihen, wenn ich einmal zu kleinmüthig bin. Betteln ſollſt du nicht. Geh, geh! Es muß noch heute in Richtigkeit, und dann bin ich auf alles gefaßt."

Hennig ging. Der Major ſetzte ſich nieder, um zu überlegen; und er fand, daß Hennig ſo unrecht nicht hatte. Es fiel ihm ein, was Hennig nicht einmal wußte, daß bei der Erbſchaft von ſeinem Vater Moorberg das Wenigſte war, worin man ihn übervortheilt hatte. Er fing an den Deſſauer Marſch zu pfeifen, um ſich von dieſem Gedanken los zu machen; es wollte aber nicht gehen. „Wenn es nur ein Fremder, und nicht mein Bruder wäre!" murmelte er; und ſogleich machte er ſich ſelbſt Vorwürfe über dieſen grauſamen Wunſch.

Der Juſtiz-Amtmann trat in das Zimmer, und der Major erzählte ihm mit unge-

wöhnlicher Geſprächigkeit, daß ſein Bruder bei einer alten Tante erzogen wäre. „Sie war geitzig,“ ſagte er, „und hochmüthig wie der Teufel. Ich wundre mich, lieber Herr Amtmann, daß mein Bruder hat ein ſo guter Menſch werden können, wie er geworden iſt.“ Dann bewies er dem Amtmanne ſehr weitläuftig, Liebe zu den Kindern könne auch die beſten Menſchen wohl zu ein wenig Habſucht verleiten, ohne daß man darum eben auf ihren Charakter ſchließen dürfe. Der Juſtizamtmann wunderte ſich über dieſe Art von Unterredung, deren Zuſammenhang ihm ein Räthſel war, und hob zehnmal an: Sie haben mich rufen laſſen, Herr Oberſtwachtmeiſter. . . . Er würde den Major bewundert haben, wenn er gewußt hätte, wie genau ſeine Geſprächigkeit mit der Güte ſeines Herzens zuſammenhing. „Du haſt Unrecht, Hennig,“ ſagte der Major zuletzt; und nun verlangte er von dem Amtmann ein Inſtrument, wodurch Hennigen jährlich vierhundert Thaler bis an ſeinen Tod geſichert würden.

Als Hennig das hörte, verließ er das Zimmer. Seh einer die Narrheit! ſagte er

vor ſich: als ob ich Luſt hätte zu leben, wenn er todt wäre! Der Juſtiz-Amtmann nahm eine Abſchrift von dem Inſtrumente, um ſie Hennigen zu übergeben. Er brachte ſie dem treuen Alten auf ſein Zimmerchen, wünſchte ihm Glück, und rieth ihm, ſehr vorſichtig mit dieſer Schrift umzugehen. Der Alte ſagte trocken: da hätt' ich 'was zu hüten! hielt das Papier an die Lampe, und brannte ſeine Pfeiſe dabei an. Hennig, ſagte der Juſtiz-Amtmann; Er verbrennt Sein ganzes Glück! — Das thu' ich, antwortete der Alte ruhig. — Mehr hat Er in Seinem Leben nicht auf einmal brennen ſehen, als jetzt. — Wie? nicht mehr? Ich habe Dresden brennen ſehen, und da brannte mein Herz mit. Das hier ſind Narrenpoſſen! — Hennig ging zu dem Major, ohne des Papiers im mindeſten zu erwähnen, weil er ſah, daß ſeinen Herrn, den er aufrichtig liebte, das Geſpräch traurig gemacht hatte.

So erbittert die Frau von Halden auf den Major auch war, ſo fühlte ſie doch ſehr bald, daß ſie ſein Wohlwollen nicht ganz verlieren durfte. Sie hatte ſich zwar in ihrer

Hoffnung betrogen; allein ſie rechnete dennoch zu ſehr auf ſeine Gutmüthigkeit, die ſie im Herzen Einfalt nannte, als daß ſie hätte ihren Plan ganz aufgeben ſollen. Hennig mit ſeinem Zureden, daß der Major heirathen ſollte, war ihr fürchterlich, und ſie hatte einen unbeſchreiblichen Widerwillen gegen ihn; aber dennoch ſah ſie wohl ein, daß ſie ohne dieſen Menſchen nicht zum Ziele kommen würde. Fürs erſte war nun wegen der Hitze des Majors, die ſie wohl kannte, nichts zu machen; ſie wußte indeß, daß der Major, ſo bald ſein Zorn ſich gelegt hatte, wieder ſo gutherzig war, wie vorher. Deshalb verhielt ſie ſich Anfangs ruhig. Nach acht Tagen aber ſchickte ſie die Amme mit dem kleinen Karl nach Sollingen hinüber, und band ihr feſt ein, das Kind in Gegenwart des Majors jedesmal Fritzchen zu nennen. Als der Wagen auf den Hof rollte, und der Major ſeinen kleinen Neffen darin erblickte, war die letzte Spur von Zorn bei ihm verſchwunden. Er hob das Kind aus dem Wagen, beſchenkte die Amme ſehr reichlich, und nahm die Artigkeit ſeiner Schwägerin ſo hoch auf, daß er ſatteln ließ, um nachher den Klei-

nen durch den Wald zu begleiten, wo die Wege übel waren. Die Amme richtete treulich aus, was ihr befohlen war. Sie erzählte dem Major, daß die gnädige Frau vor Betrübniß über ſeine ſchnelle Abreiſe nicht habe ruhig werden können.

„Hennig," ſagte der Major unterweges, „haſt du Luſt, ſo reiten wir eine Stunde weiter. Es iſt Mondſchein. Ich habe ohnedies mit meinem Bruder etwas abzumachen." Hennig ſagte ja, und ſie ritten immer neben dem Wagen her nach Moorberg. Die Frau von Halden empfing den Major mit lauter Freude, und befahl in des Majors Gegenwart: der Verwalter ſollte ja für den ehrlichen Hennig ſorgen und es ihm an nichts fehlen laſſen. Heute ſagte ſie nicht ein Wort von Erbſchaften, Teſtamenten und Grafentiteln; auch behandelte ſie alle ihre Domeſtiken mit ausgezeichneter Güte, weil ſie wußte, daß der Major Mißhandlungen ſolcher armen Leute im höchſten Grade haßte, und manche Ohrfeigen, die ſie zu raſch ausgetheilt hatte, nachher in der Stille mit einem Dukaten wieder gut machte. Sie ſah des Majors Vermögen ſchon

als ihr eigenes an, und ſchonte daher ihre Leute, um ihr Geld zu ſchonen.

Diesmal ging alles gut, und der Major ritt erſt nach drei Tagen wieder zurück, ohne aus dem Fenſter gerufen zu haben: „ſattle, Hennig!" Die gnädige Frau drückte Hennigen beim Abſchiede die Hand, und fragte ihn noch einmal, wie ſchon vorher, ob es ihm auch an nichts gefehlt hätte. Aber mit dem Hennig war zu ihrem großen Verdruſſe nichts anzufangen; er blieb immer trocken, kalt, einſylbig gegen ſie, und lachte laut auf, wenn der Verwalter mit Erſtaunen zu ihm ſagte: mein Gott, die gnädige Frau geht ja mit Ihm um, wie mit ihresgleichen!

Jeden Monat beſuchte nun der Major ſeinen Bruder; doch je öfter er dahin ritt, deſto lauter brummte er auf dem Rückwege. „Hennig," ſagte er, „ich komme ſo bald nicht wieder. Sie erziehen meinen Neffen, daß es eine Sünde und Schande iſt." Und darin hatte der Major nicht Unrecht. Sobald der Knabe einmal ſchrie, fuhr die Mutter auf, und lärmte mit der Amme, mit der Wärterin, mit ihrem Manne. Das ganze Haus kam durch die Stim-

me des Kleinen in Bewegung, und man gab ihm bald dies, bald jenes, um ihn nur zu beruhigen. „Das iſt nichts, Frau Schweſter," ſagte der Major; „der Junge müßte ſich am Ende ja einbilden, er wäre mehr, als ſeine Amme!"

Die Frau von Halden ſah ihn groß an, und hätte gern gefragt: nun, und iſt er denn das nicht? — Diesmal ſchwieg ſie; doch nicht lange nachher ſcheiterte ihr Vorſatz, dem Major ſeine Grillen und ſeine ſeltſamen Behauptungen nachzuſehen, an der Liebe zu ihrem Kinde. „Haue ſie auf den Schreihals los!" rief der Major einmal der Amme zu. „Nehme ſie die Ruthe!" Die Amme machte eine Miene, als ob ſie Luſt hätte den Befehl zu erfüllen. Unterſteht Euch! rief die gnädige Frau, und ſprang auf: rührt Ihr mir das Kind an, ſo ſeyd Ihr unglücklich! — In einer halben Stunde ſaß der Major zu Pferde, und ſagte zu ſeinem Hennig: „ich komme ſo bald nicht wieder." Hennig antwortete trocken: das haben Sie ſchon öfter geſagt. Sie ſind zu gut.

Diesmal hielt der Major Wort. Er ritt nicht eher wieder nach Moorberg, als bis er

hörte,

hörte, es ſey wieder ein Erbe ſeines Nahmens unterweges. „Sie iſt nun einmal meine Schweſter,“ ſagte er zu Hennig; „und du weißt, wie hitzig ich bin, wie ich auffahre. Kann ich denn verlangen, daß ſie ohne Fehler ſeyn ſoll? Höre Hennig, mit dem Balken und Splitter, das iſt ein wunderſchönes Evangelium. Ich will hinüber. Wir thun Unrecht, glaub' ich, alter Hennig. Machen wir es doch mit meiner Schwägerin gerade wie mit den Oeſtreichern. Ich manövrire ſo lange mit meiner Hitze um ſie her, bis ſie einmal die Flanken bloß giebt. Dann haue ich gleich ohne Barmherzigkeit ein, reite davon, und rede von nichts als von ihren Fehlern. Hat ſie wieder eine gute Stellung, oder fällt ſie mir einmal in den Rücken, ſo bin ich mäuschenſtill. Gerade wie mit den Oeſtreichern! Jeden kleinen Fehler, den ſie machten, bemäkelten wir, und kein Menſch ſprach von dem Guten, das ſie hatten. Das iſt Unrecht, ſiehſt du. Meine Schwägerin hat auch ihr Lobenswerthes. Sie iſt reinlich, ordentlich und eine gute Wirthin. Daß ſie ihr Kind etwas zu ſehr lieb hat — je nun! ſie iſt ja Mutter. Man ſollte ſich an

die beſte Seite der Leute halten, und nicht an ihre ſchlimmſte. Ich will hinüber, Hennig. Es iſt doch wohl möglich, daß ich Unrecht habe, ſo gut ich es auch meine."

In Gottes Nahmen! ſagte Hennig; ich mag kein Unkraut zwiſchen Verwandten ſäen. Mit ſo einem Verwandten iſt es gerade wie mit dem Winterquartiere. Mag man es gut oder böſe treffen — man muß aushalten, weil es einem angewieſen iſt. Ich will ſatteln; wir wollen hinüber. In ein Drachenneſt würde ich mit Ihnen reiten.

Hennig kannte die Frau von Halden ſehr wohl. Sie war eine Frau, wie es ihrer Tauſende giebt. In dem väterlichen Hauſe hatte ſie nichts Wünſchenswertheres auf der Erde kennen lernen, als Geld, Rang und Politur der Sitten. Sie kannte zwiſchen den Menſchen weiter keinen Unterſchied, als den, daß einige reich, andre arm, einige vornehm, und andre gering ſind; weiter keine Verbindung unter ihnen, als daß Vornehme und Reiche befehlen, Arme und Geringe gehorchen müſſen. „Alle Menſchen ſind Brüder, ſind vor Gott gleich," hieß bei ihr nur: die Armen haben die

Erlaubniß, ſich in den Kirchen unter die Vor⸗nehmen zu miſchen; denn übrigens hielt ſie ſich von allen Menſchen, die an Range unter ihr ſtanden, in einer ſtolzen Entfernung. Sie war nicht unfreundlich, und gegen jemanden, den ſie gebrauchen wollte, ſogar ſehr herablaſ⸗ſend. Ihre Domeſtiken mißhandelte ſie nicht aus Bosheit, ſondern weil ſie ſolche arme Men⸗ſchen nie hatte anders behandeln ſehen, und weil ſie gar nicht einmal wußte, daß man ſich anders gegen Untergebene betragen könne. Ue⸗brigens hielt ſie, gleich vielen andern vorneh⸗men Damen, einen Sitz am Hofe, ein Band, einen Titel, für das höchſte Gut, und großen Reichthum für das ſicherſte Mittel, es zu er⸗langen.

Trotz dem allen, war ſie dennoch fromm. Unausgeſetzt las ſie jeden Tag Morgen⸗ und Abendſegen, verſäumte keine Kirche, konnte den Katechismus auswendig, und ging richtig alle Vierteljahre zum Abendmahl, nicht aus Heu⸗chelei, ſondern wirklich mit religiöſer Empfin⸗dung. Sie betrachtete Gott und die Kirche wie einen Hof, ging hinein, wie man zur Cour geht, und betete täglich, wie eine Hofdame ih⸗

rer Fürſtin täglich die Aufwartung macht. Den Befehl: „thut den Menſchen wohl,“ glaubte ſie vollkommen zu erfüllen; denn kein Bettler ging von ihrem Hofe, ohne ein Stück Brot erhalten zu haben. Daß ſie ihre Bedienten mißhandelte, ihre Unterthanen mit unbeſchreiblichem Stolze von ſich zurückſtieß, das war, meinte ſie, in der Ordnung, die Gott ſelbſt gewollt habe, und die ſie aus der Haustafel im Katechismus ſehr gut kannte. Sie gab den Leuten ihren Lohn und ſatt zu eſſen; auch bezahlte ſie ihre Arbeiter pünktlich: und nun würde ſie ſich ſehr gewundert haben, wenn man noch mehr von ihr verlangt hätte.

Von ihrem Manne läßt ſich weit weniger ſagen. Er war eigentlich nichts, oder wenigſtens nicht viel mehr, als das Bild ſeiner Frau: nicht böſe, nicht gut, nicht geitzig, nicht freigebig; und dieſe Nullität las man auch ſchon in ſeinem Aeußeren. Er hatte eine hübſche Figur, aber ohne Leben; ein weichliches, volles Geſicht, nicht o h n e Farbe, nicht m i t Farbe, und gläſerne Augen, die halb blind zu ſeyn ſchienen. Von Jugend auf las er viel, doch ohne je einen eigenen Gedanken zu haben,

Was er geleſen hatte, konnte er ſo ziemlich wieder herſagen; deshalb ſpielte er in ſeinem Kreiſe den Gelehrten, und das war das Einzige, worin er ſich fühlte. Er ſammelte Münzen, Mineralien, ausgeſtopfte Vögel, Kupferſtiche, und auch Gemählde, wenn ſie nicht zu theuer waren; hielt ſich Türkiſche Tauben und eine Hecke von Kanarienvögeln; unterrichtete Dompfaffen im Pfeifen, fütterte in einem Glaſe weiße Mäuſe, hatte Kenntniſſe von Antiken, und wußte viel vom Schönen und Erhabenen zu ſprechen. Bei Allem, was irgend einen Menſchen ſehr intereſſirte, ſtellte er ſich begeiſtert, ohne es je von irgend etwas zu ſeyn. Unaufhörlich war er beſchäftigt; er leimte alle im Hauſe zerbrochenen Sachen, drechſelte Etuis, und trieb noch andre ſolche Künſte. Die Domeſtiken ſagten: unſer Herr iſt ein Tauſendkünſtler; er weiß und kann doch alles! Und dieſes Lob brachte immer ein gefälliges Lächeln in ſeine Miene. Er war gerade nicht ſtolz; denn er konnte einer Magd, die ſein Zimmer fegte, oder einem Bedienten, der ihm das Frühſtück brachte, mit großer Leutſeligkeit ſeine elektriſchen Experimente zeigen. Doch, wenn er

das that, ſo mußte ſeine Frau weit genug ſeyn, weil ſie ſeine Tauſendkünſteleien, und vollends ſeine Herablaſſung gegen die Domeſtiken, durchaus nicht leiden konnte.

Der ganze Lebensplan der gnädigen Frau war, wie geſagt, ihre Größe; und da ſie ſelbſt nun wohl nicht höher ſteigen konnte, ſo dachte ſie mit deſto größerem Eifer an ihre Kinder. Sie fand es ganz und gar nicht Unrecht, den Major mit Liſt dahin zu bringen, daß er ſich für dieſe aufopfern müßte, eben weil er zu der Familie gehörte. Ihr Karl ſollte einmal, außer ihrem und ihres Mannes, auch des Majors Vermögen erben, an einen Hof gehen, und durch die Verwendung ihres Bruders den Grafentitel bekommen. Dies war das hohe Ziel, das ſie zu erreichen wünſchte. Durch einen zweiten Sohn würde dieſer Plan zerſtört worden ſeyn, aber nicht durch die Geburt einer Tochter; vielmehr konnte ein Mädchen ihn befördern, und durch Verheirathung mit einem bedeutenden Manne den Glanz ihrer Familie vergrößern. Sehr natürlich überredete ſich nun die Frau von Halden, als ſie ſich zum zweitenmale ſchwanger fühlte, daß ſie ein Mädchen

zur Welt bringen würde. Dieſe ihr ſo liebe Hoffnung wurde zuletzt bei ihr ſo gewiß, daß ſie das Gegentheil gar nicht mehr denken konnte, zumal da man ihr, weil ſie es gern hörte, von allen Seiten her die Erfüllung ihres Wunſches verſicherte.

Gegen die Zeit der Entbindung kam eine Wärterin, die man aus Berlin von der Franzöſiſchen Kolonie verſchrieben hatte, weil das Mädchen vom Anfang an kein anderes Wort als Franzöſiſch hören ſollte. Die Frau von Halden beſtimmte ihrer ſehnlich erwarteten Tochter eine, wenigſtens nach ihren Begriffen, gute Erziehung, weiter aber auch nichts. Dazu entwarf ſie ihren Plan; indeß hütete ſie ſich wohl, ihn dem Major vorzulegen. Ueberhaupt ließ ſie ſich gegen dieſen von ihrer Gewißheit, ein Mädchen zu bekommen, nichts merken, ſondern ſprach, wenn er da war, immer von einem Knaben, und gab ihm auch die Hand darauf, daß dieſer Knabe Hennig heißen ſollte. So that ſie dem Major ſeinen Willen, und erwarb ſich dadurch Rechte auf ſeine Dankbarkeit. Windeln, Wiege, Taufzeug, die Franzöſiſche Wärterin — alles war

auf den Empfang des Mädchens da. Nun kam endlich die Stunde der Entbindung, und die Hebamme rief: ein ſcharmanter, kleiner Junker, Ihr Gnaden. Zum Glück hörte die Mutter es nicht; ſie hätte ſonſt den Tod davon haben können.

Man verſchwieg ihr das Geſchlecht des Kindes, bis die Gefahr vorüber war; dann mußte die Hebamme es ihr ankündigen, weil der Herr von Halden es nicht wagte. Die Mutter ließ ſich das Kind bringen, um ſich mit eignen Augen zu überzeugen, gab es dann mit einem tiefen Seufzer zurück, legte ſich auf die Seite, und antwortete bei jeder Frage, wie ſie das oder jenes verlangte: macht, was ihr wollt! Aus Verdruß, ihre Plane ſo geſcheitert zu ſehen, wurde ſie krank; eine böſe Bruſt, an der ſie viele Schmerzen zu leiden hatte, machte ſie ungeduldig, und das erregte bei ihr noch mehr Widerwillen gegen das unſchuldige Kind. Man verſuchte allerlei Mittel, Liebe zu dem Kleinen bei ihr zu erregen. Sie nahm ihn auch wohl auf das Bett; fiel ihr aber ein, welche Plane er zerſtörte, ſo betrachtete ſie ihn mit Thränen des Verdruſſes, und gab ihn unmuthig wieder weg.

Lieber Engel, ſagte der Kammerherr am Tauftage, der beſchleunigt werden mußte, weil das Kind ſehr ſchwach zu werden ſchien: — der Bruder dringt darauf, das Kind ſoll Hennig heißen. Er beruft ſich auf dein Verſprechen. — Mag er es nennen, wie er will! gab ſie zur Antwort; was kümmert es mich! Der Vater nahm dieſe aus Verdruß geſagten Worte für eine völlige Einwilligung; und nun taufte man ſogleich in einem andern Zimmer, um der kranken Mutter die Unruhe zu erſparen. Dann ging der Major (außer dem Vater der einzige Pathe, weil man nicht Zeit gehabt hatte, noch andre einzuladen) zu der Wöchnerin, und wünſchte ihr Glück zu der Taufe ihres Sohnes. Schon getauft? fragte ſie ängſtlich; und wie heißt er? — „Hennig!" antwortete der Major. Die Mutter warf ſich auf die andere Seite, und ſprach den ganzen Tag über nicht ein Wort mehr. Man brachte ihr das Kind; ſie ſtellte ſich aber, als ob ſie ſchliefe, um es nur nicht hinnehmen zu müſſen.

Es währte nicht lange, ſo rief der Major zum Fenſter hinaus: laß ſatteln, Hennig!

Und die Dame kümmerte ſich nicht darum, daß er wegreiten wollte. Ihre Ideen waren nun einmal unterbrochen, und ſie fand jetzt ſogar das Vermögen des Majors nicht mehr ſo reitzend, wie ehemals, weil ihr Liebling es mit dem ungeliebten Kinde theilen ſollte. Wahrſcheinlich würde der unnatürliche Widerwille gegen ihren zweiten Sohn wohl bald erloſchen ſeyn, wenn nicht der Nahme Hennig ihm alle Tage neue Nahrung gegeben hätte. So oft ſie das Kind ſo nennen hörte, fühlte ſie einen inneren Verdruß; und endlich gewöhnte ſie ſich daran, es immer mit finſtern Blicken zu betrachten. Sie überließ es völlig der Amme, und ihr ganzes Herz gehörte dem Erſtgebornen, an dem ſich nun ſehr bald alle Fehler eines einzigen, von der Mutter verzogenen Kindes bemerken ließen. Ihr Widerwille gegen den kleinen Hennig nahm noch zu, als ſie ſah, daß er, je ſtärker ſie ihn haßte, deſto mehr der Liebling des ganzen Hauſes wurde. Der Knabe lernte gehorchen, weil er ſich abhängig fühlte, liebte, weil er nicht herrſchte, und — wer kann die ſeltſamen Widerſprüche in dem menſchlichen Herzen

erklären! — die Mutter haßte ihn gerade wegen dieſer guten Eigenſchaften um ſo ſtärker.

Endlich kam ein Mädchen. Was noch von dem ſtolzen Plane der Mutter ausgeführt werden konnte, geſchah. Das Mädchen ſollte ſchön werden, zum Entzücken reitzend ſeyn, und Geſchicklichkeiten aller Art haben, ſingen, mahlen, tanzen, um, ſobald ſie erwachſen wäre, eine ſehr ausgezeichnete Rolle zu ſpielen. Nach und nach kam der ganze alte Plan wieder zum Vorſchein; aber immer ſtand Hennig allen Ausſichten auf künftige Größe der Familie im Wege. Und, was noch ſchlimmer war, der Major fragte, wenn er kam, jedesmal ſogleich nach dem kleinen Hennig, hob ihn auf ſeinen Arm, ſetzte ihn auf ſeine Kniee, ließ ihn reiten, ließ ſich von ihm den Schnurrbart zerzauſen; und Karln, den Liebling der Mutter, bemerkte er kaum.

Die Frau von Halden machte dem Major freundliche Vorwürfe über ſeine Partheilichkeit für den kleinen Hennig. Wenn Sie nur mit Karln ſo tändelten, wie mit dem wilden Jungen, dann ſollten Sie ſehen, wie lieb das Kind Sie haben würde!

„Tändeln? Gottes Wetter! man darf ja den Schreihals nicht ſtarr anſehen, ſo thut er ſchon die Kehle auf.“

Lieber Bruder, das Kind hat ein zartes, empfindliches Gemüth. Ich bitte Sie, vergleichen Sie doch beide mit einander, aber unpartheiiſch. Sehen Sie nur, wie geſittet Karlchen iſt, und wie bäuriſch grob der andre!

„Das iſt natürlich. Hennig kommt nicht von den Domeſtiken weg, und der Schreihals da nicht von Ihrem Schooße. Ueberhaupt mag ich es aber nicht leiden an Kindern, wenn ſie jedem entgegen laufen und ihm die Hand küſſen; da ſind ſie, wie meines Bruders Hunde, die einen auch ſogleich mit ihrem Aufwarten empfangen. Ihr älteſter Junge küßt mir die Hand, und ſieht mich dabei mit ſo tückiſchen Augen an, als wollte er ſagen: geh zum Teufel! Hennig aber läuft mir entgegen mit Schmutz und Koth, und klettert an mir in die Höhe. Seine erſte Frage iſt: haſt du 'was mitgebracht, Onkel? und der erſte Griff an meine Taſche. So finde ich es recht. Sie ziehen aus dem älteſten nichts Kluges, Frau Schweſter, ſag' ich; höchſtens werden Sie ein

Antichambre-Ungeziefer herausbringen. In dem Hennig aber ſteckt ein Menſch; und wenn mich jemand zum Teſtamentmachen bringen könnte — bei Gott! ſo wäre er es. Sehen Sie nur, wie lieb ihn alle Leute im Hauſe haben!"

Ja, erwiederte die Frau von Halden, weil er ſo gemein denkt, ſein Herz an alle Menſchen zu hängen, ſie mögen ſeyn, wer ſie wollen.

„Alle Höllenteufel!" rief der Major grimmig; „wozu iſt er denn ſonſt da? . . . Lieber großer Gott," ſetzte er andächtig hinzu; „ſey ſo gnädig und höre nicht, was hier die verkehrte Mutter ſpricht! Weil er ſein Herz an Menſchen hängt! Je, ſo wollt' ich, daß Pech und Schwefel. . . .! Nein, das iſt zu arg!" In dieſem Augenblicke ſtürzte der kleine Hennig in das Zimmer, und bekam von der Mutter eine tüchtige Ohrfeige. Der Oberſte lief, an allen Gliedern zitternd, zu ſeinem Bruder. Sieh einmal, empfing ihn dieſer, und führte ihn an ein Neſt voll junger Kanarienvögel — ſieh einmal! — „Zum Teufel!" rief der Major; „ſchämſt du dich

nicht, hier ein Neſt voll Junger anzuſtaunen, das die Mutter mit Liebe bedeckt, und gegen deine eignen Kinder ſo gefühllos zu ſeyn?"

Nun, lieber Bruder, ereifre dich nur nicht! Was iſt denn? was haſt du denn immer zu lärmen?

„Hieher führe deine Frau, und zeig ihr, wie da die Mutter. . . . Himmel und Hölle! muß nicht Gott mit mehr Wohlgefallen auf das Neſt voll Ungeziefer ſehen, als auf deine Frau? Hieher führe ſie, und . . ."

Aber Bruder, wer nennt denn Kanarienvögel: Ungeziefer! Wann willſt du doch endlich einmal dich ausdrücken lernen!

Der Major ſah ihm ſtarr ins Geſicht. „So geh!" rief er dann; „ſorge du für die junge Brut hier, richte deine Dompfaffen ab, und laß unterdeſſen gerade deinen beſten Jungen, den Hennig, tyranniſiren, als ob er einer unbarmherzigen Stiefmutter in die Hände gefallen wäre. Bei Gott! ich habe mehr Vaterherz zu dem Jungen, als du. Iſt er Euch zur Laſt, ſo gebt ihn mir. Ja, Bruder Toffel, gieb ihn mir; ich will ſein Vater ſeyn!"

Der Kammerherr beantwortete dieſe Aeußerung ſo der Quer, daß der Major Gott dankte, als er wieder auf ſeinem Fuchſe ſaß und nach Hauſe trabte; aber verloren war ſie dennoch nicht. Halden erzählte ſeiner Frau ſeine Unterredung mit dem Bruder. Sie wurde nachdenkend, überlegte das Anerbieten des Majors, und fand, daß ſie es unmöglich immer mit ſeiner Hitze aushalten könnte, daß ſie zuletzt völlig mit ihm brechen, und daß der Major dann ſeinem alten Hennig, deſſen Geſinnung gegen ihre Familie ſie ſehr wohl kannte, gänzlich in die Hände fallen würde. Wenn der Major, dachte ſie, ihren zweiten Sohn mit der Bedingung, ihn zu ſeinem Erben zu machen, hinnähme, ſo könnte ihr älteſter einziger Erbe ihres großen Vermögens werden; und überdies käme ihr jener, zu dem ſie nun einmal kein Mutterherz in ſich fühlte, auf dieſe Art aus den Augen.

Ihr Mann mußte den Major mit Hennigen beſuchen, und hatte Befehl, ihm auf dieſe Bedingung den Knaben zu laſſen. Der Major bewilligte alles, was man von ihm verlangte; und es wurde ein Inſtrument dar-

über aufgeſetzt, in das aber, auf des alten Hen-
nigs Betrieb, die Klauſel, „wenn anders der
Herr Major nicht heirathet oder keine Kin-
der bekommt,“ eingerückt werden mußte. Der
Kammerherr fuhr nun wieder ab, und Hen-
nig blieb gern bei ſeinem lieben Onkel, der
immer die Taſchen voll gebrannter Mandeln
hatte. Der Major drückte den dreijährigen
Knaben an ſein Herz, benetzte ihn mit Thrä-
nen des ſchönſten Vatergefühls, ging dann in
ſein Kabinet, blickte an die Decke, und ſagte
mit inniger Andacht: „nun, guter Gott im
Himmel, bin ich Vater wie du, obgleich nur
von Einem deiner Geſchöpfe. Gieb Segen
zu meiner Erziehung! Ich will nichts verſäu-
men, was ich thun kann; aber meine Kräfte
ſind ſchwach. Laß nur einen guten Menſchen
herauskommen; das Uebrige mag werden, wie
es will! — Und meine Hitze?“ ſagte er vor
ſich. „Nun, bin ich doch nicht mehr hitzig ge-
gen meinen alten Hennig; ich werde es ja
auch gegen meinen Sohn nicht ſeyn.“

Er ſetzte ſich an ein Fenſter, das gegen
Abend auf einen See hinausging und die Aus-
ſicht in eine reitzende Landſchaft hatte. An

dieſem Fenſter faßte er alle ſeine Vorſätze, und machte alle ſeine Plane, weshalb er es auch ſein Grillenfenſter nannte. „Es iſt dann,“ ſagte er einmal zu Hennig, „als ob ich vor Gott ſtände; ſieh, und da macht man doch wiſſentlich nichts Schlechtes.“ Jetzt ſaß er nun wieder vor Gott, um einen Plan zu Hennigs Erziehung zu entwerfen; das war aber, wie er bald fand, nichts weniger als leicht. Er ſchüttelte den Kopf, trommelte mit den Fingern, pfiff den Deſſauer Marſch, blies den Tabaksrauch bald gerade aus, bald hinauf oder hinunter; doch mit dem Allen gelang es ihm nicht, etwas heraus zu finden. Endlich legte er ſeine Pfeife hin, ging zu dem Paſtor, und erzählte ihm, daß ſein Bruder ihm aus großer Liebe eins ſeiner Kinder zum Erziehen anvertrauet hätte. „Lieber Herr Paſtor,“ ſagte er zuletzt: „ich kann, was ein Huſar können muß; und was zu einem guten Menſchen gehört, weiß ich auch. Aber der Junge wird mit meinem Willen weder Huſar, noch überhaupt Soldat: dazu habe ich meine guten Gründe. Nur muß der Menſch irgend etwas werden, und mit Menſchen umgehen lernen;

allein dazu gehören Dinge, von denen ich nichts verſtehe. Laſſen Sie einmal hören, was Sie davon glauben. Gelehrſamkeit iſt eine ſchöne Sache, und ich nehme meine Mütze vor nichts in der Welt tiefer ab; doch nur vor der rechten, Herr Paſtor: denn die unrechte iſt nicht einen Schuß Pulver werth. Das ſeh' ich an einem Mann aus meiner eigenen Familie. Der kennt alles von der Ceder bis zum Yſop, hat Klapperſchlangen im Hauſe und ausgeſtopfte Vögel, weiß, was aus Eiern geboren wird, und was lebendig zur Welt kommt; aber weiter iſt es auch nichts. Er handelt noch dummer als ich, ſo wenig ich auch von dem Allen verſtehe; er iſt nicht Herr im Hauſe, nicht Vater, nicht Freund, nicht Verwandter. Von der Regierung der Menſchen, von Sonne, Mond und Sternen ſpricht er Ihnen, daß es eine Luſt iſt; und doch weiß er ſein eignes Haus nicht zu regieren. Er kann, wie er ſagt, den Blitz leiten, und hat kleine Häuſer von Pappe, an denen die Funken herunterfahren, wie er will; und vorigen Sommer ſteckte ihm der Blitz die Scheune an. Donner und Wetter! da hab' ich mich verrathen! Nun, was

thuts! Ja, es iſt mein Bruder. Sehen Sie, das ſoll der Junge nicht wiſſen; denn dieſe Gelehrſamkeit iſt wie eine Piſtole ohne Hahn. Aber was ſonſt? Sagen Sie, Herr Paſtor."

Der Prediger war ein herzensguter Mann; doch zum Rathgeben in der Erziehung taugte er nicht. Er hielt dem Major eine ſehr undeutliche Vorleſung über den wahren Werth der Gelehrſamkeit, und ſchloß damit, daß der Knabe einen Hofmeiſter haben müſſe. Der Major ſchüttelte den Kopf, dankte für den Rath, und ging wieder nach Hauſe. Nach ſeiner Gewohnheit erzählte er nun die ganze Sache ſeinem Hennig. „Der alte Paſtor iſt ein lieber Mann, Hennig; aber ſo recht mag er wohl auch nicht verſtehen, was zum Erziehen gehört: denn ich begriff nichts von allem, was er ſagte, ſo aufmerkſam ich auch zuhörte. Er nannte da eine Menge Namen, die mein Bruder immer im Munde hat; und fragte ich: was iſt das? ſo redete er von Atomen, von Dingerchen, die Niemand ſehen kann, und ſo weiter. Das iſt alſo nichts. Was ſagſt du nun, Hennig?"

Ich ſage, es will mir gar nicht zu Kopfe,

daß ſo ein kleines Ding gleich hinter die Bücher ſoll. Da lagen wir einmal, als ich noch bei dem Rittmeiſter Bredow war, in Sachſen im Winterquatiere bei einem Magiſter. (So heißen da alle Paſtoren, weil ſie ſo gelehrt ſind, viel gelehrter als die Preußiſchen.) Nun, unſer Magiſter hatte drei Jungen; die ſaßen auch den ganzen Tag hinter den Büchern, und lernten, und wußten ſchon Dinge, die mir mein Lebetage nicht vorgekommen waren. Ich hatte eine Ehrfurcht vor dem Magiſter, wie vor dem Rittmeiſter. Aber, als das Frühjahr kam, ging ich mit den Kindern wohl zuweilen ſpazieren; und da wußten die Jungen nicht, was Weizen und Roggen war, und konnten die Eiche nicht von der Linde unterſcheiden. Wenn ein Rohrſperling pfiff, und ich fragte: was iſt das für ein Vogel? ſo wollten ſie wiſſen, ob der Schnabel ſo oder ſo beſchaffen wäre. Sagte ich das, ſo konnten ſie recht viel davon plappern; zeigte ich ihnen aber den Vogel, ſo wußten ſie nicht, ob es eine Eule oder ein Hänfling war. Kurz, das Bücherweſen wollte mir nicht gefallen. Die Kinder ſchwatzten über alles, und kann-

ten die Dinge nicht einmal. Was der Teufel! ſo ein Junge muß doch erſt Hände und Füße, Augen und Ohren gebrauchen lernen, ehe man ihn zu den Büchern einſperrt. Denn Kourage, und daß man allen Menſchen unter die Augen treten kann, ohne auszuſehen wie ein armer Sünder, daß einem der Mund nicht zufriert, wenn man mit einem Schurken zu thun hat, und daß man ſich zu helfen weiß, wenn man im Leben an einen Graben kommt: das braucht ein jeder, und das lernt ſich nicht aus Büchern. Sehen Sie einmal die Gelehrten an, ob der Schurke in der Welt nicht immer mit ihnen das leichteſte Spiel hat! Ich in Ihrer Stelle, Herr Major, ließe den kleinen Hennig aufwachſen, wie den Baum im Walde, luſtig und lieblich. Fürs erſte ſollte er mir alles eine Meile um uns her kennen lernen, Bäume und Blumen, Haſen und Rehe, die Menſchen nicht zu vergeſſen. Das kann ich ihn aber ſo gut lehren, wie ein Magiſter, oder wohl gar noch beſſer; und auch laufen, ſpringen, weil ein Menſch kein Hund iſt, der an die Kette gehört, ſondern pfeifen und trallallen ſoll vor Freude über die grünen Bäume und den lieben Gott.

„Und leſen und ſchreiben, Hennig! und Gottes Wort, daß er nie einem 'was zu Leide thut!"

Ei, er wird von uns ſchon lernen, Herr Oberſtwachtmeiſter, daß man einen Menſchen nicht hetzen darf, wie einen Haſen zum Spaß.

„Auch keinen Haſen, Hennig! Gott Lob, ich habe noch keinen gejagt. So ein Thier hat ſo gut Empfindung, wie unſereiner."

Nun, ich ſagte das auch nur ſo gleichniß-weiſe. — Sie haben ja auch den Förſter, und den Gärtner, und den Verwalter. Da hat der Kleine die erſten ſechs Jahre genug zu lernen; und dann wird Gott weiter geben, was er thun ſoll. Hernach hab' ich nichts dagegen, daß er die Welt in Bildern und Büchern ſieht; aber erſt muß er ſie ſehen, wie ſie leibt und lebt: ſonſt hat er mein Tage kein Gefühl dabei.

Der Major wußte keinen beſſern Erzie-hungsplan für ſeinen Neffen, als den Hennig ihm angab; alſo ließ er es dabei, ob er gleich ſich heimlich vornahm, ſo bald als möglich ei-nen Gelehrten zu Rathe zu ziehen.

Hennig nahm nun ſeinen kleinen Nah- mensvetter mit in den Stall, in den Garten, in den Wald, auf den Kornboden, zu der Fi- ſcherei; machte ihn, ſo gut er es konnte, mit der Naturgeſchichte der Pferde und Hunde be- kannt, und lehrte ihn auf Spaziergängen die Stimmen der Vögel unterſcheiden. Der Gärt- ner mußte ihm alle Pflanzen im Garten, der Förſter alle Bäume nennen, und der Verwal- ter ihn in den Künſten und Geſchäften der Haushaltung unterrichten. Stundenlang ſah der Kleine mit Hennigen dem Bau einer Scheune zu, und fuhr öfters auch ſelbſt Lehm auf einer kleinen Karre herbei. So lernte er alle Inſtrumente der Maurer und Zimmerleute kennen. Oft ſah er auch buttern, backen, oder ſchmieden; und überall übte er dabei Auge und Ohr, Füße und Hände.

Sein alter ehrlicher Hofmeiſter lernte ſelbſt nach ſeinen beſten Kräften, um nicht unwiſ- ſender zu ſeyn als ſein Schüler. Er fing an Manches zu bemerken, das er ſonſt überſehen, und Fragen zu thun, die er ſonſt nicht gethan hatte. So bekam der Knabe in der That ſehr deutliche Begriffe von allen Dingen rings um

ihn her. Schon im fünften Jahre ritt er mit ſeinem alten Freunde die Pferde in die Schwemme; denn obgleich der alte Hennig Oberaufſeher im Hauſe war, ſo hatte er ſich doch die Pferde durchaus nicht nehmen laſſen. Dabei wuchs der Knabe auf, wie ein Baum im Walde. Er balgte ſich mit den Jagdhunden auf dem Hofe, ſah immer aus, als ob er ſelbſt eben in die Schwemme müßte, und brauchte die Lieblingsflüche ſeiner beiden Lehrer mit großer Geläufigkeit, obgleich der Major und Hennig ihm das unterſagten, und nach und nach ſich ſelbſt das Fluchen abgewöhnten. An ſeinem Oheim hing er mit inniger Liebe; aber mit Hennig war er Ein Leib und Eine Seele. Ein Vater kann ſeinen Sohn nicht herzlicher lieben, als Hennig den Knaben; und ſie waren daher faſt immer bei einander. Wenn der Knabe etwas verbrochen hatte, und der alte Huſar ihn unter den buſchichten Augenbraunen hervor mit finſtern Blicken anſah, ſo ſtiegen Thränen in ſeine lieblichen blauen Augen. Dann rief der Alte mit ausgebreiteten Armen: du Heulhexe! und der Knabe ſtürzte ſich an ſeine Bruſt, und ſagte: du mußt auch nicht

ſchelten, guter Hennig! — Ja, ſo mußt du nicht unartig ſeyn, Junge! rief der Alte, und weinte um die Wette mit dem Kinde, das ſich dann gewiß wochenlang hütete, denſelben Fehler aufs neue zu begehen.

Man kann leicht denken, daß dieſe auf der einen Seite recht zweckmäßige Erziehung auf der andern den Knaben ein wenig roh machte. An der Huſaren-Uniform, die er trug, konnte man oft nur mit Mühe unterſcheiden, daß ihre Grundfarbe ſcharlachroth war. Fehlte es ihm an einem Bande, ſo ſchnitt er ruhig eine goldne Schnur von der Uniform. In ſeiner Mütze holte er, wenn die Gießkanne zu entfernt lag, auch wohl Waſſer, um ſeine Blumen damit zu begießen. Oft fiel der unordentliche Anzug ſelbſt dem Onkel auf, und er ſagte: „Junge, wie ſiehſt du aus!" Der Kleine beſah ſich von oben bis unten, und antwortete: wie ſoll ich anders ausſehen, Onkel? Ich maure mir im Garten einen Stall. Die Hände und das Geſicht habe ich mir gewaſchen; aber die Uniform ſoll ich ja nicht ſelbſt rein machen: das hat mir Hennig verboten. — So ging es faſt jede Woche einige

male; und der Major würde ſich auch nicht viel daraus gemacht haben, wenn ſeine Schwägerin ihn nur mit ihren Beſuchen verſchont hätte.

In dem erſten Jahre war ſie nicht bei ihm geweſen. Er ſelbſt ritt von Zeit zu Zeit hinüber nach Moorberg, doch ohne den Kleinen mitzubringen; und dafür gab er die ſcheinbare Entſchuldigung an, daß er keinen Wagen hätte. Die Frau von Halden wußte aber ſchon genug von der Verwilderung ihres Sohnes, und beſchloß endlich, mit ihren beiden andern Kindern nach Sollingen zu fahren, im Grunde weniger, weil ſie ihren vergeſſenen Sohn einmal wiederſehen, als weil ſie ihren Schwager recht nachdrücklich beſchämen wollte. Der Major wurde ſehr ängſtlich, als er die beiden ſchön geputzten Kinder in das Zimmer treten ſah. Sie näherten ſich ihm mit einer anſtändigen Verbeugung, küßten ſeine Hand, ſagten ein Paar Worte ſehr artig, und ſetzten ſich dann ganz ruhig nieder. Wo iſt denn Ihr Pflegeſohn? fragte die Mutter. In dieſem Augenblicke flog die Thür auf, und der kleine, jetzt ſechsjährige Hennig ſtürzte mit dem fröh-

lichſten Verlangen in ſeinem feuerrothen Geſichte in das Zimmer; denn der alte Huſar ſowohl als der Major hatten ihm die ehrerbietigſte Liebe für ſeine Eltern und ſeine Geſchwiſter beigebracht, weil ſie ſich ſcheueten, dieſem heiligen Gefühle zu nahe zu treten.

Der Kleine mauerte eben am Ende des Gartens, als der Wagen auf den Hof rollte. Sobald man ihm ſagte, daß ſeine Mutter und Geſchwiſter da wären, warf er die Kelle weg, und lief nach dem Zimmer ſeines Onkels. Die Strümpfe hingen in den Stiefeln; ſeine Uniform war voll Lehm, voll Kalk, und ſeine Hände ſchmutzig. Der Major erröthete; und der Knabe ſelbſt ſtutzte, als er einen Blick auf ſeine Mutter und auf die beiden Kinder, die ſeine Geſchwiſter ſeyn ſollten, geworfen hatte. Sein Bruder, ein Knabe von ſieben Jahren, trug ein hellblaues Kleid mit Golde, hatte einen Haarbeutel eingebunden, und ſeine zierlich friſirten Locken waren dick gepudert. „Waſche dich erſt!" ſagte der Major mit großer Verlegenheit; und in Einem Sprunge war der Kleine wieder zur Thür hinaus. Der alte Hennig, der ihm begegnete, band ihm die

Strümpfe auf, zog ihm ſeine beſte Uniform an, ſchickte ihn dann wieder in das Zimmer, und gab ihm die Ermahnung mit: er ſollte ja recht höflich ſeyn, der Mama die Hand küſſen, und nicht ein einzigesmal fluchen.

Natürlicher Weiſe kam nun der Knabe ziemlich furchtſam wieder. Er ging, oder ſtolperte vielmehr auf ſeine Mutter zu, küßte ihr ſchmatzend die Hand, und ließ ſich von ihr über die Wange ſtreicheln. Seine Geſchwiſter waren unterdeſſen aufgeſtanden, faßten ihm, wie man es ihnen befohlen hatte, jedes bei einer Hand, und ſagten: liebſter Bruder! Der kleine Hennig ſah vor ſich nieder, und konnte faſt nicht ein Wort erwiedern. „Er hatte eben gemauert,“ fing der Major kleinlaut an. — Gemauert? fragte die Mutter boshaft; ſoll er denn etwa ein Maurer werden? . . . Komm einmal her, mein Sohn! fuhr ſie fort, und betrachtete ihn nun mit Kopfſchütteln von oben bis unten, von hinten und vorn. Der Major wurde mit jeder Minute verlegener. Seine Schwägerin merkte das, und ihr Geſicht erheiterte ſich von boshafter Freude. Um ihn noch mehr zu beſchä-

men, fing ſie an, die beiden andren Kinder alle ihre Künſte machen zu laſſen. Sie fragte Emilien etwas Franzöſiſch; und die Kleine antwortete in eben der Sprache. Eben ſo ihr Karl. Kannſt du auch ſchon Franzöſiſch? fragte die Mutter nun den kleinen Hennig. Ein wenig! antwortete der Knabe. „Junge, du lügſt!“ ſagte der Major mit Erſtaunen. — Nein, Onkle; bei Roßbach riefen ſie immer: Sacre Dieu! das hat mir Hennig geſagt.

Die Frau von Halden ſeufzte, und fing nun an, die guten Eigenſchaften und Geſchicklichkeiten ihrer Kinder zu preiſen. Die Kinder ſagten, als der Onkel ihnen einen Teller mit Obſt gab: ich danke Ihnen unterthänig; und küßten ihm die Hand. Von dem allen that und wußte Hennig nichts, gar nichts. Aber mein Gott, ſagte die Mutter zuletzt mit Bitterkeit zu dem kleinen Hennig: du weißt ja auch nicht das Mindeſte! Ein wahrer Klotz iſt aus dir geworden.

Der arme Knabe ſtand mit Thränen in den Augen da, weil noch niemand ſo hart mit ihm geſprochen hatte. Er ſagte leiſe und furchtſam: ich habe dich ſo lieb, Mama! und nun

warf er ſich laut ſchluchzend ſeinem Oheim in die Arme, legte ſein Köpfchen an deſſen Bruſt, und umfaßte ſeinen Hals. „Sehen Sie!" ſagte der Major; „das kann er: die Menſchen von Herzen lieb haben; und ich fürchte, das können die Beiden da nicht." Nun küßte er den Knaben, und ſagte: „geh in den Garten, mein lieber Sohn, und nimm deine Geſchwiſter mit." Er fühlte, daß er auf dem Wege war, ſeiner Schwägerin etwas Hartes zu ſagen; darum ſollten die Kinder nicht länger im Zimmer bleiben.

Im Garten war der kleine Hennig an ſeinem rechten Orte. Was iſt das? kann man das eſſen? fragten bald Karl, bald Emilie; und immer gab Henuig eine richtige Antwort. Er pflückte ſeiner Schweſter die ſchönſten Blumen; und wenn ſie eine reife Birn ſah, ſo war er wie ein Wind oben im Baume, und holte ſie herunter. Ach, ſagte das kleine Mädchen; wie kann der liebe Bruder klettern! Als die Kinder erſt bekannter und folglich auch geſprächiger wurden, kam der kleine Hennig auf alle ſeine Zeitvertreibe, und nannte dabei auch das Reiten. „Reiten kannſt du?"

fragten ihn die beiden Kinder mit groſser Verwunderung. Den Augenblick holte er ſeinen kleinen Litthauer aus dem Stalle, ſchwang ſich hinauf, und machte die ganze Reitſchule, die ſein alter Hofmeiſter ihn gelehrt hatte. Das war das Einzige, was ſeinem Bruder an ihm gefiel, und warum er ihn beneidete. Die kleine Emilie war mit Hennigen ſchon beſſer zufrieden. Höre, ſagte ſie lächelnd, als er ihr alle ſeine Sachen, ſeine Aexte, Beile, Sägen, Hobel und Piſtolen gezeigt hatte: ich möchte auch wohl hier beim Onkel ſeyn, wenn es ſich ſchickte. — Sich ſchickte! unterbrach ſie der älteſte; ſchickt es ſich denn, daſs ein Fräulein Waſſer trägt und Blumen begieſst? Das gehört für die Bauern!

„Ich bin ein Bauer!" ſagte Hennig vergnügt; „und ein Baron, und ein Menſch, meint Onkel, ſoll ich wohl auch noch werden!" Damit ging es wieder in vollem Springen Gang auf, Gang nieder. „Siehſt du, Mielchen," ſagte Karl, „wie ungezogen er iſt? wie ein Bauer! Die Mama hat es wohl geſagt!" — Recht ungezogen! antwortete das kleine Mädchen. Ach, ich möchte wohl auch einmal ungezogen ſeyn!

Der Bediente rief endlich die Kinder. Als ſie nachher wieder abfuhren, erzählte Karl der Mutter unterweges, wie ungezogen ſein Bruder geweſen wäre. Die Kleine zeigte Blumen und Obſt, das er ihr gegeben hatte, und ſetzte hinzu: Mama, der Bruder Hennig weiß Alles, viel mehr als ich und Karl! Und recht freundlich iſt er; — aber recht ungezogen! ſetzte ſie hinzu, weil ſie die Blicke ihrer Mutter bemerkte.

Während, daß Mutter und Kinder ſich den ganzen Weg über von dem kleinen Hennig und ſeinen Ungezogenheiten unterhielten, waren auch der Major und ſein Freund in einem Geſpräche über ihn begriffen. „Das iſt nichts, Hennig!" ſagte der Major. „Packe nur ruhig ein. Ich habe mich geſchämt; und hätte ich das nöthig gehabt, wenn es ganz recht wäre, was wir thun? Ja, wäre es mein eigner Sohn, ſiehſt du, ſo möchte er meinetwegen ganz ohne Strümpfe gehen; aber er iſt nicht mein. Es kann nicht ſo bleiben. Und das kommt davon, daß keine Frauensperſon im Hauſe iſt; ſo eine ordentliche mein' ich, nicht eine Viehmagd oder Köchin. Du ſollteſt

teſt ſehen, wie reinlich der Junge ſeyn würde, wenn nur eine wackre Frau oder Jungfer im Hauſe wäre. Höre einmal, Hennig, da hab' ich an unſer Mädchen aus Böhmen gedacht. Wenn wir die hier hätten! Sieh! ſchon hundertmal iſt es mir aufs Herz gefallen, ob ich auch wohl Recht thue an dem Mädchen. Hundertmal! Hat ſie mir nicht das Leben gerettet? Und was thue ich dagegen? Ich ſchicke ihr, ſeitdem ich weiß, wo ſie wohnt, alle Jahre dreihundert armſelige Thaler, und ſie ſchreibt mir jedesmal einen Brief, der allein ſo viel werth iſt. Ja, wenn ſie Eltern hätte, oder verheirathet wäre, ſo könnte ich denken: ſie hat Jemanden, den ſie liebt, und braucht dich nicht. Aber ſo iſt ſie ganz allein, ohne Verwandte! Es muß ihr weh thun, daß ich ihr für ihre Liebe nur Geld ſchicke, da ich ihr doch weit mehr ſchuldig bin. Ich denke, ich ſchreibe ihr, daß ſie kommen ſoll. Dann könnte ich ihr doch zeigen, daß ich ſie lieb habe."

Dagegen hatte Hennig nichts einzuwenden. Der Major ſchrieb; und nach vierzehn Tagen kam, anſtatt der Antwort, die Jungfer Rie-

ſen ſelbſt auf den Schloßhof gefahren. Hennig ſprang zu dem Major in das Zimmer, und rief: unſer Mädchen aus Böhmen! Vivat! Der Major hatte ein Frauenzimmer aus dem Wagen ſteigen ſehen; alſo verſtand er den Ausruf ſeines Hennig, und eilte mit dem Ungeſtüm der Leidenſchaft die Treppe hinunter, dem Mädchen entgegen. Er konnte lange nicht ſprechen, und ſie nur in ſeine Arme ſchließen. Endlich rief er: „Hannchen, du treue Seele! Gott ſey Dank, daß ich dich habe! Nun ſag, was ſoll ich dir ſeyn: Bruder oder Vater? Beides, gutes Kind, wenn du mich lieb haſt; und Freund dazu!" Er führte Hannchen die breite Treppe hinan auf ſein Zimmer, und Hennig ging auf der andern Seite neben ihr. Auf einmal erblickte der Major auch den treuen Alten. „Sieh Hannchen!" ſagte er herzlich, und faßte ſeinen Hennig in die Arme: „ſieh, ſo liebe ich dieſen Menſchen! Frag' ihn, ob ein Bruder ihn herzlicher lieben kann; er wird dir ſagen: nein. Nun ſieh, eben ſo will ich auch dich lieben. Ja, lieben, trotz der ganzen Welt! Denn was Verwandtſchaft! Sie kommt von

Gott, und ich habe allen Reſpekt dafür; (er nahm die Mütze ab) und Gott weiß, wie ſchwer es mir wird, wenn mein Herz ſich manchmal gegen meine Verwandten zuthut, wie eine Muſchel Habe ich Unrecht, ſo vergebe es mir Gott! Aber ſie machen es mir danach. Und wie habt Ihr es gemacht! In Noth und Tod Euch für mich hingegeben. Und in der Bibel ſteht: es iſt keine größere Liebe, denn die, wenn einer ſein Leben läßt für ſeinen Bruder. Hab ich Unrecht? Nein!" (Er ſetzte ſeine Mütze auf.) „Ihr ſeid meine Verwandten, lieben Kinder! O, wenn ich Euch nur mein ganzes Herz zeigen könnte!" — Er umfaßte ſie Beide mit naſſen Augen und brechender Stimme.

Von dieſem Tage an wurde das Leben in des Majors Hauſe ganz anders. Nur die Jungfer, oder, wie ſie jetzt hieß, die Mamſell, Rieſen hatte dem Major gefehlt, um ſeine rauhen Sitten etwas abzuſchleifen. Sie war eines Sächſiſchen Predigers Tochter, und hatte ſich mit ihren Eltern gleich zu Anfange des ſiebenjährigen Krieges nach einem Böhmiſchen Dorfe geflüchtet, wo Verwandten

von ihr wohnten. Hier rettete ſie den Major, und verpflegte ihn, als er an ſeiner Wunde krank lag. Nachher wurde das Dorf von den Kroaten angezündet. Nun ging ſie in die Lauſitz zu einem Verwandten, und dann als Geſellſchafterin, oder vielmehr als Kammerjungfer, zu einer adeligen Dame, in deren Hauſe ſie die Hölle hatte. Hier erfuhr ſie zufälliger Weiſe den Aufenthalt des Majors, ſchrieb an ihn, und machte ihm eine ganz vortheilhafte Schilderung von ihrer Lage. Sie erhielt mit einer Eſtaffette Antwort, nebſt einer artigen Summe Geldes, und die Zuſicherung eines lebenslänglichen Gehalts. Zwei Jahre ſpäter wurde ſie von dem Major eingeladen, die Erzieherin ſeines Neffen zu werden; und hierzu taugte ſie vortrefflich, da Noth und Elend ihre Seele ſtark, und Umgang mit Menſchen ihre Art ſich zu benehmen, ſich auszudrücken, und Menſchen zu behandeln, geſchmeidig gemacht hatte.

Sie war jetzt acht und zwanzig Jahr alt, und nicht ſchön, aber intereſſant durch holde Freundlichkeit und einen feinen Blick in ihrem Auge. Der Major drang in ſie, die beſten

Zimmer im Schloſſe zu beziehen; ſie wählte aber ein kleines niedliches Stübchen nach dem See hinaus. Er ſchickte ſeinen Hennig in die nächſte Stadt, und ließ ihr eine Menge der ſchönſten Zeuge zu Kleidern kommen; ſie nahm das Geſchenk an, bat ſich aber aus, in der Folge ihren Anzug ſelbſt wählen zu dürfen. Auch blieb ſie bei ihrer einfachen Kleidung, und gab ihr nur einen etwas andern Schnitt, weil der Major durchaus darauf beſtand, daß ſie mit ihm eſſen ſollte. „So ſind wir drei zuſammen,“ ſagte er; „denn Hennig hat es ſich nicht nehmen laſſen, bei Tiſche aufzuwarten.“

Noch heute wurde der kleine Hennig Hannchen übergeben. Sie ſollte ihn, meinte der Major, nur im Aeußern bilden; allein ſie nahm ſich ſeiner auch in andern Stücken an. Hierzu hatte ſie Zeit genug, da ſie bloß die Oberaufſicht über den weiblichen Theil der Haushaltung führte, und auch das nur ohne Wiſſen des Majors, der darauf beſtand, daß es ſchlechterdings nicht ſcheinen ſollte, als ob ſie in ſeinen Dienſten wäre.

Hannchen hatte von ihrem Vater eine ſehr

ſorgfältige Erziehung bekommen, und war ſelbſt recht gut unterrichtet. Sie konnte daher den Knaben leſen und ſchreiben lehren, was bis dahin der Schulmeiſter gethan hatte, der aber ſeine Rechnung dabei fand, den Unterricht hinzuhalten. Der kleine Hennig lernte jetzt wie im Fluge. Hannchen wußte ſo ſchöne ſchauerliche Geſchichten von alten Rittern, von Schiffbrüchen, Kindern und Poltergeiſtern; aber ſollte ſie ihm erzählen, ſo mußten ſeine Hände, ſein Geſicht, ohne den mindeſten Flecken, und ſeine Uniform in der beſten Ordnung ſeyn. Der Major ſelbſt hörte Hannchens Geſchichten beinahe eben ſo gern, wie der kleine Hennig; daher mußte dieſer allemal erſt die Muſterung ſeines Oheims paſſiren, ehe ſie Beide zu der Mamſell hinüber gingen.

Hennig und der Major ſetzten unterdeſſen die Reitſtunden mit dem Kleinen fort; der Gärtner lehrte ihn ſchon okuliren und pfropfen, und der Förſter meinte, der Junker wäre ein Wunder der Welt, weil er alle Bäume kannte und eine Nachtigall, ohne zu fehlen, von einer Droſſel zu unterſcheiden wußte.

Außerdem bekam der kleine Hennig eine Menge praktiſcher Kenntniſſe in den Gewerben der Menſchen um ihn her. Er kannte alle Bauern in Sollingen, beſonders die Armen, mit denen er zuweilen ſo gar in heimlichem Verkehr wegen ſeines Taſchengeldes ſtand. Das häßliche Fluchen gewöhnte er ſich ganz ab, weil Mamſell Hannchen es ihm verbot; und die beiden Alten unterließen es zur Geſellſchaft mit, weil Hannchen ſonſt eine ernſthafte Miene machte. Dabei war er ein bildſchöner Knabe, den man nicht, ohne ſich zu freuen, anſehen konnte: immer heiter, lächelnd, hüpfend, offen, immer bereit, ſein Herz mit jedermann zu theilen, ſanft mit allen Menſchen, wild und feurig in ſeinen Phantaſieen und Spielen, muthig, dreiſt, verwegen, ein Waghals, wenn Hennig ſein „Huſſah!" rief, und biegſam wie ein Weidenſchößling, wenn Mamſell Hannchen den Finger warnend aufhob. Er las nun ſchon dem Onkel die Zeitungen vor, und nicht in einem ſchleppenden, ſingenden Tone, ſondern gut, weil der Major, der alte Hennig, und ſelbſt die Mamſell, was ſie ſagten, ſtark betonten, wie alle Menſchen, die

das, was ſie reden, auch fühlen. In Kurzem ging er auch gerade und mit den Füßen auswärts. Das machte ihm Anfangs viele Mühe; aber dafür erzählte ihm Mamſell Hannchen, wenn ſie mit ihm zufrieden war, auch eine ſchauerliche Mordgeſchichte. Nach einem halben Jahre ſagte der Major zu Hennig: „nun Alter? was ſagſt du zu dem Jungen? Sieh, welch eine große Gabe Gottes ein vernünftiges Mädchen iſt! Und nun will ich doch meine Schwägerin auch einmal beſuchen!"

Zu dieſem Beſuche wurden — denn der Major hatte ſeine Eitelkeit ſo gut wie jeder andre Menſch — große Anſtalten getroffen. Hennig bekam eine ganz neue Uniform, und ſein Litthauer eine prächtige Schabracke. Seit Kurzem war auch ein Wagen angeſchafft: „denn," ſagte der Major, „wo auf dem Lande eine Frau im Hauſe iſt, da muß auch ein Wagen ſeyn; und, Hennig, könnte ich einer Frau mehr zu verdanken haben, als dem vortrefflichen Hannchen?"

Der Wagen fuhr mit, daß der Kleine nicht den ganzen Weg zu reiten brauchte, was ihm doch wohl zu ſchwer geworden ſeyn möchte;

und Hennig hatte den Litthauer an der Hand. Eine Stunde vor Moorberg ſprang der Knabe aus dem Wagen, und ſetzte ſich auf ſein Pferd. Nun ging es im Trab auf Moorberg zu, und im Gallop ſprengten die drei Reiter auf den Hof des Kammerherrn.

Die Fenſter gingen auf. Der Major nickte dem alten Hennig lächelnd zu, als der Knabe mit vielem Anſtande abſtieg; dann nahm er ſeinen Neffen bei der Hand, und führte ihn mit Triumph in den Saal, brummte aber dabei dennoch: „mit den Füßen hübſch auswärts, Hennig!"

Der Saal war voll von Gäſten, und alle Augen wendeten ſich mit Vergnügen auf den ſiebenjährigen Knaben, der ſehr anſtändig, und doch mit einem frohen, zutraulichen Geſichte, an der Seite ſeines Oheims daher trat. Nach einer Verbeugung, die ſelbſt Mamſell Hannchen gelobt haben würde, und nachdem er ſeiner Mutter die Hand geküßt, hüpfte er ſogleich auf ſeine Schweſter zu, die er ſeit dem Beſuche der Mutter gar nicht wieder hatte vergeſſen können, und kramte die Säbeltaſche aus, in der er Blumen, Obſt und Kuchen für

ſie mitbrachte. Der Major trat mit ſtolzer Miene vor ſeinen Bruder hin. „Da iſt dein Sohn, Bruder Toffel!... Ich ſage dir," ſetzte er leiſe hinzu, „in dem Jungen ſteckt etwas!" Der Vater fiel dem Major mit ungewöhnlicher Innigkeit um den Hals, nahm dann ſeinen Sohn in die Arme, küßte ihn, betrachtete ihn freundlich, und küßte ihn wieder.

Alles ſammelte ſich um den kleinen Huſaren her. Die jungen Mädchen tändelten mit den braunen Locken, die auf ſeinen Schultern ſchwammen. Eins entriß ihn dem andern, küßte ihn, und ging dann zu der Mutter, um ihr zu ſagen, wie glücklich ſie wäre. Sie dankte mit zierlichem Anſtande, und machte dem Kinde einige Liebkoſungen, doch mit auffallender Kälte. Der Major würde gewiß gerufen haben: laß ſatteln, Hennig! Aber er hoffte, ſein Kleiner ſollte die Mutter herumbringen; und überdies fiel ihm ein, daß er noch geſtern der Mamſell verſprochen hatte, ſich nicht von ſeinem Zorne hinreißen zu laſſen. So biß er ſich denn auf die Lippen, und ſchwieg. Die Mutter rief Karln, und fragte

ihn um etwas; der Knabe antwortete ihr mit vieler Redſeligkeit. Nun wendete ſie ſich zu einem von der Geſellſchaft, und ſagte: in der That, mein Aelteſter würde ſich an einem Hofe ſehr anſtändig benehmen. Sogleich eröffnete ſie auch ein Examen mit dem kleinen Hennig; der ſah ſie mißtrauiſch an, und antwortete ängſtlich, oft auch verkehrt. Der Major hatte einen derben Fluch auf der Zunge; doch unterdrückte er ihn noch. Während deſſen hatte der Kammerherr mit einem ſeiner Gäſte von ſeinem Kabinette geſprochen, und die ganze Geſellſchaft bat ihn nun einſtimmig, ihr doch ſeine Seltenheiten zu zeigen. Man ging, und die Kinder folgten. Zuerſt öffnete Halden einen Glasſchrank voll ausgeſtopfter Vögel. Er ſchwieg, um ſich an den Blicken der Geſellſchaft zu weiden; und auch dieſe ſchwieg, als ob ſie vor Erſtaunen nicht reden könnte. Emilie, die ihren Bruder an der Hand hatte, zeigte ihm den Schrank, und ſagte: ſieh einmal! was iſt das? Das will ich dir ſagen, antwortete Hennig: der erſte iſt ein Taubenhabicht; dann kommt ein Sperber; der mit den langen Beinen iſt ein Rei-

her; der vierte eine große Ohreule; dann kommt ein Storch, dann eine Weihe. Sie ſtehen nur einfältig, Emilie. Der Reiher und der Storch gehören zuſammen, und da das Waſſerhuhn in der zweiten Reihe auch: denn das ſind Sumpfvögel; und die Raubvögel ſollten auch beiſammen ſtehen.

Alle Köpfe dreheten ſich nach dem kleinen Hennig um, und er mußte nun die Vögel nach der Reihe nennen. Er kannte ſie alle, bis auf einen Flamingo. Den kenne ich nicht, ſagte er; aber es iſt auch ein Stelzenläufer. Bruder, ſagte der Kammerherr; haſt du dir auch ein Kabinet angeſchafft? — „Nicht doch!" erwiederte der Major; „auch hat mein Hennig in ſeinem Leben noch keins geſehen." Während deſſen fing der Knabe an, da ihn jemand fragte, von der Lebensart der Vögel eben ſo beſtimmt zu ſprechen; er nannte ihre Nahrung, unterſchied Zugvögel von andern, und erzählte allerlei Merkwürdiges von ihrer Art zu leben.

Nun zog der Kammerherr ein Schubfach mit Holzarten auf. Kennſt du das auch, was Papa hier hat? fragte Emilie. Der Va-

ter hielt ihm ein Stück Holz hin: was iſt das? — „Eichenholz,“ antwortete Hennig. Als der Vater, um ihn irre zu machen, widerſprach, gab er ſehr beſtimmt die Kennzeichen an, und man ſah deutlich, daß er ſeiner Sache gewiß war. Er nannte nun auch die meiſten Holzarten, und ſprach — aber nie, ohne dazu aufgefordert zu ſeyn — über die Behandlung, und über den größern oder geringern Nutzen derſelben, ſo daß jeder ſogleich einſah, er ſpreche nichts Erlerntes nach, ſondern habe Alles aus eigner Erfahrung. Man zeigte ihm auch die Modelle von Maſchinen, die in dem Kabinette ſeines Vaters ſtanden. Er errieth manches von ihrer Struktur und von ihrer Beſtimmung; denn er kannte die Mahl- und Oehlmühle in Sollingen mit allen ihren Getrieben ganz genau, wie jedes Kind dieſe und ähnliche Kenntniſſe ſehr leicht bekommen würde, wenn man es nur zu Mühlen und andern Maſchinen hinführte, und ihm die Einrichtung derſelben erklärte.

Alle Anweſenden ſtaunten dieſe Kenntniſſe um ſo mehr an, da ſie ihnen gänzlich fehlten. Sie mußten ſich lange beſinnen, ehe ſie

eine Eiche von einer Buche unterſcheiden konnten; und hier unterſchied ein Kind ein bloßes Stückchen Holz von einem andern. Man fliſterte allgemein: das iſt erſtaunlich! unbegreiflich! ein Wunder von Kinde! Jede Mutter ſagte dem Major die aufrichtigſten Lobſprüche über ſeine Erziehung, und wollte die Kunſt von ihm lernen, ihre Kinder eben ſo weit zu bringen. „Es iſt gar keine Kunſt, meine Damen,“ ſagte der Major; „der Junge hat nur immer vier bis fünf Informatoren, die alle ihre Sache vollkommen verſtehen. Da ſteckt es. Er lernt die Naturgeſchichte, wie mein Bruder den Kram nennt, von dem Förſter im Walde, von dem Tiſchler, der das Holz verarbeitet, von dem Gärtner im Garten, von dem Verwalter in der Scheune und auf dem Felde; dazu braucht er nichts als Augen, Ohren und ein wenig Gedächtniß. Sein Oberhofmeiſter, mein alter Reitknecht Hennig, von dem der Junge den Nahmen hat, kriecht mit ihm herum in allen Mühlen, bei allen Bauen, bei dem Becker, dem Leinweber, und was wir ſonſt noch auf dem Dorfe haben. Da ſieht oder erfährt er an Ort und Stelle, was

die meiſten Kinder aus Kupfern lernen ſollen, die ſie nicht begreifen.“

Als man die Art und Weiſe erfuhr, wie der Kleine ſeine Kenntniſſe bekommen hatte, fing man doch an ein wenig die Köpfe zu ſchütteln. Ein Reitknecht der Oberhofmeiſter! Das verdarb dem Major ſeinen Triumph faſt gänzlich; und die Mutter, die bis jetzt ſehr kleinlaut geweſen war, wurde nun wieder etwas muthiger. Nein, ſagte ſie; und ſollten meine Kinder nie lernen, was ein Baum iſt, ſo ließe ich doch einen Reitknecht nicht ihre Geſellſchaft ſeyn. Hier überwiegt der Schade den Vortheil. Da liegt Hennig bei allen gemeinen Leuten umher, bei Maurern und Leinwebern; und was hilft es ihm denn, wenn er weiß, wie Leinwand gemacht wird?

„Was es ihm hilft, Frau Schweſter? Sehr viel! Es hat ſogar mir geholfen, daß ich bei dieſer Gelegenheit noch Manches geſehen habe. Er lernt die Menſchen lieben, weil er weiß, wie ſauer es den meiſten wird, ihr Brot zu erwerben; er lernt ſie ehren, weil er begreiſt, daß dieſe Menſchen alles thun, was nützlich iſt, was das Leben angenehm

macht, und wir dagegen gar nichts. Er lernt, wie viele Schweiß-, Blut- und Angſttropfen auf dem Feldchen der Armen hangen, und wird daher ſeine Jagd nie durch ihre Saaten treiben. Sehen Sie, das lernt er: Gottes guten heiligen Willen in Acht nehmen, und nicht der Welt und ſeines Fleiſches Willen!"

Man fand dieſe Aeußerungen des Majors ein wenig ketzeriſch, ein wenig verkehrt; weil er aber mit einer Stelle aus dem Katechismus ſchloß, ſo wagte man es doch nicht, ihn anzugreifen. Die Herren ſchwiegen; die Damen ſchnatterten unter ſich, und man unterſchied nur die Worte: ſeinem Range nichts vergeben! Reitknecht! gemeine Leute! unanſtändig!

Die Frau von Halden lauerte nun auf die Sitten ihres kleinen Hennigs; aber er hielt ſich ſo gut, gab ſo freundlich nach, ſpielte ſo vernünftig mit, war ſo folgſam, und ſelbſt gegen die Bedienten ſo höflich, daß ſie vergebens lauerte, und daß der Knabe die allgemeine Gunſt wieder erhielt, um welche ihn die Relation von ſeinen Hofmeiſtern beinahe gebracht hätte. Seine Mutter ließ ihn leſen. Er las zu ihrem Verdruſſe ſo richtig und

gut, daß die Geſellſchaft ihn aufs neue loben mußte.

Die Bewunderung der Anweſenden brachte nichts als widrige Empfindungen bei der Mutter hervor; denn ihr Liebling wurde überſehen. Karl, den die Mutter durch ihre verkehrte Erziehung ſchon ſehr eitel gemacht hatte, und der es gewohnt war, von ſeinem Bruder immer nur mit einer Art von Verachtung ſprechen zu hören, ſtand mit einem ſauren Geſichte da. Er hatte ſich, als Hennig kam, darauf gefreuet, ihn mit ſeiner Gelehrſamkeit, beſonders mit der Naturgeſchichte, zu verdunkeln; und das war ſo ſehr verunglückt. Uebrigens hörte Hennig nicht viel auf alles das Kluge, was Karl zu ſagen glaubte, ſondern ſpielte mit Emilien ruhig fort; und dieſe war unzertrennlich von dem Bruder, der ihr ſo viel mitgebracht hatte.

Die Mutter ſah Karln mit ſehr verdrießlichem Geſichte da ſtehen. Sie wollte durchaus ſeinen Wunſch befriedigen, und erzählte offenbare Unwahrheiten von ſeinen guten Eigenſchaften. Man lobte ihn ſehr laut und übertrieben; aber zu dem kleinen Huſaren

hockte man ſich an den Boden, nahm ihn in die Arme, küßte ihn, und ſagte fröhlich: „welch ein Engel!“

Heute wurde der arme kleine Hennig ſeiner Mutter, die ohnedies ſchon ſtarken Widerwillen gegen ihn fühlte, noch verhaßter; denn nun hatte er ihren Liebling, dem er die Erbſchaft des Oheims entzog, auch gedemüthigt. Wäre er bei ihr geblieben, ſo würde er endlich ihre Liebe wieder erlangt haben; aber er ging ja mit dem groben, ungeſitteten Major, der ihr ſo viele Wahrheiten ins Geſicht ſagte! Sie ſah nicht einmal hin, als der Knabe ſeinen Litthauer wieder beſtieg und mit ſeinem Onkel von dem Hofe ſprengte.

Als die Geſellſchaft in ein allgemeines Lob des kleinen Hennigs ausbrach, ſtanden der Mutter beinahe Thränen des Verdruſſes in den Augen. Sie führte ihren Liebling auf ſein Zimmer, und machte ſeinem Hofmeiſter bittre Vorwürfe darüber, daß Karl Hennigs Kenntniſſe nicht hatte, die er doch nicht haben konnte, weil ſie ihn, ohne ihre Geſellſchaft, nicht einmal in den Garten gehen ließ. Der Hofmeiſter verſprach Wunderdinge, ſpottete

über Hennigs Kenntniſſe, und machte ſo ſei-
ne Gebieterin wieder heiter. Seyn Sie nur
fleißig, Junker Karl, ſagte er; der ſoll Sie
nicht überholen! Der Knabe rief mit Unge-
ſtüm: ich will auch reiten lernen. Recht gern,
Karlchen, ſagte die Mutter, um den eitlen
Knaben nur zu beruhigen, der auf dieſe Art
in dem unnatürlichen Haſſe gegen ſeinen
Bruder immer mehr beſtärkt wurde.

Emilie wußte nichts von Haß gegen irgend
einen Menſchen, und am wenigſten gegen ih-
ren Bruder. Ihr guter Genius hatte ihr eine
ſehr verſtändige Gouvernante vom beſten Her-
zen zugeführt. Man war im Hauſe, eben we-
gen dieſer guten Eigenſchaften, ganz und gar
nicht mit der Franzöſin zufrieden, und würde
ſie bald wieder weggeſchickt haben, wenn ſie
nicht, nach dem Urtheile aller Kenner, das
Franzöſiſche vortrefflich geſprochen hätte. Sie
ſelbſt blieb nur aus Liebe zu ihrer armen
Mutter und zu Emilien in einem Hauſe, wor-
in man ſie die ganze Laſt des Ahnenſtolzes
fühlen ließ, in ihrer Gegenwart mit der größ-
ten Verachtung von allen Bürgerlichen ſprach,
und den Kindern bei jeder Gelegenheit die

Lehre gab, auf ihren Rang zu halten und ſich mit geringeren Menſchen nicht gemein zu machen. „Es mag,“ ſchrieb ſie ihrer Mutter, die nur von der Unterſtützung ihrer edlen Tochter lebte; — „es mag menſchlich ſeyn, daß der Adel die Vorzüge, deren er genießt, hervorhebt. Wer von uns würde gern ein Recht fahren laſſen, das er einmal hätte? Aber wenn das ganz natürlich iſt, ſo finde der Adel es auch natürlich, daß der Bürgerſtand ihn mit immerwährendem Widerwillen betrachtet, und ihm die Vorzüge beneidet, die er ſelbſt ſo hoch in Anſchlag bringt. Mir geht es durch die Seele, wenn man von einer Meſalliance wie von der Handlung eines niederträchtigen Schurken ſpricht; ich ſchweige indeß, und trinke das Gift geduldig hinunter.“

Man kann leicht denken, daß die Gouvernante die Geſellſchaft der Frau von Halden ſo viel als möglich vermied, und auch in gehöriger Entfernung von dem Hofmeiſter blieb, der ihr durch ſeine Schmeicheleien und ſein kriechendes Weſen verächtlich werden mußte. Sie war größten Theils auf ihrem Zimmer oder im Garten, und Emilie faſt ununterbro-

chen in ihrer Geſellſchaft. Das kleine Mädchen lernte viel von ihrer Gouvernante, weil dieſe es liebte; der Knabe hingegen wenig, weil ſie ihn mit einer Art von Widerwillen anſah. Liebe des Lehrers zu ſeinem Schüler iſt ja die ſchönſte Hälfte des Unterrichts.

Die Gouvernante zog Emilien durch alle nur erſinnliche Mittel an ſich, um das Herz des Kindes von dem Gifte der Eitelkeit rein zu erhalten; und die Frau von Halden ſah es gern, daß Emilie ſich viel bei der Gouvernante aufhielt, weil ſie auf dieſe Art größere Fortſchritte in der Franzöſiſchen Sprache machte. Ueberdies war Emilie bei weitem nicht ſo ſehr der Liebling ihrer Mutter, wie Karl. Auf dieſem beruheten ja alle Plane zu Größe, und jene war nichts als ein Mittel mehr, die Plane durchzuſetzen.

Die Mutter konnte alſo zum Glück auf Emilien nicht beträchtlich wirken, und die Gouvernante brachte nun dem Herzen des Kindes früh eine Liebe zu den Menſchen bei, die in der Folge nicht wieder auszurotten war. Mit Recht ſuchte die Gouvernante bei Emilien auch das Andenken ihres Bruders Hennig zu

erhalten. Emilie hatte, als ſie in Sollingen geweſen war, der Bonne viel von Hennig erzählt, und ihr auch ganz leiſe vertrauet: „der Bruder küßte den alten ſchmutzigen Reitknecht; ich habe es aber der Mama nicht geſagt: ſie war ſo ſchon böſe genug!“

Die Gouvernante hatte den Major von der Frau von Halden oft, und nicht mit Lobe, nennen hören, aber ihn noch nie geſprochen. Hofmeiſter und Franzöſin aßen nehmlich, wenn Fremde da waren, nicht mit am Tiſche; und ohnedies hatte die gnädige Frau ihre Urſachen, den Major mit Beiden nicht zuſammen zu bringen. Aber die Bonne hörte hin und wieder die Leute im Hauſe von dem Major mit ſolcher Ehrfurcht ſprechen, daß ſie nothwendig aufmerkſam auf ihn werden mußte. Heute, als der kleine Hennig mit dem Onkel hier war, führte Emilie ihn auf das Zimmer ihrer Bonne, und ſagte: ſieh, lieber Hennig, das iſt meine Gouvernante. — „Was iſt das?“ fragte der Kleine; und die Franzöſin erklärte es ihm. „Ja,“ ſagte er; „nun weiß ich es. Du biſt bei Emilien Mamſell Rieſen, die mich ſo lieb hat, und die wir

Alle, ich, Onkel, und der groſze Hennig, ſo lieb haben."

Die Bonne erkundigte ſich näher; und der Knabe beſchrieb ihr genau, was die Mamſell den ganzen Tag machte, wie lieb der Onkel ſie hätte, und ſo weiter. Er gefiel ihr mit ſeiner Güte, Offenheit, Ehrerbietung, mit ſeinem zutraulichen Weſen; und ſie ihm nicht minder. Nicht lange, ſo lief er wieder in den Saal zu ſeinem Oheim, und fliſterte ihm zu: „Onkel, Emilie hat auch eine Mamſell Rieſen, die ihr recht gut iſt." Der Major hatte ſchon am Morgen ein wenig mit Emilien geplaudert, und zu ſeiner Freude gefunden, daſz ſie noch ein natürliches, unverdorbenes Kind war. Er fragte; und ſie erzählte ihm von ihrer Bonne ſo viel Gutes, daſz er ſich vornahm, das Frauenzimmer kennen zu lernen. Als nun der kleine Hennig kam, und ihm zufliſterte, ging er zu der Bonne hinüber. Er ließ ſich in ein Geſpräch mit ihr ein; und nach einer Viertelſtunde gab er ihr die Hand, drückte die ihrige, und ſagte: „Sie ſind ein gutes Mädchen, liebe Mamſell, und ich freue mich, daß ich Ihnen meine Hochachtung da-

für bezeugen kann. Aber, wie in aller Welt kommen Sie hier im Hauſe fort?" — Sie zuckte die Achſeln. — „Nicht wahr, Sie ſind hier in der Aegyptiſchen Dienſtbarkeit? Aber, hören Sie, liebe Mamſell, ich habe an Emilien geſehen, daß Sie nicht ohne Segen hier ſind. Rechnen Sie Eins ins Andere. Sie reißen das Kind aus des Teufels Rachen, dem verdammten Hochmuth; das iſt auch Freude. Und ſehen Sie, da habe ich den Kleinen bei mir. Ich glaube, die Mutter hat kein Herz zu dem Jungen, und es könnte ihr wohl hin und wieder ein Wort entfallen, das auf Emilien und Karln eine üble Wirkung thäte. Wo Brüder ſich haſſen, da hat der Teufel ſein Spiel, und der Jammer ſeinen Thron. Liebe Mamſell, reden Sie zuweilen meinem Kleinen das Wort bei ſeinen Geſchwiſtern, wenn auch nicht bei der Mutter. Laſſen Sie die Kinder nicht vergeſſen, daß der Hennig da ihr Bruder iſt; ſo wie er bei mir nicht vergeſſen ſoll, daß ſein Herz eigentlich hier ſeine Heimath hat. Wir Beide können in der Stille viel thun. Und da ich von meinem Bruder gehört habe, liebe

Mamſell, daß Sie — wofür ich Ihnen die Hand küſſe — daß Sie Ihre gute, arme und alte Mutter ernähren. . . . Nehmen Sie es mir nicht übel; das Waſſer kommt mir in die Augen. Ich habe auch Eltern gehabt, und weiß, wie glücklich Sie ſind, daß Sie das können! . . . . Was wollt' ich doch ſagen? . . . Ja ſo! In meiner Familie iſt ein Vermächtniß für Wittwen, das, nehmlich . . . Sehen Sie . . ."

Die Gouvernante ſah ihn ſcharf an, doch nur aus Neugierde, weil ſie nicht wußte, wo er hinaus wollte.

Er fuhr fort: „Sie ſehen mich darauf an, liebe Mamſell, ob ich lüge. Schlimm genug, daß man nicht ſagen kann, was man fühlt." — Sie verſtand ihn noch weniger. Er legte die Hand auf ſein Herz, und ſagte: „Gerade heraus! In meinem Herzen iſt das Vermächtniß für alle Unglücklichen; und die Mutter einer ſo guten Tochter muß ſich des Lebens freuen können. Wollen Sie es mir nicht übel nehmen, daß ich etwas Weniges für Ihre liebe Mutter zu thun ſuche? Sie thun ja ſo viel für meines Bruders Kinder!"

(Mit dieſen Worten legte er, in Verwirrung und erröthend, etwa zwanzig Louisd'or auf den Tiſch.) „Ich bitte Sie, liebe Mamſell, nehmen Sie das an. Mein Bruder hat mir geſagt, wie viel Sie hier im Hauſe bekommen; und das iſt ja, auf Ehre, kaum genug zu den Kleidern, die Sie zerreißen. Sehen Sie das als eine Zulage an."

Das Mädchen nahm des Majors Geſchenk mit vieler Rührung, und ſagte mit dankbaren Blicken: o meine Mutter! Der Major bat ſie, in jeder Art von Verlegenheit ſich an ihn zu wenden, und verließ ſie dann wieder.

Jetzt konnte der Keim von Bruderliebe, der in Emiliens Herzen aufgegangen war, um ſo weniger ausgerottet werden; denn die Bonne miſchte gefliſſentlich in alle die freundlichen Hoffnungen, die das kleine Mädchen ſich von der Zukunft machte, das Bild des guten Hennigs. Sie unterhielt Emilien oft von ihm; und wenn dieſe bisweilen über ihren Bruder Karl klagte, ſo meinte die Bonne: ſo etwas würde Hennig gewiß nicht gethan haben. Kam der Major, ſo brachte er Emilien jedesmal etwas Angenehmes von dem Bruder Hennig

mit; und eben ſo hatte er nach einem Beſuche in Moorberg immer etwas für ſeinen Hennig, das ſeine Eltern und ſeine Geſchwiſter ihm ſchickten. Emilie liebte nun ihren Bruder recht herzlich, ob ſie gleich — denn Kinder ſind ja aufmerkſamer auf das Betragen der Erwachſenen, als man denkt — bald merkte, daß dieſe Liebe in den Augen ihrer Mutter gar kein Verdienſt war. Einmal fragte ſie in ihrer Unſchuld: aber warum ſind Sie denn böſe auf den Bruder Hennig, liebe Mama? und ſie bekam zur Antwort: weil er ein ungezogener Bauerjunge iſt, der nichts lernt! Die Bonne ſprach indeß anders, ob ſie gleich das Kind zu überzeugen ſuchte, daß die Mutter auch den Bruder Hennig liebe. Emilie ſah wohl, daß man ihn haßte; doch erfuhr ſie nicht, warum.

Als er wieder einmal in Moorberg geweſen war, übernahm ſie ſeine Vertheidigung; allein ſie zog ſich dadurch einen ſtarken Verweis von der Mama zu. Von nun an ſchwieg ſie, und — wie das bei Kindern faſt immer der Fall iſt — freuete ſich, etwas thun zu können, das man nicht haben wollte, und das man doch nicht verbot. Sie bildete ſich ein, Hen-

nigen deſto zärtlicher zu lieben; und ſie that das wirklich, weil ſie ſich in ihrem Herzen jetzt mehr mit ihm beſchäftigte.

Zwiſchen Karln und Hennig war das gute Verhältniß nicht wieder herzuſtellen, obgleich der Major ſich deshalb viele Mühe gab. Karl nahm ſogar einen Litthauer, ſo ſehr ihn auch nach einem Pferdchen verlangt hatte, ziemlich kalt auf, weil der Major ihm ſagte: ſein Bruder Hennig ſchicke ihn.

Hennig wußte von dem allen nichts. Er liebte ſeine Eltern, ſeinen Bruder, und beſonders ſeine Schweſter, ſprach alle Tage von ihnen, und freuete ſich, wenn er hörte, daß er bald einmal wieder nach Moorberg reiten ſollte. Bis jetzt dachte er mit keinem Gedanken daran, daß ſeine Mutter ihn gegen ihre andern Kinder zurückſetzte; auch konnte er das um ſo weniger denken, da alle Menſchen in Gollingen ihn ſo herzlich liebten. Neben den alten Beſchäftigungen lernte er itzt Gellerts Fabeln auswendig, und auch ſo viele Franzöſiſche Wörter, als Mamſell Hannchen und der Major wußten. Er ſchrieb ſo gut, wie Hannchen ſelbſt, und rechnete an den Fingern oder

auf dem Papiere beinahe ſo fertig, wie der Verwalter, der es ihn lehrte. Mamſell Hannchen wußte in der That nichts mehr mit ihm anzufangen, und hielt ſich jetzt nur an eine Regel ihres Vaters: Kinder müſſen jeden Tag etwas auswendig lernen. Aber, was ſie ihm aufgab, wußte er bei ſeinem glücklichen Gedächtniſſe in einer halben Stunde auswendig; und dann war er wieder unbeſchäftigt.

Der alte Hennig hatte ſchon oft über das viele Lernen ſeines Lieblings gemurrt. Jetzt bekam er nun wieder freiere Hand mit ihm; und nicht lange, ſo ritt, hieb und ſchoß der Knabe mit ſeinem Lehrmeiſter um die Wette. Zwar hörte der Alte wohl mit Thränen in den Augen zu, wenn ſein Liebling vor ihm ſtand, und ihm mit lauter Stimme die Gellertſche Erzählung: „Um das Rhinoceros zu ſehn, erzählte mir mein Freund," ꝛc. vordeklamirte; aber dennoch ſagte er, wenn die Freude vorüber war: das Pappeln hilft zu nichts in der Welt! So 'was kann einer herſagen, daß einem die Thränen in die Augen kommen; und dabei hat er vielleicht ein Katzenherz. Ich habe alle meine Lebetage geſehen, daß Leute, die am

beſten ſchwatzen können, am wenigſten thun. Sie ſprechen von Mitleiden, und die Pfennige ſind ihnen ans Herz gewachſen. — Aber was ſoll man denn machen, guter Hennig? fragte Hannchen. Das wußte nun der Alte nicht; und ſo blieb es, wie bisher: die Mamſell gab auf; der Kleine lernte auswendig; Hennig überhörte ihn, und lernte dabei Gellerts Fabeln mit auswendig.

Der Major ſchien ſich jetzt nicht recht mehr um den Kleinen zu bekümmern. Er ging öfter als je allein, ſaß öfter als je an ſeinem Fenſter, und blies den Tabaksrauch nachdenkend vor ſich hin. Weder Hennig noch Hannchen konnten ihn aus ſeinem trüben Schweigen bringen. Ehemals war es ſeine größte Freude, wenn der kleine Hennig ihm Verſe vordeklamirte; er pflegte lächelnd zuzuhören und dann eine Nutzanwendung in ſehr kräftigen Ausdrücken zu machen. Jetzt hörte er, mit der Tabakspfeife im Munde, dem Kleinen zu, wendete in der Hälfte der Erzählung die Augen von ihm ab auf irgend eine Blume in der Tapete, und zog die Stirn in düſtre Falten. Offenbar hörte er die zweite

Hälfte nicht, und dann ſetzte er ſich, ohne ein Wort zu ſagen, wieder an ſein Fenſter.

Hannchen fragte den alten Hennig: was fehlt denn unſerm Herrn Major? und Hennig wußte ihr nicht zu antworten. Das Uebel wurde mit jedem Tage ärger. Der Major brannte zehnmal ſeine Pfeife an, und immer ging ſie ihm wieder aus, weil er zu rauchen vergaß. Ehemals war, ſobald er auf das Pferd kam, alles Unangenehme vergeſſen; die Runzeln auf ſeiner Stirn verloren ſich dann, und niemand durfte ſo leicht eine abſchlägige Antwort von ihm befürchten. Jetzt legte er ſeinem Fuchſe den Zügel auf den Hals; und kaum war er vor dem Dorfe, ſo ſagte er: „Hennig, laß uns nur umkehren! die Luft iſt zu rauh." Heute ging es wieder nach Hauſe, ſagte Hennig zu Mamſell Hannchen, als wenn wir ehemals ritten, im Dorfe Lieferungen anzuſagen; da konnten die Gäule auch die Füße nicht heben!

Soll der Wagen fort, lieber Herr Oberſtwachtmeiſter, und den Doktor holen? fragte Hennig endlich.

„Den Doktor?“ erwiederte der Major, und ſtand vom Fenſter auf; „iſt jemand krank? doch nicht etwa Hannchen?“

Hannchen? Ei, ich wollte, Alles im Hauſe wäre ſo friſch und geſund, wie die! Die blü- het ja wie eine Roſe!

„Da haſt du Recht! wie eine Roſe, Hen- nig! wie eine Lilie! denn ſo rein iſt ihre See- le. Aber wer iſt denn ſonſt krank?“

Sie ſelbſt, lieber Herr Oberſtwachtmeiſter. Sagen Sie doch, was fehlt Ihnen? Sie quälen Sich, und uns dazu!

„Hennig, thu' ich das? Nun, ſo vergebt es mir. Ich dachte, Ihr ſolltet es nicht merken.“

Nicht merken? Der Kleine ſogar merkt es, und iſt betrübt, wenn Sie ſeinen Spruch nicht ganz überhören. Das iſt nichts, Herr Oberſtwachtmeiſter. Sie müſſen ſagen, was Sie auf dem Herzen haben; es wird ja wohl noch Hülfe ſeyn! Ich gräme mich, und Mamſell Hannchen grämt ſich auch. Sehen Sie, nun ſtehen Sie ſchon wieder da, wie ein General, der ſich hat vom Feinde über- rumpeln laſſen, und den Degen abgeben ſoll.

Friſch,

Friſch, Herr Oberſtwachtmeiſter! Den Säbel heraus, und ſich durchgeſchlagen!

„Du haſt gut reden, Hennig! Mich durchſchlagen kann ich, das weißt du wohl. Aber . . . Ja, wenn's nur Kugeln wären; ich wollte hier nicht am Fenſter ſitzen und mit der Hand über das Geſicht fahren, wie jetzt ſo oft, weil ich nicht weiß, wo mir der Kopf ſteht."

Nun, was iſt es denn? — Der Major ſchüttelte den Kopf. — Herr Oberſtwachtmeiſter, fuhr Hennig bewegt fort; denken Sie nur, wie die verdammten Kroaten Ihnen eins hinten hinein gegeben hatten. Da ſagten Sie auch: reite nur, Hennig; ich habe mein Theil. Ich ritt nicht, und brachte Sie mit Gottes und Hannchens Hülfe durch. Jetzt ſchütteln Sie den Kopf, als ob Sie wieder ſagten: reite nur, Hennig! Aber ich reite nun einmal nicht. Sagen Sie doch, was iſt es!

„Diesmal hat der Feind beſſer getroffen. Die Kugel ſitzt hier." (Er legte die Hand auf das Herz; und Hennig ſah ihn ſtarr an.) „Laß das, alter Hennig; es wird wieder gut werden."

Aber Hennig ließ nicht nach. Er nahm ſeine Mütze ab, und ſagte: Herr Oberſtwachtmeiſter, ich bitte, ſagen Sie es mir. Und wenn Ihnen denn gar nicht zu helfen wäre, ſo könnte ich mir doch auch ein Fenſter ſuchen, und . . . Herr Oberſtwachtmeiſter, die Thränen kommen mir in die Augen. Ich bitte Sie, ſagen Sie es mir.

Der Major ging unruhig im Zimmer auf und nieder, weil er ſich noch immer nicht recht entſchließen konnte. Endlich ſagte er: „Aber Hennig, kannſt du ſchweigen?"

Als ob mir ein Vier- und Zwanzigpfünder das Maul geſtopft hätte.

„Es iſt ein dummer Streich von mir, Hennig, daß ich meines Bruders Sohn zu mir genommen habe."

Hennig ſtarrte ihn an, und es lief ihm eiskalt über den Rücken; denn er liebte den Kleinen wenigſtens eben ſo zärtlich, wie den Major, und würde mit Freuden ſein Leben für ihn gelaſſen haben. — Der Major fuhr fort: „Zwar weiß ich nicht, wie ich es anders hätte machen ſollen; denn die Mutter hat kein Herz zu dem Jungen, und dem Vater iſt ein aus-

geſtopfter Adler oder ein Dompfaffe lieber als alle ſeine Kinder. Ja, ich mußt' es thun; und Gott hat es auch geſegnet: die ganze Welt freuet ſich ja über den Jungen. Aber einen dummen Streich hab' ich dabei begangen. Du weißt, ich hielt es immer für hochmüthig, ein Teſtament zu machen. Es ahnete mir, daß das mein Unglück ſeyn würde. — Der Kleine iſt Erbe meines ganzen Vermögens. Verſtehſt du nun, Hennig?"

Nein, nicht ein Wort; denn wenn ein Anderer, als der Kleine, Sollingen haben ſollte, und Ihren Schweißfuchs, und den Polaken, und den Türken — ſehen Sie, ich könnte das Neſt bis auf den Grund abbrennen, und die Pferde vor den Kopf ſchießen. Dann möchte es meinetwegen der Teufel nehmen, und Hexen hier wohnen. Das könnt' ich! abbrennen!

„Auch wenn es meine Kinder bekommen ſollten, Hennig? Denen wollteſt du es nicht gönnen? denen könnteſt du es abbrennen?"

Ihren Kindern? Hennig blieb mit offnem Munde ſtehen, und konnte lange nicht ein Wort mehr ſagen. — Ihren Kindern? fragte er noch einmal. Ja, das iſt ein an

dres! Nun, ich bleibe bei Ihnen bis in den Tod; und ſollte ich Sie überleben, Herr Oberſtwachtmeiſter, ſo mag Sollingen und die Pferde — doch will's Gott haben die dann wohl ſchon ausgedient — nehmen, wer Luſt hat. Aber mich, Herr Oberſtwachtmeiſter, mich bekommt der Kleine. Kinder hin, Kinder her! Ich kenne ſie nicht. Sie haben noch neulich geſagt, Liebe wäre die rechte Blutsfreundſchaft; und ſo iſt es auch. Wenn ich Ihnen die Augen zugedrückt habe, ſo gehe ich mit dem Kleinen, und ging' es in die Hölle.

„Und meine Kinder, alter guter Hennig,“ fragte der Major, und hielt ihm die Hand hin; — „meine Kinder könnteſt du verlaſſen?“

Seh einer, in was für Noth ein Menſch gerathen kann! Sonſt wußt' ich noch immer, wie ein Blitz, was ich ſagen, was ich thun ſollte. Und hier? Ich will mich beſinnen, Herr Oberſtwachtmeiſter. Verſprechen kann ich's nicht, das ſchwör' ich Ihnen bei meiner Seele: denn thäte ich das, ſo müßte ich Wort halten; und den Kleinen hab' ich gar zu lieb. Großer Gott, Herr Oberſtwachtmeiſter! Nun

begreif' ich wohl, warum Sie da ſaßen und ſeufzten. Steh' ich doch ſelbſt da, und die Augen ſind mir voll Waſſer. Aber, ſagen Sie mir nur, warum haben Sie denn daran nicht früher gedacht?

„Ich wußte es ja nicht früher!" antwortete der Major, und erröthete.

Sie wußten es nicht früher? Aber, in aller Welt, wie haben Sie es denn nun auf einmal erfahren?

„Gar nicht auf einmal, Hennig; erſt nach und nach, alle Tage nur ein wenig mehr: wenn wir am Tiſche waren, ein wenig, wenn ich hier am Fenſter ſaß, ein wenig, bis ich es zuletzt ganz wußte."

Gott behüte, Herr Oberſtwachtmeiſter! Sie machen einen ganz bange mit Ihrem Reden. So 'was muß man ja wohl auf einmal erfahren. (Er ſah ſeinen Herrn furchtſam und theilnehmend an.) Wo ſind denn Ihre Kinder?

„Kinder? Jetzt habe ich noch keine; aber, Hennig, — ich könnte ja heirathen."

Könnte! Haben Sie mich doch faſt eiskalt gemacht vor Schrecken! Ich dachte wahrhaf-

tig, die Kinder wären ſchon an der Thüre. Ja könnten! aber Sie werden nicht.

„Nun ja doch, Hennig; eben deswegen, weil ich's nicht thun werde, . . .“

Nun was denn? Eben deswegen? Was eben deswegen?

„. . . ſitze ich da ſo am Fenſter, und vergehe wie ein Schatten. Das iſt ja eben die Kugel im Herzen.“

Da mag der Henker klug werden! Sie wollen nicht heirathen, und darum eben ſitzen Sie am Fenſter? Wer zwingt Sie denn?

„Hennig, hab' ich's dir denn noch nicht deutlich genug geſagt? Ich möchte wohl heirathen; aber ich darf nicht.“

Und das . . Ha ha! nun geht mir ein Licht auf! . . . und das haben Sie alle Tage ſo ein wenig mehr gemerkt? Ei, der Teufel! Herr Oberſtwachtmeiſter, nun geht mir noch ein Licht mehr auf. Am Tiſche haben Sie es ein Bißchen gemerkt? Darum ſaßen Sie auch ſo, und ſahen Mamſell Hannchen an, und wußten kein Wort zu ſprechen, und ſaßen doch da ſo lange, daß mir die Fußſohlen weh thaten, und ich mich ſetzen mußte. Alſo Mamſell Hannchen möchten Sie heirathen?

Der Major erröthete und ſchlug die Augen nieder.

Viktoria! rief Hennig, warf die Mütze in die Höhe, und wollte den Augenblick zur Thür hinaus.

Der Major hielt ihn auf. „Hennig, du haſt mir verſprochen zu ſchweigen. Höre doch, Hennig! Du ſiehſt ja, ich darf nicht. Hab' ich denn nicht den dummen Streich gemacht mit dem Teſtamente? Die Hände ſind mir gebunden."

Hennig fing endlich an, das einzuſehen. Man überlegte nun; aber das Ding wollte ſich auf keiner Seite angreifen laſſen. Das Teſtament umzuſtoßen und Hennigen bloß Kindestheil zu geben, ſchien Beiden unrecht, ſo edelmüthig es auch ein Andrer hätte finden können; „denn," ſagte der Major, „ich habe mein Wort gegeben."

Aber, wenn es nicht geht, Herr Oberſtwachtmeiſter, ſo ſchlagen Sie es Sich aus dem Sinne!

„Ja, ſiehſt du Hennig? das kann ich eben nicht, ob ich gleich nicht weiß, warum. Als mein Vater ſtarb, da machte meine Schwäge=

rin ſo allerlei Dinge, die ich wohl ſah und die mein Konſulent wohl wußte. Ich ſollte proceſſiren mit meinem Bruder; uud auf meines Vaters Grabe war noch nicht einmal Gras gewachſen. Davor ſchämt' ich mich. Ich hatte wohl Luſt dazu, große Luſt, beſonders wenn meine Schwägerin ſo ehrlich that; aber ſieh! ich ſchlug es mir aus dem Sinne, nahm Sollingen, und ließ es gut ſeyn. So hab' ich mir manches aus dem Sinne geſchlagen, was du nicht weißt, und was kein Menſch wiſſen ſoll; hier aber iſt es nicht möglich. Wenn ich Hannchen anſehe, ſo wird mir ſo wunderlich; das Herz iſt mir ſo voll, und ich kann nicht ſagen, ob ich traurig oder vergnügt bin. Schlug ich bei Tiſche die Augen nieder, — auch das that ich; denn ich dachte: alter Narr, was haſt du ſie anzuſehen! — ſo hörte ich ſie ſprechen; und da war es nicht beſſer. Ich antwortete nicht ein Wörtchen, damit ſie ſtill ſeyn ſollte; aber dann hörte ich doch ihren Athem, und da mußte ich ſie wieder anſehen, ich mochte wollen oder nicht. Endlich ging ich. Ja, da war ſie überall, wohin ich ſah. Hörte ich ih-

re Stimme draußen, ſo flog mir das Herz, als hätte ich eben auf eine Batterie einhauen ſollen. Ich wußte nicht ſo recht, was das war, und dachte immer: ei nun! es kommt davon her, daß du das Mädchen ſo lieb haſt. Das war es auch wohl, aber nur auf andere Art, als ich glaubte. Zuletzt merkte ich denn ganz deutlich, daß ich verliebt in ſie bin. Vorher war ich ihr gut, weil ſie ſo treu, ſo ſanft, ſo wohlthätig iſt; jetzt aber? — jetzt möchte ich ihr die Hand küſſen, mit der ſie bei Tiſche vorlegt. Ich kann mit ordentlicher Luſt ihre ſchlanke Geſtalt betrachten, und den kleinen Fuß, der unter der Schürze hervorſieht. Giebt ſie mir die Hand, ſo zittere ich, wie ein armer Sünder. Kurz, Hennig, ich bin verliebt in ſie. Ich lachte ſonſt immer, wenn man ſagte: er iſt zum Sterben verliebt; und nun muß ich alter, beinahe funfzigjähriger Schnurrbart noch lernen, daß das ein wahres Wort iſt! — Ich habe es überlegt, Hennig, hinten und vorn; aber ich kann nichts heraus denken. Recht gern wollte ich dem Jungen alles das Meinige laſſen, und wieder vom Kornet an dienen, wenn ich Hannchen dafür

bekommen könnte. Siehſt du? nun kann ich ſagen: reite nur, Hennig; ich habe mein Theil! Den Jungen, Hennig, laß ich nicht fahren; der wird mein Erbe, und es iſt mir, Gott Lob! noch nie in den Sinn gekommen, das abzuändern: aber wohl manches Andre, was ich mich zu ſagen ſchäme, weil es ſo ein Handel iſt, den man ſogar einem jungen zwanzigjährigen Wildfange übel nimmt; und nun vollends mir Graubart! Ich habe hundertmal gedacht, laß den Plunder dem Jungen; haſt du doch eine ſchöne Summe baar und in Sachen. Zieh mit Hennig und Hannchen in ein Land, wo dich keiner kennt, und lebe da glücklich und ruhig. Hinterher ſchämte ich mich aber. Was ſollte der Junge im zwanzigſten Jahre thun, wenn der Onkel im funfzigſten mit einem Mädchen durchginge? Nein, lieber vor Herzeleid geſtorben, als daß der Junge, der Hennig, wenn er einen dummen Streich beginge, hintreten und ſagen könnte: mein Onkel hat es nicht beſſer gemacht. Ja, könnte ich den Jungen mit mir nehmen — wer wüßte doch, was ich thäte! Ihn habe ich herzlich lieb, und von dem Mädchen kann

ich mein Herz nicht losreißen. Siehſt du, Hennig? zuweilen wünſche ich, die Kroaten wären damals über mich gekommen; wer weiß, welchen dummen Streich ſie verhindert hätten! So ſteht es mit mir. Was ſagſt du nun?"

Hennig legte den Finger an die Naſe: Sünde iſt es nicht, Herr Oberſtwachtmeiſter, das weiß ich; denn ſonſt ſteckte es nicht in der Natur. Daß man ſich davor ſchämt, wie Sie ſagen, das iſt nichts; denn der Armuth ſchämt man ſich auch, und ſie iſt doch weder Sünde noch Schande. Alſo, Herr Oberſtwachtmeiſter, ſeh' ich nicht ein, warum ich hätte die Kroaten über Sie laſſen ſollen. Wie es ſich mit dem Teſtamente machen läßt, weiß ich freilich nicht; aber wenn ein Menſch in der Welt Rath geben kann, ſo iſt es Hannchen.

Der Major überzeugte den alten Huſaren bald, daß Hannchen gar nichts wiſſen dürfte. Auch das! ſagte Hennig. Aber heirathen müſſen Sie Mamſell Hannchen; denn es iſt, Gott weiß, nichts Böſes dabei. Und möglich muß es werden, da ſetz' ich unſere beiden

braunen Kutſchpferde an ihres Herrn Bruders Kracken. Wenn wir nur Mamſell Hannchen einmal fragen dürften! Die würde bald einen Pfiff finden, wie wir an dem Teſtamente ein wenig rücken könnten.

„Einen Pfiff, Hennig? Das iſt nun, Gott weiß, nichts. Wozu ſoll das hinten herum Schleichen, als zum Betriegen? In ſo einer Sache, wo es auf Worthalten ankommt, hat man mit ſeinem Gewiſſen zu thun, und mit dem lieben Gott; da helfen aber keine Pfiffe. Ja, wäre ich mit Gott und meinem Gewiſſen aufs Reine, und dann — was noch ein ſchwerer Stand ſeyn wird — mit Mamſell Hannchen: ſo möchten die Leute reden, was ſie wollten. Siehſt du, das wäre gerade, wie meine Schwägerin ſagt: ſeines Vortheils halben kann man wohl einmal etwas verſchweigen oder mit einem Mäntelchen behängen. Ich bin zwar verliebt, aber ein ehrlicher Mann; und das will ich bleiben, ſo lange ich lebe."

In dieſem Augenblicke trat Hannchen in das Zimmer, und rief zu Tiſche. Der Major ſchlug erröthend die Augen nieder, und Hen=

nig betrachtete Hannchen mit Wohlgefallen. Bei Tiſche war Hennig immer in tiefen Gedanken, und ſetzte weder Teller, noch ſonſt etwas, ordentlich hin. Wenn er ſeiner Meinung nach ein Mittel gefunden hatte, den Major aus der Verlegenheit zu ziehen, ſo ſprang er hinter Hannchens Stuhl, und winkte ihm freundlich zu. Dann wurde der Major jedesmal roth. Hannchen bemerkte im Spiegel die Geberden des alten Huſaren, und ſein Zuwinken; auch ſah ſie des Majors Erröthen, und konnte alſo leicht denken, daß die beiden Männer etwas unter einander hätten, das ſie nicht wiſſen ſollte. Man ſtand endlich vom Tiſche auf, ohne ein Wort geſprochen zu haben. Der Major ging ſtill auf ſein Zimmer, und Hennig in den Stall, um zwiſchen den Pferden recht reiflich nachzudenken, wie ſeinem Herrn zu helfen wäre.

Er ſann bis um Mitternacht, rechnete, und brachte endlich den ganzen Plan in Ordnung. Nun ſprang er glühend vor Freude auf, und rief: der Teufel! das hat mir mehr Angſt und Noth gemacht, als damals die Kroaten. Aber durch hab' ich ihn! — Er

lief zu ſeinem Herrn, der eben voll Sorge die Augen geſchloſſen hatte, ſchüttelte ihn, und ſagte: Herr Oberſtwachtmeiſter, Hannchen iſt Ihre; und an dem Teſtamente wollen wir nicht ein Haar rücken! Der Major richtete ſich im Bette hoch auf, und Hennig fing an. Das Gut bringt Ihnen jährlich zehntauſend Thaler ein, das iſt klar; und die ſind bisher Jahraus Jahrein darauf gegangen. Brächte es auch zwanzigtauſend ein, ſie ſtörten noch Wittwen und Waiſen auf, daß alles darauf ginge. Nun, ſehen Sie, lieber Herr Oberſtwachtmeiſter, künftig geben wir jährlich etwa ſiebentauſend Thaler aus, und legen dreitauſend hin. —

„Hennig, die Wittwen und Waiſen laſſ' ich keine Noth leiden. Das iſt nichts."

Nun ja doch. Dieſe dreitauſend Thaler, die wir jährlich beilegen, ſollen eben für eine Wittwe und für Waiſen ſeyn, die Sie auf der Welt am liebſten haben. Sie heirathen Mamſell Hannchen. Jetzt ſind Sie beinahe ein Funfziger; und geht es nach der Bibel, ſo haben Sie noch zwanzig Jahre, auch wohl länger, vor ſich. Dreimal zwanzig, das ſind

ſechzig tauſend Thaler. Aber geſetzt auch, Sie lebten nur noch zehn Jahre, ſo ſind es doch dreißig tauſend Thaler. Hätten Sie dann etwa drei Kinder, ſo bekäme jedes einmal zehn tauſend. Das wäre doch aller Ehre werth. Und glauben Sie denn, der kleine Hennig würde Ihre Kinder Noth leiden laſſen?

„Aber wenn ich nun gleich nach der Hochzeit ſtürbe, Hennig, und ließe Wittwe und Kind zurück!"

So habe ich jährlich vierhundert Thaler. Und meinen Sie denn, ich hätte mir gar nichts geſammelt? Wo ſollt' ich denn mit allem dem Gelde hin, das Sie mir faſt jeden Monath ſchenken? Und dann die Summe, von der Sie heute ſagten, und Gottes Segen dazu, und ſo eine ſparſame Mutter, wie Hannchen, mich ſelbſt nicht zu vergeſſen! Sind mir denn die Arme an die Schultern gewachſen, daß ich damit nur in der Luft herumfechten ſoll, wie der Kleine, wenn er ſeinen Spruch aufſagt? Es geht! wahrhaftigen Gott, es geht! Morgen können Sie Sich trauen laſſen.

Der Major richtete ſich hoch im Bette auf, weil die dreiſte Verſicherung ſeines Hennigs ihn mit neuem Muthe belebte. Auch er hatte dieſen Plan ſchon gehabt. Es fehlte nur an einem ehrlichen Manne, der ihm Beifall gab; und jetzt war der ehrlichſte in der Welt von ſelbſt darauf gefallen. Der Major ſtand auf. Man zündete Licht an, rechnete noch einmal, und zählte die Summe in der Chatulle. Es waren ungefähr vier tauſend Thaler. „Ein Nothpfennig!" ſagte der Major. Ja wohl! erwiederte Hennig; und ein Liebes-Nothpfennig. Aber, Sie haben ja auch Hannchen ſchon drei hundert Thaler jährlich vermacht. O ho! Geld genug! Gott gebe nur ſo viele Tauſen, als wir Hunderte haben!

„Was wird meine Schwägerin ſagen!" brachte der Major zuletzt noch mit tiefem Nachſinnen hervor.

Mag ſie ſagen, was ſie Luſt hat! Wir halten uns ja an das Teſtament. Heirathen müſſen Sie; und, ich dummer Hans, ſo lange Mamſell Hannchen im Hauſe iſt, habe ich noch nie daran gedacht! Ich möchte Mamſell Hannchen noch wecken; ſo vergnügt bin ich!

Der Major ſeufzte tief, ſtrich langſam das Geld zuſammen, und ſagte: „was hilft unſer Zählen und Rechnen? Wenn nun Hannchen nicht will! Siehſt du? da kommt noch ein Kroat, Hennig. Ja, wenn der weg wäre! Es iſt ein junges hübſches Mädchen, und ich nachgerade ein alter Mann. Meine Hitze dazu, und das Tuckmäuſern die letzten Monate über, mögen mich auch ſchlecht bei ihr rekommandirt haben. Weiß Gott aber, das kam bloß von meiner Liebe zu dem guten Kinde her. Wenn ſie mir nur ihre Hand gäbe, ſo könnte ich ihr wohl verſprechen, daß nie wieder ein böſes Wort aus meinem Munde kommen ſollte.“

Ach, reden Sie doch! Als ob ich es nicht längſt beſſer wüßte! Das iſt nun gar nichts.

„Was weißt du denn, Hennig? Sag einmal. Du ſollſt ſehen, daß ich Recht habe.“

Ich weiß, daß Hannchen Sie lieb hat, wie einen Vater, und immer mit naſſen Augen von Ihnen ſpricht. Noch neulich ſagte ſie: der Herr Major ſitzt zu Pferde, wie ein junger Menſch. Laſſen Sie doch die Grillen fahren. Genug, Hannchen will.

„Und wenn ſie nicht wollte, lieber Hennig! Großer Gott, ich habe ſie ſo lieb, ſo unausſprechlich lieb.“

Ei, Herr Oberſtwachtmeiſter, ich will ſie morgen ſchon ausholen. Aber ich ſage Ihnen, ſie will.

„Das Ausholen iſt nichts. Ich denke, man muß da ehrlich zu Werke gehen. Wir legen es ja, Gott Lob, nicht auf ihr Unglück an. Ich will das dieſe Nacht überlegen. Morgen mehr, Hennig.“ Hennig ging. Der Major rechnete nun noch einmal, und ſchlief, zum erſtenmal in ſeinem Leben, mitten unter Zahlen ein.

Am andern Morgen war Hennig früh auf, und holte die Staatsuniform hervor. Er bat Hannchen um Puder, und lachte heimlich, als er ihn bekam. Sehen Sie nur, ſagte er dann zu dem Major, und zeigte auf den Puderbeutel; der Feind hat uns ſelbſt die Munition geliefert, mit der wir ihn beſchießen wollen. Der Major wollte Anfangs nicht; er meinte, es müßte ehrlich zugehen. Indeß, da ſein Hennig darauf drang, ſo ließ er ſich pudern, zog die beſte Uniform und die gelben Stiefeln

an, band die Taſche um, und ſtrich ſich den Knebelbart. — Und nun, ſagte Hennig, können Sie dreiſt einhauen!

Hennig öffnete die Thür. Der Major holte einen tiefen Seufzer, ſah verlegen hinaus, ohne zu gehen, hob, als Hennig ihn mit ſeinem „Nun! fort doch!" trieb, den Fuß, und zog ihn wieder zurück. „Es iſt ein närriſches Ding um ſo einen Gang," murmelte der Major. „Was kann mir nun geſchehen, als daß das gute Kind Nein ſagt?" — Sie wird Ja ſagen, erwiederte Hennig. Aber machen Sie doch; ſie geht ſonſt wahrhaftig in den Garten hinunter. Marſch!

„Es iſt doch wohl Niemand bei ihr, Hennig? Weißt du das auch gewiß? Und horche mir nicht, Hennig! hörſt du?"

Der Kleine iſt im Felde. Ich habe ihm geſagt, er ſoll ſich vor Tiſche nicht ſehen laſſen; ſonſt könnt' er Ihnen in die Flanken fallen.

„Ich weiß ja wahrhaftig noch nicht einmal, was ich ſagen ſoll, Hennig. Ein Viertelſtündchen muß ich mich doch erſt beſinnen."

Sie müſſen ſich nicht beſinnen, ſondern ſagen, was Ihnen das Herz eingiebt.

Der Major ſchritt langſam über die Schwelle, und ging den Gang hinunter nach Hannchens Zimmer. Hennig blieb in der Thür ſtehen, und ſah ihm freundlich nach. Je näher der Major der Thüre kam, deſto langſamer wurden ſeine Schritte. Er krümmte ſchon den Finger, um anzuklopfen, beſann ſich aber, und kam den Gang wieder herauf zu Hennig, der nicht aufhörte, ihm mit dem Kopf und den Händen zu winken. „Wenn ſie nun Nein ſagt!“ Hennig fluchte ſeit langer Zeit zum erſtenmale wieder. „Höre Hennig,“ ſagte der Major, und ſetzte ſich auf einen Stuhl; „ich wollte, daß ich erſt ein wenig auf den Buſch geklopft hätte: nicht meinet-, ſondern des guten Kindes wegen. Wir gehen ja mit ihr um, wie mit einem offenbaren Feinde. Wenn ſie es ſo ein wenig vorher merkte, ſo könnte ſie ſich doch beſinnen, ſich in Poſitur ſetzen, und dergleichen. Sie könnte ja einen Schreck davon haben, wenn ich ſo in ihr Zimmer hinein fiele, wie in Feindes Land.“

Ei, ſie wird es wohl merken, wenn Sie nur ſo zu ihr kommen. Und Hannchen weiß allemal, was ſie ſagen ſoll, weil ſie immer die

Wahrheit ſagt. So gehen Sie doch! Da verlieren Sie nun die ſchöne Zeit!

Beide überlegten ſo noch eine halbe Stunde lang. Der Major ſtand auf, und ſetzte ſich wieder. Als er endlich entſchloſſen war zu gehen, hörte er Hannchens Stimme. Sie hüpfte den Gang herauf, an des Majors Zimmer vorüber, die Treppe hinunter, und in den Garten zu den Arbeitern. — Habe ich es nicht geſagt? Nun iſt es heute nichts. Den Nachmittag geht ihr der Kleine nicht von der Seite. Jetzt könnte ſchon alles richtig ſeyn, und Sie ſäßen da nicht mehr, wie ein Jammerbild.

„Morgen iſt es mir lieber, Hennig. Ich will dir ſagen, warum. Da habe ich den Schmuck meiner Mutter noch halb; die andere Hälfte hat meine Schwägerin. Jetzt ärgert es mich erſt, daß ich mir das Beſte habe abſchwatzen laſſen; ich könnte es ſelbſt gebrauchen. Sie wird die Geſchenke nicht anſehen, das weiß ich wohl. Aber es iſt doch beſſer; ich kann damit anfangen, und ſo giebt ein Wort das andere. Sie muß doch fragen: warum ich ihr das gebe." Er holte den Schmuck her-

vor, und er ſowohl als Hennig putzten nun daran mit unbeſchreiblicher Emſigkeit. In dem Augenblicke kam Hannchen, um dem Major etwas zu ſagen, und wunderte ſich nicht wenig, ihn heute in der Staatsuniform zu finden. Hennig legte die Juwelen auf den Tiſch, ging zum Zimmer hinaus, damit Beide allein wären, und ſtellte ſich ein Paar Schritte weit von der Thür, weil er nicht horchen ſollte.

Der Major erröthete, ſo oft Hannchen ihn anſah, und hatte nicht das Herz, ihr ſein Anliegen zu ſagen. Als Hannchen nach einigen Minuten wieder heraus kam, ſah Hennig ihr ängſtlich, neugierig in das Geſicht. Er bemerkte darin eine ſehr gleichgültige Mine, brummte mit großem Unwillen: nun, ſo ſchlage das Wetter d'rein! und ſprang zu ſeinem Herrn in das Zimmer.

Hannchen ſchüttelte den Kopf vor ſich, und dachte: was mögen die Beiden haben! Der Major in ſeiner Staatsuniform, und, zum erſtenmal, ſo lange ſie im Hauſe war, gepudert; ſein Erröthen geſtern am Tiſche; heute Hennigs Winken und Wegſchleichen, und dann

das Putzen der Ringe, der Armbänder: das alles ſchien Hannchen ſehr ſeltſam. Mittags kam der Major mit Spitzenmanſchetten und ſehr ſorgfältig raſirt zu Tiſche. Während der Mahlzeit erröthete er wieder einmal über das andre, und Hennig hörte gar nicht auf zu lächeln und ihm zu winken. Nach Tiſche erzählte der Kleine ſeiner lieben Mamſell: Hennig hätte ihm verboten, dieſen Vormittag auf ihr Zimmer zu kommen. Als Hannchen das alles zuſammen nahm, und noch des Majors ſeltſame Unruhe während der letzten Wochen hinzu rechnete, mußte ſie nothwendig auf den Gedanken fallen, daß er einen Anſchlag auf ſie hätte. Sie wurde ſehr beſtürzt, und in ihrem Kopfe war ein ſolches Chaos, daß ſie ſchlechterdings nicht überlegen konnte, was ſie thun müßte. Den Nachmittag ging ſie dem Major und Hennigen abſichtlich aus dem Wege; am folgenden Morgen kleidete ſie ſich ſchnell an, ſchlich ſich unbemerkt die Treppe hinunter, und machte einen weiten Gang in das Feld.

Der Major mußte geſtern Hennigen ſehr ſtark darüber brummen hören, daß er den gün-

ſtigen Augenblick ſo ungenützt hatte vorüber gehen laſſen; heute verſprach er aber, deſto dreiſter zu ſeyn. Er war ſehr bald angekleidet, ging nun raſcher den Gang hinunter, ſagte leiſe vor ſich eine kleine Anrede her, und pochte herzhaft an Hannchens Thür. Als niemand antwortete, pochte er wieder, und noch einmal. Endlich machte er die Thür auf, und das Zimmer war leer. Nun kehrte er langſam wieder um, und ſagte mit Kopfſchütteln: „Hennig, es iſt, als ob es nicht ſeyn ſollte! Ich habe doch alles erſinnliche Unglück dabei.“

Was Unglück! Glück haben Sie, ſag' ich, alles erſinnliche Glück! Sie iſt nicht im Zimmer? Nun, ſonſt pflegt ſie doch alle Tage bis um zehn Uhr zu ſingen, zu leſen, oder zu nähen. Haha, Mamſell Hannchen! Herr Oberſtwachtmeiſter, ſehen Sie denn nicht, daß Sie ſchon gewonnen haben? Geſtern Abend bei Tiſche wurde ſie immer roth, wenn Sie roth wurden, und konnte Ihnen vor Zittern den Teller kaum hinreichen; heute läuft ſie nun gar davon.

„Das nennſt du gewinnen, Hennig, wenn

ſie zittert und davon läuft? Sagte ich nicht, ſie würde nicht wollen? Du ſiehſt es ja, ſie fürchtet ſich, daß ſie Nein zu mir ſagen ſoll; darum geht ſie mir aus dem Wege. Warum ſonſt?"

Sie zittern wohl nicht? und Sie ſind wohl ſo dreiſt zu ihr zu gehen? Ich habe Ihnen ja zureden müſſen, wie ein Vater ſeinem Sohne, daß Sie nur den kurzen Weg dahin machten. Aber, thun Sie, was Sie wollen; ich will auch thun, was ich will! — Mit dieſen Worten verließ Hennig das Zimmer, und ging hinunter, ſo laut und oft der Major ihm auch nachrief, daß er bleiben ſollte.

Sobald Hannchen aus dem Felde zurück kam, trat Hennig ernſthaft auf ſie zu, und ſagte: Mamſell Hannchen, Sie ſollen gleich zu unſerm Herrn Major kommen; er hat Ihnen etwas zu ſagen. — Dieſer Ton brachte Hannchen noch in eine andere Verlegenheit. So konnte der Major nicht mit ihr ſprechen, wenn der Anſchlag ihr galt; und doch — auf wen anders ſollte das alles gehen?

„Weiß er nicht, Hennig, was der Herr Major von mir will?" fragte ſie ein wenig

ängſtlich, und ging zögernd mit ihm die Treppe hinauf.

Was er will, mein guter, lieber, braver Herr? Mamſell Hannchen, wenn ich doch wüßte, ob Sie den Herrn Major nur halb ſo lieb hätten, als er Sie! Ich bitte Sie, liebe Mamſell, geben Sie ihm eine gute Antwort. Sie haben ihm das Leben gerettet; machen Sie nun auch, daß ihm das Leben lieb wird. Mit Einem Worte: er will um Sie anhalten.

„Mein Gott, Hennig, da kann ich unmöglich zu ihm gehen! unmöglich! Das hat der Herr nicht befohlen, Hennig!"

Nun, meinetwegen. So gehen Sie auf Ihr Zimmer, und eſchappiren Sie nicht wieder! Dann ſoll der Herr zu Ihnen kommen, wie es auch wohl recht iſt. Aber ſitzen muß er nicht mehr da, und ſeufzen, und ſich ſein Leben abkümmern; das ſoll er nicht länger! weiß Gott, nicht eine Stunde länger! Dazu iſt er zu gut. Und haben Sie ein Herz zu ihm, liebe Mamſell, was Gott geben mag, ſo halten Sie ihn nicht lange hin mit dem Jaworte. Sie werden wahrhaftig eine glückliche Frau.

Nun ging Hennig zu dem Major, und ſagte ihm ganz kurz: Mamſell Hannchen iſt zu Hauſe, und wartet auf Sie. Gehen Sie, lieber Herr Oberſtwachtmeiſter, und Gott ſey mit Ihnen! Er zog den erſtaunten Major auf den Gang, führte ihn hinunter, und pochte an Hannchens Zimmer. Der Major ging hinein, und fand Hannchen in Thränen. Dieſer Anblick machte ihn ſehr beſtürzt, gab ihm aber auch allen ſeinen Muth wieder. „Liebes, gutes Kind,“ ſagte er, faßte ihre Hand, und trocknete ihr mit ihrem Tuche die Augen: „nein, weinen ſollen Sie nicht. Noch nie iſt ein Auge durch mich naß geworden, ausgenommen vor Freude. Ihr Auge ſoll nicht das erſte ſeyn, das Thränen des Kummers über mich vergießt. Nein, liebes Kind, an Zwang denke ich nicht: das weiß Gott. Ich möchte Sie nicht einmal überreden, und wenn ich auch könnte. Sehen Sie, ich laſſe alle meine Hoffnungen fahren. Vergeben Sie mir. So ein reitzendes, angenehmes Frauenzimmer, wie Sie, mag ſich freilich wundern, wenn ein Mann in meinen Jahren, und mit meinem Weſen, um ihre

Hand anhält. Ohne meinen alten Hennig hätt' ich es auch ſtill weg getragen, und Sie würden erſt mit meinem letzten Athemzuge erfahren haben, wie herzlich der alte Major ſie lieb hatte. Trocknen ſie die ſchönen freundlichen Augen, liebes Kind. Sie ſollen ungeſtört bleiben; verachten Sie mich nur darum nicht, weil ich Sie lieb hatte."

Hannchen weinte noch ſtärker. Des Majors Auge ſtand voll Thränen, und er wollte gehen. Hannchen hielt ihn, und ſeufzte tief, um ſich Athem zu ſchaffen. Herr Oberſtwachtmeiſter, ſagte ſie endlich leiſe; wiſſen Sie zuverläſſig, daß Sie mit mir glücklich ſeyn würden?

„Liebes Kind," erwiederte der Major, „das iſt keine hübſche Frage, wenn ein Mann von meinem aufrichtigen Herzen um Sie anhält."

Herr Major, haben Sie alles überlegt? Haben Sie an Ihre Verwandten gedacht? an den kleinen Hennig? an Ihr Teſtament?

„An alles, liebes Kind. Ohne Vernunft bin ich nicht daran gegangen. Wir, ich und Hennig, haben es eine ganze Nacht überlegt,

und ich ſchon ganze Monate vorher allein. Aber daran kehren Sie Sich nicht. Seiner Neigung kann Niemand gebieten, und Sie müſſen Ihrem Herzen folgen, liebes Kind. Laſſen Sie es gut ſeyn. Weinen ſollen Sie nicht wieder."

Nun, ſo will ich denn meiner Neigung folgen, Herr Major. Ich kann nie einem edleren Manne meine Hand geben als Ihnen, und auch nie einem Manne, den ich mehr liebte, als Sie. Ja, lieber Herr Major, ich bin die Ihrige, und mit einem ungetheilten Herzen die Ihrige. — Sie reichte ihm die Hand mit einem zärtlichen Blicke.

Das kam dem Major ſo höchſt unerwartet, daß er wie betäubt ſtehen blieb. Er wurde blaß, dann wieder glühend roth, und ſeine Hand zitterte. Sie führte ihn an einen Stuhl. „Iſt es ſo?" ſagte er endlich, und drückte ſeine Lippen auf ihre Hand; „hab' ich Sie recht verſtanden? — Lieber guter Gott! — Nehmlich daß Sie meine Frau werden wollen. Haben Sie das gemeint?"

Ja, ich will Ihre Frau werden, weil ich Sie mit ganzer Seele liebe; ich will Sie

glücklich zu machen ſuchen, und in Ihren Armen glücklich ſeyn. — „In meinen Armen, liebes Mädchen?" rief der Major, und drückte ſie an ſein Herz; „in meinen Armen? iſt das wahr?" — Hannchen ſchlang ihren Arm um ſeine Schultern, und beide hielten ſich innig umfaßt.

Jetzt ſteckte Hennig, der diesmal doch gehorcht hatte, den Kopf vorſichtig in die Thür. Als er die Umarmung ſah, ſtürzte er herein, küßte Hannchen die Hand, und rief: Gott Lob, meine gnädige Frau Majorin! Gott Lob, mein lieber, glücklicher Herr Oberſtwachtmeiſter! Der alte Mann hüpfte vor Freude, warf ſeine Mütze in die Höhe, und beging tauſend andre Thorheiten. Auf einmal lief er weg, kam bald mit dem Juwelenkäſtchen wieder, und ſteckte es dem Major in die Hand. Der Major ſah es an, lächelte und ſagte: „ſetze das nur wieder hin, Hennig. Hier haben wir Beide, Hannchen und ich, Juwelen ſitzen," (er zeigte auf die Thränen in ſeinen Augen) „die mehr werth ſind, als der Bettel. Hennig, ich fürchtete mich, und darum war ich ein Kind. Jetzt bin ich wieder der Major Hal-

den. Das da wird Hannchen einmal nehmen, wenn wir ſonſt nichts zu ſprechen haben. Trag es nur ruhig wieder weg. Ich wollte, ich wäre hier in meinem Ueberrocke. Wir waren Kinder, Hennig und ich, liebes edles Hannchen, ſo alt wir auch ſind. Sehen Sie, habe ich nicht die Staatsjacke angezogen, und Puder in die Haare geſtreuet, als wollt' ich Sie blenden? Gott Lob, daß es ſo gekommen iſt! Sie haben den Firlefanz nicht bemerkt; und ich, als Sie mir da die runde Hand gaben, ich dachte, ich ſtände mitten im Himmel unter den lieben Engeln, und hätte Strahlen rings um mich her. Bring den Tand weg, Hennig!"

Hannchen lächelte. Bald aber ging es zu ſehr ernſthaften Unterſuchungen, welche des Majors Teſtament betrafen. Der Plan, den ſeine Liebe erfunden hatte, ſchien Hannchen zwar ein wenig romantiſch; allein da der Major aus zarter Empfindung nichts von den zu hoffenden Kindern erwähnte, ſo ging ſie lächelnd über die Schwierigkeiten weg. Auch fand ſie dieſe bei weitem nicht ſo groß; viel peinlicher war ihr der Gedanke, was die Schwägerin-

des Majors von ſeiner Heirath ſagen würde. Darüber ging nun wieder der Major lachend weg; und ſo fand man am Ende gar keine Schwierigkeit mehr bei dem Handel.

Hennig ging unterdeſſen hinunter, und ſeine Freude konnte nicht ſchweigen. In einer halben Stunde wußte das Haus, in einer Stunde das ganze Dorf: die Mamſell Rieſen und der Herr Major ſind Braut und Bräutigam. Jedermann freuete ſich über dieſe Heirath. So wie Mamſell Hannchen ſich unten im Hauſe ſehen ließ, ſtarrte man ſie freundlich an, und die Haushälterin wünſchte ihr ſogar ſchon Glück. Hannchen bat nun den Major, nach Moorberg zu reiten, daß nicht die Nachricht durch einen Andern zuerſt dahin käme.

Schon in einer Stunde ſaß er mit ſeinem alten Hennig zu Pferde, und ritt, noch immer überlegend, wie glücklich er wäre, den Weg nach Moorberg. Als er von einer Anhöhe den Thurm erblickte, ſagte er: „wir ſind ja bald da, Hennig! Wie die Zeit hingegangen iſt! Mich ſoll nur wundern, was meine Schwägerin ſagen wird.“ Aber nun ſprach

er

er auf dem noch übrigen Wege kein Wort mehr. Er faßte das, worüber man ihn fragen würde, jetzt ſchärfer ins Auge, und konnte nicht leugnen, daß er auf alles nur ſehr unbeſtimmte Antworten zu geben hatte. Von allen Seiten ſah er nun wieder Schwierigkeiten. „Höre,“ ſagte er zuletzt ganz betreten zu Hennig; „es iſt mir, als ſollt' ich in die Hölle reiten. Der Teufel! hat man doch Jahrelang an einem einfältigen Streiche zu käuen. Ich weiß nur nicht, wie es die Leute anfangen, die immer dumme Streiche machen.“

Hm! erwiederte Hennig; die machen einen dummen Streich mit dem andern wieder gut.

„Ich gäbe Geld darum, wenn ich das auch könnte. Gieb Acht, meine Schwägerin wird mich tüchtig martern; und das Schlimmſte iſt, ich werde weiter nichts zu antworten haben, als was jeder Schurke ſagen würde. Ich könnte mich freilich darauf berufen: es ſteht in den Akten, „wenn anders der Major nicht heirathet oder keine Kinder bekommt;“ aber damals verſprach ich doch meinem Bruder, keine Frau zu nehmen. Sag' ich ihr, Hennig ſoll Erbe des Gutes ſeyn und bleiben, ſieh! ſo glaubt ſie

das nicht, und ich kann es ihr nicht verdenken; denn hat ſie nicht Recht zu ſagen: wer Einmal gelogen hat, lügt immer? Und was ſoll ich ihr dann antworten?"

Was Sie wollen. Ihrer Frau Schwägerin wird alles nicht recht ſeyn; denn, haben Sie ihr ſchon je etwas zu Danke geſagt? Aber den Jungen laſſen Sie Sich nur nicht abſchwatzen! Den geb' ich nicht heraus, das ſag' ich Ihnen.

So kamen ſie Moorberg immer näher. Dieſesmal ritt der Major, gegen ſeine Gewohnheit, ſehr langſam über die Zugbrücke, und ſagte nicht ein Wort von den Griechiſchen Jungfern über dem Thore.

Was würde der Major gedacht haben, wenn er gewußt hätte, welche Hoffnungen ſeine Schwägerin ſich ſchon ſeit mehreren Wochen machte! Sie hatte unter den Domeſtiken in Sollingen einen Spion, der ihr nun hinterbrachte: der Major iſt krank; er reitet nicht mehr, geht nicht vom Zimmer, und ſitzt am Tiſche, ohne zu eſſen, ohne ein Wort zu reden. Hennig und die Mamſell ſind in der größten Sorge, und einen Arzt will der alte

Herr nicht haben. Das alles verhielt ſich wirklich ſo. Aber daran, daß nun die Frau von Halden zu jedermann mit klagendem Tone und lauernden Augen ſagte: „mein Schwager in Sollingen iſt krank. Er ißt nicht mehr, er ſpricht kein Wort. Lieber Gott! die Kriegesſtrapazen können auch die ſtärkſte Geſundheit aufreiben. Er wird wohl mit dem Laube im Herbſte fallen!“ — daran waren ihre geheimen Hoffnungen Schuld, und nicht der Erzähler. Sie bekam, wenn der Major ſtarb, Sollingen bis zu Hennigs Mündigkeit in die Hände, und die Einkünfte des Gutes zehn Jahre lang konnte ihr dann doch niemand nehmen. Dieſe Hoffnung war bei ihr ſchon ſo gewiß, daß ihr Mann ſich nicht mehr unterſtand, zu ſagen, was er dachte: mein Bruder überlebt uns Alle. Einige Wochen früher äußerte er einmal ſo etwas; aber die gnädige Frau erwiederte, mit glühend rothem Geſichte: rede doch nicht ſo unvernünftig in den Tag hinein! Ich ſage dir, er kommt nicht durch den Herbſt. Und die Möbel laß ich hieher bringen, und nicht einen Pfennig wende ich auf das alte Schloß. Meinetwegen mag es

zuſammenfallen. Will Hennig da wohnen, ſo kann er es wieder aufbauen laſſen, wann er mündig iſt. Der Junge erbt ja ohnedies mehr, als ſein Bruder. — Mehr, liebe Frau? Wie du doch reden kannſt! Du weißt ja bei Heller und Pfennig, was Moorberg, und was Sollingen einbringt. — Sie fuhr mit Hitze auf, und ihr Mann ſchwieg, wie er von jeher gewohnt geweſen war.

Heute ſtand ſie nun am Fenſter; und auf einmal ritt eben der Mann, von dem ſie glaubte, er läge auf dem Todbette, friſch und geſund auf den Hof. Sie wendete ſich erſchrocken vom Fenſter ab zu ihrem Manne, und ſagte, vor Aerger beinahe weinend: dein Bruder iſt da! . . . Gott vergebe mir die Sünde! Aber er wird mich noch unter die Erde bringen! mich arme Frau!

„Liebe Frau, was in aller Welt hat er dir denn nun wieder gethan?"

Gethan? Geh' ihm nur entgegen. Er kommt ſchon die Treppe herauf. Ich mag ihn nicht ſehen.

In dieſem Augenblicke trat der Major in das Zimmer, aber gar nicht mit ſeiner ge-

wöhnlichen Eil, ſondern bedächtig, vor Verle=genheit huſtend. Die gnädige Frau blieb, und ihre erſte Frage war: wie befinden Sie Sich denn, Herr Bruder? Der Major antwortete mit einigen hm! hm! ſchüttelte den Kopf, ſetzte ſich, und ſah finſter vor ſich nieder. Er wußte nicht anzufangen, und nahm einen Um=weg. „Hören Sie, Frau Schweſter, ich habe mir das mit dem Steinbruche überlegt. Mir liegt er zu weit ab, Ihnen aber gelegener. Ich weiß, Sie hätten ihn ſchon längſt gern gehabt; und da Karls Geburtstag bald ein=fällt, ſo will ich den Jungen mit dem Stein=bruche anbinden.”

Auf einmal verſchwanden alle Falten in dem Geſichte der gnädigen Frau; die Augen wurden hell, und der Mund lächelnd. Ach, Sie guter Herr Bruder! Ihre Natur können Sie doch gar nicht verleugnen; Sie müſſen immer geben!

„Geben? Von Herzen gern, Frau Schwe=ſter. Was wollte ich nicht thun, wenn ich wüßte, daß Sie Theil an meiner Zufrieden=heit nähmen!”

Ich Theil nähme? Liebſter Major, fragen

Sie meinen Mann, wie ich mich nach Ihrer Geſundheit erkundigt habe.

„Ei, krank bin ich nicht geweſen. Hören Sie, das war ein beſonderer Kaſus, Frau Schweſter.“ (Er ſtrich ſich über das Geſicht.) „Nun, ich denke, Sie werden Theil nehmen, wenn ich Ihnen ſage, daß ich jetzt vollkommen glücklich bin. Sehen Sie, ich alter Sünder habe mir noch beigehen laſſen, Bräutigam zu werden.“ — Zum Glück ſah der Major vor ſich hin auf den Boden; ſonſt würde er an der Todtenbläſſe ſeiner Schwägerin bemerkt haben, welchen Theil ſie an ſeinem Glücke nahm. — „Aber,“ ſetzte er nun ſogleich hinzu; „der Hennig ſo wohl, als Ihre andren Kinder ſollen nicht darunter leiden. Es bleibt beim Alten.“

Das waren doch Worte des Troſtes für die gnädige Frau; ihr Mann zerſtörte ſie indeß ſogleich wieder mit der Frage: wie iſt das möglich, Bruder, wenn du ſelbſt Kinder bekommſt? Sag einmal, wie iſt das möglich?

„Wie das möglich iſt? Höre, lieber Bruder Kammerherr, haſt du wohl ſchon einmal erlebt, daß ich mein Wort nicht gehalten hätte?“

O ja! rief die Schwägerin erbittert; leider! Haben Sie nicht hoch und theuer verſprochen, nicht zu heirathen?

„Das habe ich; da bekenne ich meiner Sünden Schuld. Aber das war gegen Gottes Gebot, ſehen Sie.“

Und das iſt auch gegen Gottes Gebot, werden Sie ſagen, Ihre Kinder zu verſtoßen, um Ihres Bruders Sohn erben zu laſſen.

„Verſtoßen? Wer redet davon? Ich möchte nicht einen Hund verſtoßen. Aber wenn ich auch zehn Kinder bekäme, ſo ſollte doch keins Noth leiden, und Hennig Sollingen von mir erben.“

In dieſem Augenblicke kam Karl in das Zimmer. Die Mutter flog auf ihn zu, umarmte ihn mit wirklich heißen Thränen, und ſagte: großer Gott! du armes Kind! du unglückliches Kind! Was wird nun aus dir werden? Dein eigener Onkel macht dich unglücklich!

„Höllen Teufel!“ fuhr der Major auf; „Frau! Gott erbarme ſich! Sieh, Bruder, ich zittre vor Aerger an allen Gliedern! Wie? ich machte den Jungen da unglücklich? Der

Junge wäre, Gott ſtraf mich! reicher als ich, und wenn er auch mit ſeinem Bruder theilen ſollte. Meint Ihr denn, ich wüßte nicht, was Euer Ziel und Streben hier iſt? Ich ſoll nicht heirathen, damit der Junge da ſchlemmen oder geitzen kann. Denn weiter — Gott erbarme ſich, aber es iſt die Wahrheit! — weiter zieht die Mutter ja nichts aus dem Jungen. Da ſitzt Ihr hier den ganzen Tag, und ſchindet und ſchabt Geſinde, Unterthanen, Kirchendiener und Hofmeiſter; laßt um Euch her Hagelſchlag, Mißwachs, Viehſterben und Feuerſchaden wüthen und toben, ohne Euch darum zu bekümmern. Den Segen, den Gott Euch giebt, kehrt Ihr in baaren Fluch um; das Gewinſel der Hungrigen um Euren verdammten Geldſack her könnt Ihr anhören, ohne daß Euch das Herz weh thut. Und das alles darum, weil der Junge, der morgen ſchon auf dem Strohe liegen kann, weil der Ihro Exzellenz heißen ſoll! — Darum — o ich weiß es! — darum war der Hennig Euch ein Dorn im Auge. Barmherziger Gott! darum verleugnete die Mutter . . ." Er ſprang wüthend auf den Knaben los:

„Geh auf deine Stube, Junge! du haſt hier nichts zu ſuchen!“

Der Knabe ſprang zur Thür hinaus; und der Major ließ ſeinen Ton ſinken. „Der Teufel! ich habe den Jungen nicht geſehen. Gott vergeb' es mir! Ein Kind ſoll nicht wiſſen die Schuld ſeiner Eltern. Aber wahr iſt es, ſag' ich. Und wäre ich der liebe Gott, ich Wurm, ich wollte den Säbel ziehen und Euch fuchteln; das Geitzen, die Habſucht, ſollt' Euch wohl vergehen. Darum war kein Mädchen für mich recht; darum hieß es, meine Hitze würde jede Frau unglücklich machen. Jetzt weiß ich es beſſer. Hier bin ich hitzig, hier; gegen meine Braut bin ich Gott Lob! ein Lamm, und gegen jeden Unglücklichen auch. Ja, könntet Ihr mich todt beten, Ihr ſtändet nicht auf von der Betbank; den Geldſack ſtelltet Ihr vor Euch hin, die Bank ließt Ihr mit Gold beſchlagen, und Euer hochadeliges Wapen daran ſetzen, damit der liebe Gott doch wüßte, daß Leute von Familie vor ihm knieeten. Meint Ihr, das kann gut gehen? Wahrhaftig nicht, oder es müßte kein Gott im Himmel ſeyn! Der Junge wird ein hochmüthiger

Narr mit ſeinen Haarbeuteln und ſeinen Steinſchnallen! ein Fluch für ſeine Unterthanen! das wird er! Und wenn wir einmal nackend und bloß vor Gottes Gerichte ſtehen; wenn nicht mehr von Kammerherrenſchlüſſeln, Grafentiteln und Landgütern, ſondern von guten Thaten die Rede iſt, und ſeine Unterthanen, die Gott an ihn gewieſen hat, wie an den Verwalter des Segens, Ach und Weh über ihn rufen ... Nein, Gott behüte, daß es nicht wahr wird! Er iſt meines guten Vaters Enkel. Herzensbruder Toffel, wenn der ſelige Vater, der die Armen nicht konnte ohne Hülfe gehen laſſen, wenn der hier herein ſähe, wie du Vögel ausſtopfeſt, und deine Moorberger aushöhlſt, wie du Finken blendeſt, worauf die unvernünftigen Heiden die Todesſtrafe geſetzt hatten, wie der kleine Hennig mir neulich vorlas: großer Gott, was würde der Vater dazu ſagen!"

Hier ließ der Major den Ton gänzlich ſinken. Der Gedanke an ſeinen Vater ſöhnte ihn mit dem Bruder und dem Neffen wieder aus. „Ich bitte dich, lieber Bruder," fuhr er fort, und hielt ihm die Hand hin; „trau'

es mir zu, daß ich es herzlich gut mit euch Allen meine. Und, wie geſagt, Hennig behält Sollingen. Das ſteht feſt, wie die Welt, und wenn ich ſo viele Kinder bekäme, als Tage im Jahre ſind."

Dieſe Verſicherung ſetzte die gnädige Frau in Erſtaunen. Nach einem ſolchen Donnerwetter hatte ſie wenigſtens erwartet, daß der Major den ganzen Vertrag aufheben würde; und jetzt wollte er ihn unverletzt beſtehen laſſen! Nun mochte es werden, wie es wollte — Hennig erhielt doch wenigſtens Kindes-Theil; dieſen Theil aber konnte ſie ihm von der väterlichen Erbſchaft abziehen, und ihrem geliebten Karl zulegen.

In dieſer Hinſicht zog auch ſie, als der Major ſeinen Ton milderte, gelindere Saiten auf. Mein Gott, Bruder Fritz! ſagte ſie; müſſen Sie denn auf eine halbkranke Mutter ſo losſtürmen, die aus Zärtlichkeit für ihre Kinder ein wenig zu viel ſagt? Es iſt doch ſo natürlich, daß eine Mutter für das Wohl ihrer Kinder ſorgt!

Das hätte können zu einer neuen Rede des Majors Anlaß geben; aber die Worte:

„halbkranke Mutter,“ hatten ihn ſchon entwaffnet. „Halb krank?“ ſagte er mitleidig. „Nun, ſo vergeben Sie mir. Das hab' ich nicht gewußt. Zwar jetzt ſehe ich, daß Sie ganz grüngelb im Geſichte ausſehen. Was fehlt Ihnen denn?“

Kurz, man fing wieder an ſich zu vertragen. — Und wer iſt denn Ihre Braut, Herr Bruder? fragte die Schwägerin endlich. — „Die Mamſell Rieſen; eben das Mädchen, das mir in Böhmen das Leben rettete: ein ſchönes, gutes, verſtändiges Frauenzimmer, das wahrhaftig wohl zehnmal beſſer iſt, als ich.“ Die Frau von Halden wurde jetzt wieder bleich. Nun gar eine Bürgerliche! und ein armes Mädchen dazu! Sie ſah ihren Karl ſchon wieder um die Hälfte des Vermögens betrogen; denn, wie ſollte dieſe Bettlerin, dachte ſie, je auf den Gedanken kommen, einen Fremden miterben zu laſſen? Ein gemeines Mädchen, eine Haushälterin, eine Magd, (als mehr hatte ſie Mamſell Rieſen nie betrachtet) ſollte nun wie ſie Frau von Halden heißen, und konnte ſich wohl gar unterſtehen, ſie Schweſter zu nennen! Ihr Blut kochte,

und die bläulichen Lippen bebten vor Begierde zu ſprechen. Aber dennoch ſchwieg ſie, weil ſie ihres Schwagers Grundſätze über dieſen Punkt zu gut kannte, als daß ſie hätte hoffen dürfen, nur zu Worte zu kommen; und wirklich hatte der Major gar nicht einmal daran gedacht, daß die bürgerliche Herkunft ſeiner Braut ein Hinderniß ſeyn könnte. Zu gleicher Zeit fiel der Frau von Halden auch ein, daß dieſes Mädchen, um gnädige Frau zu werden, gern alles, was man zu Hennigs Vortheil abmachte, bewilligen, und daß ihre Kinder, als Halbſchläge, in ihren Anſprüchen auf die Erbſchaft wohl beſcheidener ſeyn würden, als die Kinder einer Adeligen.

Gänzlich zu ſchweigen, war ihr indeß unmöglich. Es iſt ja doch wohl Ihre Hausjungfer? fragte ſie hämiſch.

„Behüte Gott!" ſagte der Major treuherzig; „ſie hat mit dem Haushalt nichts zu thun gehabt." Und nun hielt er Hannchen eine lange Lobrede; er ſprach von ihrer Liebe zu Hennigen, von ihrer Güte, ihrer Beſcheidenheit, und erzählte dann die Art und Wei-

ſe, wie er in ſie verliebt geworden wäre, wie er um ſie angehalten, und wie er ſich gefürchtet hätte, daß ſie ihm ihre Hand abſchlagen möchte.

Die Furcht war überflüſſig, ſagte die Frau von Halden, höhniſch lächelnd.

Der Major verſtand ſeine Schwägerin nicht, und erwiederte nur: „das war ſie wie ich jetzt recht wohl weiß. Aber wer hätte auch denken ſollen, daß ein ſo gutes, ſchönes Kind Gefallen an mir finden würde!"

Nun ließ die Frau von Halden ſich noch einmal das Verſprechen ablegen, daß Hennig nicht durch dieſe Heirath leiden ſollte. Der Major hätte mehr erhalten können, als er wollte; denn die Frau von Halden dachte nur an Kindestheil für Hennig. Er bat zur Hochzeit; die Schwägerin nahm ſeine Einladung an, und war ſo artig, ihm zu ſagen: nächſter Tage beſuche ich Sie in Sollingen; ich muß Ihre Braut doch kennen lernen.

Der Major war ſehr vergnügt, küßte ſeine Schwägerin, ging lachend die Treppe hinunter, und ſagte, als er zu Pferde ſtieg: „Hennig, ſie ſind vernünftiger und billiger,

als ich dachte.“ Nun ritt er auch in vollem Trabe über die Zugbrücke nach Sollingen zu, um Hannchen deſto früher beruhigen zu können.

Nach einigen Tagen machte die Frau von Halden den verſprochenen Beſuch wirklich. Man ſah es ihrem Gange, ihrer Miene und ihrer prächtigen Kleidung an, daß ſie imponiren wollte. Sie hatte, nach ihrem eigenen Charakter, geglaubt, daß auch Hannchen ſehr geputzt ſeyn würde; und nun kam dieſe in dem einfachſten häuslichen Anzuge. Eine ſolche Demuth, eine ſolche Furcht, wie Frau von Halden dieſe Beſcheidenheit nannte, gab ihr Hoffnung, deſto leichteres Spiel zu haben. Sie redete daher Hannchen zwar ſteif, doch artig, an; allein ſie hatte ſich in dem Mädchen geirrt, und mußte ſchon nach einer halben Stunde die Hälfte ihrer Erwartungen aufgeben. Hannchen war höflich, ohne kriechend zu ſeyn; ſie antwortete auf alles, was die gnädige Frau ihr rieth, zwar mit holder Freundlichkeit, aber doch ohne alle Scheu: „das wird ſich ja finden. Ich bin mit der jetzigen Einrichtung in meinem Hauſe vollkommen zufrieden, und hof-

ſe, es ſoll alles ſo fortgehen, wie bisher.“ So ſanft und beſcheiden dieſe Worte auch geſagt wurden, ſo verdroſſen ſie die gnädige Frau dennoch; aber der fürchterliche Major war zugegen, und ſie mußte ſchweigen.

In einem Augenblicke, da die Frau von Halden mit ihrer künftigen Schwägerin allein war, brachte ſie das Geſpräch auf Hennig und das Teſtament. Hannchen ſagte ruhig: dabei habe ich nichts mitzureden; es iſt des Herrn Majors Sache. Aber auch das wird ſich finden. Ich verſichere Ihnen nur, daß Sie den Kleinen nicht zärtlicher lieben können, als ich.

Die Frau von Halden fuhr zurück, ohne im Mindeſten ihrer Sache gewiſſer zu ſeyn. Sie ſchimpfte, als ſie wieder zu Hauſe war, mit verbiſſenem Grimme auf das Mädchen, das weder die Ehre fühlte, die Frau eines Adeligen zu werden, noch furchtſam genug zu ſeyn ſchien, ſich von ihr beherrſchen zu laſſen. Alle Opfer, die ſie gebracht hatte, halfen nun zu nichts. Was war von einem Mädchen zu erwarten, das nicht einmal einen Blick auf ihre Brillanten-Ringe warf, das ganz ruhig, ohne alle Verlegenheit, auf ſie zu

ging,

ging, und deſſen hinterliſtige Antwort auf alles, „das wird ſich finden,“ geweſen war? Sie bereuete es jetzt tauſendmal, daß ſie die Bettlerin nicht wenigſtens das ganze Gewicht ihres beleidigten Stolzes hatte empfinden laſſen, da ihr ganzer Plan nun doch einmal zerſtört ſchien. Hannchen und der alte Hennig waren, wie ſie bemerkt hatte, ſehr vertraut mit einander; und was konnte ſie von Beiden anders erwarten, als daß ſie damit umgingen, den Major an ſich zu ziehen, um ihrer Familie deſſen Vermögen zu entreißen? Ihr Haß gegen ſie und den Major wurde äußerſt giftig. O, ſagte ſie mit bittrem Verdruſſe: wenn ich nur die Bettlerin nicht beſucht hätte! wie wird ſie triumphiren! und wie wird der alte grobe Reitknecht über mich ſpotten!

Sie hatte geſehen, daß ihr Sohn mit inniger Liebe an Hannchen hing; und gerade dieſe Liebe — wie ſie glaubte, zu ihrer bitterſten Feindin — tödtete in ihrem Herzen den letzten Ueberreſt von mütterlichem Gefühle für den Knaben. Ihn haßte ſie jetzt faſt noch ſtärker, als die andern Perſonen in Sollin-

gen, welche die beiden Lebenskeime ihrer Empfindung, Stolz und Habſucht, ſo ſtark verletzten. Sie ſah ſich beinahe mit Gewißheit um des Majors Vermögen betrogen, und würde völlig mit ihm gebrochen haben, wenn nicht die Hoffnung, daß er vielleicht ohne Kinder bleiben könnte, ſie noch davon abgehalten hätte.

Zur Hochzeit kam ſie nicht, weil ſie krank war. Die Majorin machte ihr bald nachher einen Beſuch, und wurde von der Schwägerin ſo merklich kalt empfangen, daß der Major wohl zehnmal den Deſſauer Marſch pfiff und Gott dankte, als er mit ſeiner Frau wieder im Wagen ſaß. „So bald ſehen ſie mich nicht wieder!" murmelte er vor ſich; und er hielt Wort. Er ritt ſelten mehr nach Moorberg, und jedesmal nur auf einige Stunden.

Mit der Erziehung des kleinen Hennigs ging jetzt eine große Veränderung vor; er bekam, auf Hannchens Rath, einen Hofmeiſter. Die ganze Familie ging dem Manne, dem man den geliebten Knaben anvertrauen wollte, mit Liebe entgegen. Der Major umarmte ihn mit ſeiner gewöhnlichen Herzlichkeit; die

gnädige Frau reichte ihm die Hand, und bat um ſeine Freundſchaft. Mit glücklicheren Ausſichten hat wohl nicht leicht ein Hofmeiſter ſein Geſchäft angefangen. Der Major und Hannchen waren oft bei ſeinem Unterrichte zugegen; Beide bezeigten ihm dafür die ungeheucheltſte Achtung, und behandelten ihn als ihren Freund. Der junge Mann dankte ſeinem Genius, der ihn in dieſes Haus geführt hatte, worin man allen ſeinen Wünſchen zuvor kam. Er erhielt ein eigenes Reitpferd. Außerdem machte der Major ihm auf die feinſte Weiſe ſehr anſehnliche Geſchenke, und gab ihm freiwillig die Verſicherung, daß er nach dem Tode des alten Predigers die ſehr gute Pfarre in Sollingen haben ſollte.

Der Hofmeiſter glaubte dem Major nothwendig geworden zu ſeyn, weil dieſer gern in ſeiner Geſellſchaft war. Er ſprach oft davon, daß er den Knaben auch dann noch unterrichten könnte, wenn er Pfarrer wäre; und der Major gab das zu. Endlich rückte der junge Mann, dem der Prediger zu lange lebte, mit dem Wunſche hervor, deſſen Adjunktus zu werden. Der Major hatte nichts dawider,

und verſprach, mit dem Prediger zu reden. Der alte Mann erſchrak bei dieſem Vorſchlage; er glaubte, ein Adjunktus ſey, wie ein Teſtament, der Vorbote eines nahen Todes, und bat den Major inſtändig, ihn ſeine wenigen noch übrigen Tage unbekümmert leben zu laſſen. Der Major gab die Idee ſogleich auf, und ſagte dann zu dem Hofmeiſter: „es iſt zwar ein Aberglaube, den der alte Mann da hat; indeß wir haben unſre ſchwachen Seiten auch, und beten ja: vergieb uns unſere Schuld, wie wir vergeben, und ſo weiter. Kurz, der alte Mann will nicht."

Aber, Herr Major, erwiederte der Hofmeiſter; der Alte muß wollen, ſo bald Sie befehlen. Sie ſind Patron.

„Das iſt wohl wahr; aber Sie hören ja, es würde die letzten Tage des alten Mannes verkümmern."

Was geht es uns an, Herr Oberſtwachtmeiſter, wenn er ſo abergläubiſch iſt?

Der Major ſah ihn mit großen Augen ins Geſicht; doch hielt er ſich zurück, weil er gut von dem jungen Manne dachte. „Wie wäre es denn aber anzufangen, wenn der alte Mann nun einmal nicht will?"

Sie dürfen ja nur dem Conſiſtorium anzeigen, daß er unfähig iſt, ſeinen Dienſt zu verſehen.

„Den Henker auch!“ ſagte der Major; „das wäre ja gelogen! Und der alte Mann ſtürbe ja vor Gram!“

Was ſterben, Herr Oberſtwachtmeiſter! Er behält ja die Einkünfte der Pfarre; und alt genug iſt er überdies.

Der Major wurde feuerroth im Geſichte. Er nahm den kleinen Hennig bei der Schulter, und rief ihm zornig zu: „geh zu der Tante, Junge!“ Dann wendete er ſich mit einem furchtbar ernſten Geſichte zu dem Hofmeiſter, und ſagte: „Herr, wir ſind geſchiedene Leute. Nehmen Sie mir das nicht übel, ein Mann, der das Herz hat, einem Greiſe ſeine letzten Tage zu verbittern, der kann meines Neffen Hofmeiſter nicht ſeyn. Was, zum Teufel! ich ſollte lügen, um einem alten Manne, der Niemanden etwas zu leide gethan hat, Unrecht zu thun? Herr, wären Sie nicht des Jungen Lehrer geweſen, bei meiner Seele! ich wollte Sie fuchteln, daß . . . !“ Er ſprang an das Fenſter, und rief einem Bedienten zu:

„Laßt den Wagen anſpannen! . . . Herr, packen Sie ein, und marſch! Adjunktus vom Teufel können Sie werden, oder von meiner . . . Schwägerin, wollte er ſagen; er verſchluckte indeß das Wort . . . aber nicht von einem ehrlichen Manne!“

Mit dieſen Worten verließ der Major das Zimmer, zählte eine Summe Geld ab, und ſchickte ſie dem Hofmeiſter. „Nein,“ ſagte er zu dem alten Hennig, der für ihn bitten wollte; „er muß noch dieſen Abend fort. Und ſollte der Junge nicht ſeinen Nahmen ſchreiben lernen, ſo ließe ich doch den nicht ſeinen Lehrer ſeyn. Zu ſchreiben giebt es im Himmel nichts; wohl aber braucht man da Herz und Redlichkeit.“

Der Major ſprach nach ſeiner Gewohnheit nicht mehr von dieſer Sache. „Es war ſo ein kleiner Zwieſpalt,“ ſagte er, wenn ihn jemand fragte. „Genug, der junge Menſch wollte nicht bleiben.“ Man glaubte das dem Major, weil der Hofmeiſter in der Gegend, wo er noch eine Zeitlang blieb, daſſelbe ausſprengte, und hinzu ſetzte: der Junge iſt ein Dummkopf und eine wilde Beſtie. Der Ma-

jor hat einen tollen Kopf. Der Reitknecht regiert das ganze Haus. Die gnädige Frau hätte es freilich recht gern geſehen, wenn ich geblieben wäre; ihr Mann iſt alt, und — ſie hat mir manches Geſchenk gemacht.

Das Gerücht kam auch nach Moorberg. Die Frau Kammerherrin ſchlug die Hände zuſammen über die Wirthſchaft ihres Schwagers, und erzählte mit frommen Seufzern nach, wie ausſchweifend ihre Schwägerin lebte, und wie ſehr ihr Sohn in den Händen dieſer abſcheulichen Familie verdorben würde. Aber, ſagte man, ſo nehmen Sie doch Ihren Sohn zurück. — „Darf ich denn?" antwortete ſie mit Achſelzucken. „Ein Familien-Arrangement bindet mir die Hände. Und kann ich denn dieſes boshafte Kind in mein Haus bringen? würden nicht meine beiden andern von dem Buben angeſteckt werden?" So ſprach ſie; und ihre Verläumdung wurde beſtätigt. Der Major bekam wieder zwei Hofmeiſter hinter einander; aber alle Beide mußten nach einem Monate ſein Haus verlaſſen, und verbreiteten nun von ſeiner Familie und ſeiner Lebensart die ſeltſamſten Dinge.

Dem Major ſelbſt wurde bei dem ewigen Wechſel der Hofmeiſter bange. Er hörte ſogar einen Theil der Gerüchte, die auf ſeine Rechnung in der Gegend umherliefen; und ſie machten doch einige Wirkung auf ihn, ſo daß er jetzt bisweilen allein ſpazieren ritt, um ſeinen Gedanken nachzuhangen. Auf einem dieſer einſamen Spazierritte ſtieß er im Holze auf einen Menſchen, der ſeine Aufmerkſamkeit erregte. Der Menſch ſaß unter einer Buche am Boden, und aß ein Stück Brot, das er Biſſen für Biſſen mit ſeinem Hunde theilte. Er war armſelig gekleidet, und ſein Geſicht dennoch der reinſte Ausdruck der Fröhlichkeit. Der Major grüßte ihn im Vorüberreiten; und der Menſch nahm ſeinen Hut ab. Siehſt du wohl? ſagte er lachend und liebkoſend zu ſeinem Hunde. „Was ſoll der Hund ſehen?“ fragte der Major, der unmöglich ſchweigend an dieſem fröhlichen Geſichte vorüber reiten konnte. Der Fremde lachte. Ei nun, ſagte er in einem launigen Tone; ich wollte den Hund da aufmerkſam auf Ihre Höflichkeit machen. Es iſt etwas Seltenes, daß ein wohlgekleideter Mann zu Pferde, und noch dazu

ein Officier, ſeine Mütze oder ſeinen Hut vor einem abgeriſſenen Fußgänger abnimmt.

„Wer iſt Er denn?" fragte der Major den Menſchen, und betrachtete ihn mit Aufmerkſamkeit.

Ein Glückskind.

„Ein Glückskind? Das meint Er wohl ſo nicht; denn Sein Rock da ſcheint das nicht mit zu ſagen."

Der Rock, da haben Sie Recht, mein Herr. Aber, daß ich in dieſem Rocke, der mein einziger iſt, noch ſcherzen kann, das mag doch leicht ſo viel werth ſeyn, als ein ganzer Rock, und wenn auch ein Stern darauf ſäße.

„Wenn das nicht Leichtſinn iſt, ſo hat Er Recht, Landsmann."

Leichtſinn, oder leichter Sinn, iſt zuweilen eine Gabe Gottes, wenigſtens für Glückskinder von meinem Schlage. Auch mir hing ſonſt mein Schickſal auf dem Gemüthe wie Blei: aber nun geht mein Kummer durch mein Gemüth, wie die Luft durch meinen Rock; und wenn das ein Fehler iſt, ſo macht er doch viel Unglück wieder gut.

„Aber wo kommt Er her, und wo will Er hin?"

Das läßt ſich ſchwer ſagen, mein Herr. Ich komme aus der Wiege, und mein Weg geht gerade auf den Sarg los. Dieſe beiden Punkte meines Lebensweges kenne ich. Uebrigens ſuche ich meinem Glücke auszuweichen; ich muß aber wohl etwas Anziehendes an mir haben: mein Geſchick und mein Hund bleiben mir treu, und mein Schatten auch, aber freilich, wie ein falſcher Freund, nur, wenn die Sonne lacht. Sie ſchütteln den Kopf, Herr, als wollten Sie ſagen: da hat Er ſich eine ſchlechte Geſellſchaft gewählt. Ich dachte das Anfangs auch; aber nichts iſt ſo ſchlecht, daß es nicht zu gebrauchen wäre. Mein Schickſal hat mich demüthig gemacht, und mich gelehrt, was ich noch nicht wußte, daß man die Welt nicht aus den Angeln heben kann. Mein Hund hat mich gelehrt, daß noch Liebe und Treue in der Welt iſt; und — Sie glauben nicht, was für ſchöne Dinge man mit und über ſeinen Schatten reden kann.

„Ueber ſeinen Schatten? Das begreife ich nicht!"

Sie ſollten einmal hören, lieber Herr, wenn ich des Morgens bei Sonnenaufgang hinter meinem thurmlangen Schatten her ge- he, welche philoſophiſche Dinge ich da mit ihm rede. Sieh, ſage ich, lieber Schatten, biſt du nicht wie ein Jüngling, dem, wenn ihm die Sonne des Lebens aufgeht, die Er- de zu klein iſt? Gerade, wenn ich mein Bein aufhebe, ſo hebſt auch du eins auf, als ob du über zehn Morgen wegſchreiten wollteſt; und doch iſt, wenn du das Bein niederſetzeſt, dein Schritt kaum eine Spanne lang. So macht es der Jüngling auch. Er ſcheint eine Welt zerſtören oder ſchaffen zu wollen; und am En- de thut er nichts von Allem, was man nach ſeinen Reden erwarten konnte. Aber das giebt ſich, lieber Schatten. Laß die Lebens- ſonne nur höher heraufkommen; du wirſt ſchon kleiner werden, wie der Jüngling kleinlauter wird, je mehr er lebt. Sehen Sie, ſo ver- gleiche ich den Schatten Morgens, Mittags und Abends mit hundert Dingen; und je län- ger wir mit einander gehen, deſto bekannter werden wir. Ich kann jetzt ſehr viel entbeh- ren, was ich ſonſt für nothwendiges Bedürf-

niß hielt. Der Schatten iſt meine Taſchenuhr, mein Wegweiſer, und auch bald mein Bedienter, bald mein Läufer. Schade nur, daß man ſich nicht in ſeinen eigenen Schatten legen kann, wie man ſich immer auf ihn legt!

„Nun, und was ſagt Er denn Abends zu ſeinem Schatten?“

Abends? da wird ein Menſchenſchatten ein ſehr ernſthaftes Ding: der beſte Prediger, ein wahres Stundenglas, ein wahres Memento mori. Wenn der Schatten ſo vor einem her läuft, und immer länger, immer unſichtbarer wird, als ob er den Kopf ſchon in das Grau der Ewigkeit verbürge, und dabei hinter einem die untergehende Sonne, vor einem ein aufgehender Stern; — es iſt, als riefe der Schatten einem zu: du wanderſt in die Ewigkeit hinein! Deine Sonne geht unter. Aber verliere den Muth nicht; du wirſt, wie ich, immer größer, und vor dir hängt ſchon der beſſere Stern, der erſte Strahl der Ewigkeit im Grabe.

Der Menſch wurde bei dieſen Worten ernſthaft, und der Major auch. Beide ſahen ſich einige Sekunden ſchweigend, doch ruhig

und zufrieden, an. „Aber wie iſt Er denn dazu gekommen,“ fragte der Major weiter, „daß Er mit Seinem Schatten und Seinem Hunde ſo über die Erde hinzieht? Mich dünkt, Landsmann, Er wäre zu etwas Beſſerem beſtimmt.“

Der Menſch iſt wohl immer zu etwas Beſſerem beſtimmt geweſen, als er am Ende wird. Oder glauben Sie, daß Sie nichts Beſſeres hätten werden können, als Sie ſind? . . . Zu etwas Beſſerem! Sie wiſſen ja noch nicht, wie gut, oder wie ſchlecht ich bin. Freilich, wenn Sie ſagen wollten: zu einem beſſern Rocke, zu einer beſſern Mahlzeit, ſo geb' ich Ihnen Recht, obgleich ganze Nationen auf der Erde leben und glücklich ſind, die mich um dieſen Rock und dieſe Rinde Brot beneiden würden. Ich bin ein Gelehrter, lieber Herr. (Der Major nahm ſchnell die Mütze ab.) Da mir aber zu meiner Gelehrſamkeit der Verſtand fehlt, oder vielmehr ſo ein wenig von der Spitzbubennatur, ſo finden Sie mich heute hier in dieſem Rocke. Sie hätten mich eben ſo leicht in einem Wagen antreffen können; und ich begreife noch

immer nicht, warum das nicht der Fall iſt: denn es fehlte nicht viel daran, daß es ſo weit mit mir kam. Sie ſehen gerade ſo aus, als ob meine Begebenheiten Sie intereſſirten. Nun, ich kann ſie Ihnen in einigen Worten erzählen. Ich habe ſtudiert, und, glaube ich, recht viel gelernt; nur Eins nicht: zu rechter Zeit Scherz zu treiben und zu rechter Zeit ernſthaft zu ſeyn. Sah ich eine Schurkerei, ſo konnte ich nicht lachen, und wenn es auch ein Präſident war, der ſie beging. Bisweilen wieder, wenn die Herren, in deren Händen mein Glück ſtand, ſo ernſthaft waren, als ob das Wohl der Welt auf ihnen beruhete, und ihnen dann doch nur eine von ihren mächtigen Erfindungen, ein Wort, eine Lesart in einem alten Buche, oder etwas Aehnliches, im Kopfe ſteckte: ſo fiel mir mein Schatten ein, und ich mußte lachen. Schon davor konnte ich zu nichts kommen. Ich hätte wohl, trotz meinem Lachen, ein Amt haben können; aber da ſollte ich ein Mädchen heirathen, das ich nicht liebte, da einen Grundſatz verleugnen, den ich für wahr hielt, da einer Dame ſchmeicheln, vor der ich den Hut nicht abnehmen

mochte. Sehen Sie, damals war ich mein Schatten am Morgen. Ich dachte, es könnte mir nicht fehlen, und ich würde ſchon über alle Hinderniſſe wegſteigen. Es ging nicht. Da blieb mir nichts als dieſe Flöte, (er nahm eine aus der Taſche) und dieſer Hund, den ich mir zu meinem Freunde erzogen habe. Ich wurde Schauſpieler, und hätte auf der Schaubühne, die der Tempel der Moral ſeyn ſoll, beinahe meine guten Sitten verloren. Dann legte ich eine Schule an; aber ich mußte ſie wieder aufgeben, weil die Eltern verlangten, daß ich ihre Kinder zu Dummköpfen machen ſollte. Nun ſuche ich jetzt mein Unterkommen, Gott weiß, wie: als Hoboiſt, Fechtmeiſter, Tanzmeiſter, oder, wenn ſonſt nichts gehen will, als Dreſcher. Ich habe ein Paar Arme, und ſchäme mich vor nichts als vor dem Betteln und vor dem Betriegen, das mir auch beides nicht gelingen würde.

„Hm!" ſagte der Major; „fürs erſte gehen Sie mit mir, Landsmann. Der Winter iſt nahe; und ich will Sie wenigſtens wärmer kleiden: denn, wenn Sie es nicht anders machen als jetzt, ſo könnten Sie noch lange gehen und ſuchen."

Mit wem, fragte nun der Menſch, und nahm ſeinen Hut wieder ab — mit wem habe ich denn die Ehre zu ſprechen? — Der Major nannte ſich. — Das Einzige aber, Herr Major, was ich nicht werden will, iſt Soldat. Sie wiſſen ſchon warum.

„Nein, das weiß ich nicht," erwiederte der Major.

Ich dürfte nicht mit meinem Schatten plaudern, wenn ich exercirte; und das muß ich können. Alſo?

Der Major gab ihm die Hand darauf, und nun ging Herr Seibold neben dem Pferde her nach Sollingen zu. Beide überlegten unterweges ſchweigend: der Major, ob dieſer Menſch wohl Hofmeiſter des kleinen Hennig werden könnte; und Seibold, was der Major wohl mit ihm zu machen gedächte.

Dem Major war es mit den Hofmeiſtern zu übel gegangen, als daß er ſich diesmal ſogleich hätte entſchließen können. Er ließ das ganze Haus, ſogar Hannchen, ungewiß über die Beſtimmung des luſtigen Kopfes, den er mitgebracht hatte. Wurde er darum gefragt, ſo ſagte er: „den armen Seibold hat ſein

Schickſal gehetzt. Er ſoll ſich hier ein vierzehn Tage ausruhen; dann mag er weiter ziehen.“ Aber ſchon nach drei Tagen hatte Seibold den Beifall des ganzen Hauſes ſo ſehr gewonnen, daß Hannchen ihren Mann bat, ihn noch vierzehn Tage länger bei ſich zu behalten. Seibold nahm ſich aller Geſchäfte an, ſcherzte dabei faſt unaufhörlich, und machte jedermann im Hauſe heiter. Er unterrichtete den Kleinen, oder vielmehr er lief mit ihm bald im Garten, bald im Felde umher, und ſprach dabei über allerlei ſehr belehrend.

Die vier Wochen waren verlaufen, und der Major ſagte: „lieber Seibold, Sie ſind nun gekleidet, und hier haben Sie auch noch einen Zehrpfennig auf den Weg.“ (Mit dieſen Worten legte er eine Rolle Geld auf den Tiſch.) „Nun ſteht es bei Ihnen, was Sie machen wollen.“

Herr Oberſtwachtmeiſter, ſoll das mein Abſchied ſeyn, ſo mache ich nur, was ich muß, und ziehe weiter. Aber ich wollte, Sie hätten irgend einen treuen, ehrlichen Menſchen nöthig, ſo . . .

„Nun? heraus! Ich habe gute Menſchen

immer nöthig. Sagen Sie, was Sie wünſchen, lieber Seibold."

Ich wünſche hier zu bleiben; aber als irgend etwas, unter irgend einer Benennung.

„In Gottes Nahmen! Wie ſoll die Benennung heißen?"

Freund und Lehrer des kleinen Hennigs, und, wenn Sie wollen, Ihr Freund, Ihrer ganzen Familie Freund.

Der Major ſchlug ein, und der Handel war abgemacht.

Seibold war ein hübſcher, blühender Mann von ſechs und zwanzig Jahren, mit vielen und ſehr mannichfaltigen Kenntniſſen, leichtfertig, leichtſinnig, wild ſogar, und dennoch in gewiſſen Stunden wieder ein überirdiſcher Schwärmer, der niemals die Welt ſah, wie andere Menſchen, und den der Anblick einer Wiege oder eines offnen Grabes bis zu Thränen rühren konnte, ſo wie ihn tauſend andre Dinge, welche die Welt größten Theils für ſehr ernſthaft hält, zu lautem Gelächter brachten. Von Natur war er ſehr geſellig; doch nahm er, wie wir gehört haben, im Nothfalle auch mit ſeinem Schatten vorlieb. Er kannte die Welt

und die Menſchen; aber er wußte nicht mit ihnen umzugehen. Wenn er über Menſchen ſprach, oder von ihnen ſchrieb, ſo beurtheilte er ſie immer ſehr richtig; aber wenn er mit ihnen zu thun hatte, ſo handelte er, als ob er aus dem Monde unter ſie herabgefallen wäre. Er geſtand das ſelbſt ſehr freimüthig. Mein Herz iſt zu ſchwach, zu leichtgläubig, ſagte er zu Hannchen. Ich traue dem Menſchen, mit dem ich zu thun habe, immer das Beſte zu, mein Kopf mag ſagen, was er will; denn ich habe jeden einzelnen Menſchen lieb.

Dieſem Manne wurden nun Herz und Kopf des kleinen Hennigs übergeben, und gewiß zum größten Vortheil für beide. Der Knabe nahm ſichtbar zu. Sein Verſtand, der bisher wenigſtens nicht verbildet war, bekam nun durch Seibold ſehr helle Ideen, und ſein Herz ein ſehr feines zartes Gefühl für Recht und Unrecht. Seibold hatte den Grundſatz: man müſſe die ganze Moral wenigſtens zur Hälfte dem Herzen anvertrauen; denn, ſagte er, Abſcheu vor Unredlichkeit, Schurkerei und allen Laſtern iſt eine ſtärkere Schutzwehr der

Tugend, als das tiefſinnigſte Räſonnement über ihre Niedrigkeit. Das Herz muß ſich gegen eine ſchlechte Handlung empören; ſonſt iſt man höchſtens ein tugendhafter Schwätzer. Der Verſtand dient nur dazu, die Verhältniſſe des Menſchen richtig zu überſehen, daß man nicht ungerecht iſt, wenn man gerecht ſeyn will.

Seibold ſuchte nach dieſen Grundſätzen in dem Herzen des Knaben feurige Liebe zu allem Guten, Edlen und Großen, ſo wie den ſtärkſten Widerwillen gegen alles Schlechte, Unedle und Niedrige, zu erregen; und das mußte ihm in einem ſehr hohen Grade gelingen, da der Knabe nur mit guten Menſchen aus allen Ständen, und von allen Stufen der Kultur, umgeben war. Mehr durch Beiſpiele, als durch Lehren, wurde der kleine Hennig edelmüthig, obgleich dabei auch etwas leichtſinnig, dreiſt und wild, weil niemand ihn tyranniſirte und weil er allen ſeinen Phantaſieen folgen konnte. Er ritt jetzt die wildeſten Pferde, ſetzte über die breiteſten Gräben, erſtieg die höchſten Bäume, und erhielt durch tägliche Uebung eine erſtaunliche Gewalt über

ſeinen Körper. Seibold lehrte ihn auch die Flöte und die Harfe ſpielen, ſingen, tanzen und fechten. Durch das Letztere wurden ſeine Figur und ſein Anſtand gebildet; durch die Muſik ſein Herz auch ſanfteren Empfindungen geöffnet. Wenn er mit tiefer Rührung ein Lied zu ſeiner Harfe ſang, ſo hätte man ihm ſeine Wildheit nicht zutrauen ſollen. Kurz, ſeine Erziehung war in den beſten Händen, und mußte, da er noch nicht verdorben war, einen edlen guten Menſchen aus ihm machen.

Hannchen war nun ſchon zwei Jahre mit dem Major verheirathet, und hatte noch immer nicht die Hoffnung, Mutter zu werden. Jetzt knüpfte die Schwägerin den abgeriſſenen Faden der Freundſchaft wieder an; und nicht lange, ſo verſprachen der Major und Hannchen ihr noch einmal ſehr feierlich, den Vertrag wegen der Erbſchaft treu zu halten. Hannchen freuete ſich über die Wiederherſtellung des guten Vernehmens mit der Moorbergiſchen Familie; denn ſie hatte bemerkt, wie ſehr ihren Mann das Mißverſtändniß mit ſeinem Bruder ſchmerzte. Er ſeufzte,

wenn die Rede auf den Kammerherrn kam, ſchrieb oft ſich ſelbſt und ſeiner Hitze die Schuld der Feindſchaft zu, und ſagte ängſtlich: „es iſt doch mein Bruder; und als mein Vater ſtarb, war ſein letztes Wort: ſeyd einig, meine Kinder!“ Aus wahrer Liebe zu dem Major, ſah Hannchen nun allen Anmaßungen ihrer Schwägerin nach, und ertrug den drückenden Stolz, mit dem ſie behandelt wurde, ohne jemals die Geduld zu verlieren.

Aber jetzt fühlte ſie ſich auf einmal ſchwanger. Der Gedanke, nun bald Mutter zu werden, machte ſie glücklich; allein ſie konnte nicht daran zweifeln, daß ihr Mann dieſes Glück mit dem giftigſten Haſſe ſeiner Schwägerin würde bezahlen müſſen. Zwar fiel es ihr nie ein, zum Vortheil ihres Kindes den Major ſein Verſprechen zurücknehmen zu laſſen: ſie war in ihren Wünſchen mäßig, und ihr Mann hatte wirklich ſeit ſeiner Verheirathung ſchon ſehr beträchtliche Summen zurückgelegt; blieb er nur noch einige Jahre leben, ſo reichte, wie ſie zuverläſſig wußte, das Kapital ſchon hin, ſie und ſelbſt ein Kind anſtändig zu erhalten. Aber konnte ſie hoffen, ihre

Schwägerin von der Beſcheidenheit ihrer Wünſche zu überzeugen? Sie ſah eine neue Trennung der beiden Familien voraus, durch die ihr geliebter Mann, bei ſeinem Herzen und ſeiner Denkart, nothwendig ſehr ſtark leiden mußte. Nach langem Sinnen fand ſie endlich ein Mittel, dieſe Trennung zu verhüten. Sie verhehlte ihre Schwangerſchaft allen Menſchen, ſelbſt ihrem Manne, gab eine Kränklichkeit vor, die man bei ihrer Geſichtsfarbe auch nicht bezweifelte, und konnte daher die meiſte Zeit im Negligé erſcheinen. Nun beredete ſie ihren Mann, der ihretwegen in große Sorge gerieth, daß ein Bad ihre Geſundheit wieder herſtellen würde. Sie wählte Pyrmont, traf die nöthigen Anſtalten, beſorgte das Haus, und reiſte mit ihrem Manne ab. Auf ihr dringendes Bitten mußte der Major ſeine eignen Pferde nach der erſten Tagereiſe zurückſchicken, und den Bedienten, den er mitgenommen hatte, mit einem anſehnlichen Geſchenke entlaſſen. Der Major gab ihr auch in dieſem, ihm freilich ſeltſam ſcheinenden Verlangen nach, weil ſie kränklich war; und ehe nun ein andrer Bedienter kam,

entdeckte ſie ihm, daß er bald Vater ſeyn würde.

Man denke ſich das Entzücken des Majors. Er wurde wechſelsweiſe bleich und roth, nahm ſeine Mütze ab, machte das Fenſter auf, ſah mit dankbaren Blicken gen Himmel, vergoß Freudenthränen, und küßte ſeiner Frau mit ſolcher Ehrfurcht die Hände, als ob er noch einmal um ſie anhalten wollte. Sobald er etwas ruhiger wurde, ſetzte ihm Hannchen ſein Verhältniß mit der Schwägerin auseinander, und zeigte ihm, daß die Geburt ihres Kindes ihn gewiß auf immer von ſeinem Bruder trennen würde. Er ſeufzte, und geſtand das zu. Sie ergriff ſeine Hand, drückte ſie mit Zärtlichkeit an ihre volle Bruſt, und hob wieder an: nun ſieh, liebſter Fritz, wir ſind entſchloſſen, dem kleinen Hennig Sollingen zu laſſen, und können das, ohne unſere Elternpflichten zu verletzen; denn das Kapital wächſt von Jahr zu Jahre genug, unſer Kind einmal glücklich, ja reich, zu machen. Aber deine Schwägerin wird nie glauben, lieber Fritz, daß wir fähig ſind, ſo zu denken und zu handeln. Ich habe daher meine Schwan-

gerſchaft verſchwiegen, ſo weh es mir auch that, meine Freude nicht mit dir theilen zu können. Darum ſollte Hennig nicht mit, ſo gern du ihn auch mitgenommen hätteſt; darum mußte der Kutſcher zurück nach Sollingen, und darum wurde der Bediente entlaſſen. Sieh, lieber Fritz, hier, oder wo es dir ſonſt gefällt, will ich Mutter werden, ohne daß es jemand weiß. Dann kehren wir zurück, laſſen das Kind nachkommen, geben es für ein fremdes aus, und erziehen es, wie natürlich, mit aller Sorgſamkeit guter Eltern. Davon haben wir noch obendrein einen Vortheil, den Seibold immer die beſte Grundlage der Erziehung nennt. Das Kind wird nicht wiſſen, daß es reich und vornehm iſt.

Der Major ſchüttelte den Kopf, zog die Augenbraunen zuſammen, und hatte vieles einzuwenden; aber welcher Ehemann kann einer geliebten Gattin, die ihm ſo eben erſt entdeckt hat, daß ſie Mutter iſt, etwas abſchlagen? Er mußte zuletzt einwilligen, und nun wurde alles Nöthige verabredet. Beide gingen auf einige Wochen nach Pyrmont, und dann in ein nahe gelegenes kleines Städtchen.

Hier erwartete die Majorin unter einem fremden Nahmen ihre Entbindung, und ihr Mann mußte den unterweges angenommenen Bedienten wieder entlaſſen. Endlich wurde ſie Mutter eines kleinen geſunden Mädchens. So ſchwach ſie auch war, ſo fliſterte ſie dennoch ihrem Manne zu: Gott hat meine Wünſche erfüllt, lieber Fritz. Wenn es ſein heiliger Wille iſt, ſo wird das Kind einmal Hennigs Frau. — Die Idee, daß ſeine Tochter und ſein geliebter Hennig Sollingen mit einander theilen ſollten, ſetzte den Major in neues Entzücken. Er ſagte mit leuchtenden Augen: „Hannchen, das wird Gott wahr werden laſſen; denn es iſt etwas Gutes. Ja, nun bin ich froh."

Das Kind wurde getauft und einer Amme übergeben. Sobald die Majorin die freie Luft vertragen konnte, reiſten ſie mit dem Kinde und dem Taufzeugniſſe aus dem Städtchen ab. In einer andern kleinen Stadt wurde das Kind unter einem fremden Nahmen mit ſeiner Amme bei einer ſehr vernünftigen Frau auf ein halbes Jahr eingedungen, und die Eltern reiſten nach Sollingen zurück, wo

man von Allem, was vorgegangen war, auch nicht einmal eine Ahnung hatte, und wo man ſich herzlich freuete, die Majorin nach einer Abweſenheit von vier Monaten ſo geſund und blühend wieder zu ſehen.

Als ein halbes Jahr vergangen war, ließ der Major das Kind und die Amme in eine benachbarte Stadt kommen, und fuhr mit ſeiner Gattin unter einem ſehr ſchicklichen Vorwande eben dahin. Die Amme wurde reichlich bezahlt, die Rolle, welche ſie zu ſpielen hätte, mit ihr verabredet, und ihr dann befohlen, um eine beſtimmte Zeit an dem Wege zu ſtehen, den der Wagen kommen mußte. Als der Major zurückfuhr, ſtand die Amme mit dem Kinde richtig an dem vorgeſchriebenen Orte. Der Wagen hielt an; die Majorin ſtieg aus, bemerkte die Perſon, ſprach mit ihr, ſo daß Kutſcher und Bedienten es hörten, hielt das Kind ihrem Manne hin, erkundigte ſich nach den Umſtänden, äußerte ihr Mitleid bei der verabredeten Fabel, und erbot ſich endlich, das Kind mitzunehmen und zu erziehen. Das Mädchen willigte ein, und erhielt ein Geſchenk. Die Majorin nahm nun das Kind an ihre

Bruſt, ſetzte ſich wieder in den Wagen, und fuhr ſehr fröhlich weiter. Eine Viertelſtunde nach ihrer Ankunft in Sollingen, war die Geſchichte von dem Kinde im ganzen Dorfe verbreitet, und niemand bezweifelte ſie, da man die Wohlthätigkeit und Menſchenliebe der Gutsherrſchaft aus ſo unzähligen Beiſpielen kannte. Der Major hatte indeß doch dafür geſorgt, daß die Amme noch in derſelben Stunde in ihr Vaterland, Weſtphalen, zurückkehren mußte, damit nicht etwa ein Zufall das Geheimniß verrathen könnte.

Hannchen — ſo hieß das Kind — wurde mit der liebevollſten Zärtlichkeit erzogen, und die Mutter hatte nichts angelegentlicher zu thun, als ihr Hennigs Liebe zu erwerben. Er durfte das kleine Mädchen tragen, mit ihm ſpielen, ihm zu eſſen geben, u. ſ. weiter. Die Mutter nannte es: ſeine kleine Braut; und wenn er etwas ſehr Gutes gethan hatte, ſo ſagte ſie: nun ſoll Hannchen dich auch recht lieb haben! Seibold war damit nicht recht zufrieden; er äußerte oft: Sie ſetzen dem Kleinen da Dinge in den Kopf, die er einmal Luſt haben könnte, für Ernſt zu nehmen. — Die

Majorin erwiederte lächelnd: wenn das Kind gut wird — und das hoff' ich zu Gott und zu Ihnen — : ſo mag er das immerhin thun. Erziehen Sie in der Folge nur getroſt, als ob Hannchen einmal Hennigs Frau werden ſollte; ich will es nicht hindern.

Die Kammerherrin ſah indeſſen mit großem Mißvergnügen das kleine Mädchen in dem Hauſe ihres Schwagers. Das weiß doch der liebe Gott, ſagte ſie zu ihrem Manne, wie dein Bruder zu allem dem Bettelvolke kommt! Da heirathet er ein Mädchen, das ein Dutzend Jahre in der Welt umhergelaufen, Kammerjungfer und, Gott weiß, was alles ſonſt noch, geweſen iſt; aus einem gemeinen Kerl von Huſaren macht er ſeinen Buſenfreund; ein Bettler, den er am Zaune aufgerafft hat, ein nichtsnutziger Komödiant, iſt ſein Hofmeiſter; und nun ſchleppen ſie gar ein Hurkind von der Straße ins Haus, und erziehen es, wie eine Prinzeſſinn. So wird das ſchöne Vermögen verſchwendet, das doch einmal deinem Sohne gehört; und du ſagſt nichts dazu! Ja, laß ihn erſt todt ſeyn; ich will die Bettler aus dem Hauſe bringen! Aber, ſo geht es!

Darf nicht der Seibold am Tiſche das große Wort führen, als ob er die erſte Perſon wäre? und redet der Menſch mich nicht immer an, ob ich gleich nie eine Sylbe mit ihm ſpreche? Mein Hofmeiſter ſollte das thun! Das kommt davon, wenn man nichts auf ſeinen Rang hält. Dein ſeliger Vater iſt an allem Schuld; der wußte auch nicht, wie freundlich er mit den Leuten ſeyn wollte, die in ſeinem Brote ſtanden.

„Aber die Leute liebten auch meinen ſeligen Vater."

Was lieben! Sie ſollen uns ehren. Brauchen wir denn die Liebe der Leute? Geht nicht die Haushaltung bei uns noch einmal ſo gut, als bei dem Major? So ſieh doch nur hin, wer beſſere Domeſtiken hat! Das kommt von der Liebe! Die Leute paſſen nicht auf, wenn man zu gut mit ihnen iſt.

So ärgerte ſich und klagte die Frau von Halden oft; aber der Major blieb bei ſeiner Wirthſchaft: Seibold wendete ſich bei Tiſche mit ſeinen ſeltſamen Fragen, Vergleichen und Einfällen immer an die Frau Kammerherrin; das kleine Mädchen war bei der Majorin im

Zimmer, und wurde wie ihr eigenes Kind erzogen; der alte Hennig ſprach noch immer mit, und der Major hörte nicht auf, ſeinen Rath zu befolgen. Noch mehr als das Alles verdroß aber die gnädige Frau die Liebenswürdigkeit des kleinen Hennigs. Man durfte nur einen Blick auf die beiden Brüder werfen, wenn ſie beiſammen waren, um die Mutter ſogleich der blindeſten Partheilichkeit zu beſchuldigen. Karl hatte eine recht anſtändige Stellung; aber er ſchien eine todte Bildſäule, wenn ſein Bruder neben ihn hin trat. Hennig ſtand da, gleich dem Apoll, der den Python beſiegt hat, mit freien, blitzenden Augen; und ſah man das lachende frohe Geſicht, die Roſenwangen, die ſeelenvolle Unſchuld und den freundlichen Mund, ſo hätte man ihn für einen jungen Amor halten können. Karl war nicht ohne Kopf und hatte auch Kenntniſſe, vielleicht beſſer geordnete, als ſein Bruder. Sprachen ſie Beide, ſo hörte man an Karln, wie er ſich beſtrebte, ein Jüngling zu ſcheinen; an Hennig ſah man gar kein Beſtreben, und konnte ihn bisweilen ſogar für kindiſcher halten, als er wirklich war. Aber zuletzt trug Hennig dennoch jedesmal

den Sieg davon. Er überließ ſich dem Feuer, das ihn wegriß, ſprach mit Augen, Hand und Fuß, kurz, mit einer Leidenſchaft, die oft Begeiſterung, und in einem Tone, der Muſik ſchien. Karl ſprach ſchnell, aber ohne Leben, in einem ſpitzen aber unkräftigen Tone, in geſchliffenen aber kalten Ausdrücken; und dabei hatte er die eine Hand im Buſen, die andre in der Weſtentaſche.

Hennig durfte mit ſeinem innigen Tone, mit den blitzenden Augen, dem begeiſterten Geſicht, und den zuſammenfallenden Händen nur einmal rufen: o mein Gott! ſo hatte er eine lange Rede ſeines Bruders beſiegt. Karl hofmeiſterte ihn faſt unaufhörlich, wenn ſie beiſammen waren. Hennig hörte geduldig zu, und gab nach; wurde es ihm aber einmal zu arg, ſo ergriff er lachend ſeines Bruders Hand, und ſagte: du ſchüttelſt immer den Kopf, wenn ich einmal einen Luftſprung, oder ſo etwas, mache. Weißt du wohl, Brüderchen, wann ein gutes Pferd immer den Kopf und die Ohren ſchüttelt? . . . Wann es ſich zu ſchwach fühlt zu ſpringen. — Kurz, die beiden Brüder liebten einander nicht, und kamen oft in förmliche Zänkereien.

Aber deſto mehr hatte Hennig die Liebe ſeiner Schweſter Emilie, ſo wenig dieſe ſich das auch merken laſſen durfte. Wenn es ſich thun ließ, ſo gingen ſie bei Seite, und dann fiel das kleine Mädchen dem Bruder mit zärtlichem Ungeſtüm um den Hals. Bisher war dem Knaben der Widerwille ſeiner Mutter gegen ihn unbekannt geblieben, weil der Major und Alle im Hauſe ſich ſorgfältig hüteten, ihn etwas davon merken zu laſſen; aber jetzt entdeckte Emilie ihm mit kindiſcher Vertraulichkeit, daß Mama ihn gar nicht leiden könnte, und daß ſie zu Hauſe immer auf ihn, auf den Onkel, auf die Tante, und auf Alle in Sollingen ſchimpfte.

Hennig wand ſich aus Emiliens Armen, dachte mit trüben Augen nach, erinnerte ſich an die unfreundlichen Blicke, die unaufhörlichen Vorwürfe ſeiner Mutter, und fand ſehr bald, daß es wirklich ſo ſeyn müßte, wie er jetzt von ſeiner Schweſter hörte. Emilie, fragte er traurig, weißt du nicht, warum die Mutter mich nicht leiden kann?

Nein, das weiß ich nicht. Ich glaube, weil du gemauert haſt, als du noch klein wa-

reſt, oder weil du bei dem Onkel biſt, oder weil ... Warte, ich will mich beſinnen, lieber Hennig. Sie hat es einmal geſagt. Ich gab wohl Acht, weil ich dich liebe; aber recht behalten habe ich es doch nicht. — Jetzt fällt es mir ein. Weil ſie dich geboren hat, ſagte Mama. Nein, ich muß doch wohl nicht recht gehört haben; denn die Bonne ſagt, alle Kinder müſſen von ihren Müttern geboren werden. Und Karln hat die Mama ja auch geboren, und dem iſt ſie doch ſo gut, ... ſo gut, wie ich dir. Nein, lieber Hennig, nicht weinen! Denke, ich wäre deine Mama; ich will dich deſto lieber haben.

Hennig ſchüttelte traurig den Kopf, und ſagte: ein Habicht iſt ein blutgieriger Raubvogel; aber ſeine Jungen hat er lieb. Ich möchte nur wiſſen, was ich Mama gethan hätte! — Milchen, fuhr er ſchluchzend fort; wenn du einmal Kinder haſt, ſo wirſt du ſie nicht verſtoßen!

Emilie ſuchte ihn zu tröſten, und ſagte: ſieh, Mama hat auch mich nicht halb ſo lieb, wie Karln, weil ich meine Bonne ſo lieb habe, und gleich weine, wenn Mama auf ſie

ſchilt, und weil ich mit Verwalters Chriſteln zuweilen ſpiele. Das ſoll ich nicht, weil ich ein Fräulein bin. Ach, ich habe mir ſchon manchmal gewünſcht, daß ich nur ein Bauerkind ſeyn möchte.

Man kann denken, mit welcher Gewalt dieſe beiden, von Einem unnatürlichen Gefühle gedrückten Kinderherzen ſich nach dieſer Unterredung an einander ſchließen mußten.

Der Knabe ging, ſobald ſeine Mutter wieder abgereiſt war, zu ſeinem Onkel, wo er auch die Tante, Seibold und den alten Hennig antraf. Er warf ſich in die Arme der Majorin, küßte ihre Hände mit ungewöhnlicher Heftigkeit, und brach auf einmal in ein lautes Weinen aus. Der alte Hennig ſprang herzu, nahm ihn in ſeine Arme, und fragte, ob ihn ſein Bruder etwa wieder beleidigt hätte. Bei meiner Seele, ſagte er: ſo etwas iſt es! Aber ich ſchlage dem Buben noch einmal ſeinen Puder in den Hirnſchedel hinein. Meiſtert er nicht immer da den armen Kleinen, und ſtichelt auf ihn mit glatten Worten und einem Honigsmaule ſo lange, bis ihm das Gift in

der Bruſt ſitzt? Komm, Kleiner. Ich will dir den Goldfuchs ſatteln.

Der Major betrachtete den Knaben mit beſorgten Blicken, und ſagte: „den Goldfuchs, mein Söhnchen! Hennig ſoll mit dir reiten. Du mußt ihm nachſehen, lieber Junge; es iſt dein Bruder.“

Was iſt dir? fragte Hannchen, und drückte den Kleinen an ihre Bruſt.

Meine Mutter haßt mich, antwortete der Knabe leiſe; Emilie hat es mir geſagt.

„Ich wollte, ſie hätte dir ſonſt 'was geſagt, die Plappertaſche! Na, nun weiß er, was wir ihm ſo lange verſchwiegen haben.“

Plappertaſche! wiederholte Seibold halb laut. — Freilich nun weiß er es! ſetzte er leiſer hinzu, und ging an das Fenſter.

Laß ſie dich haſſen, rief der alte Huſar; haben wir dich doch lieb, wie unſer Leben.

Haſſen? ſagte Seibold; wer redet von haſſen! Die Mutter hat ihn nur nicht ſo lieb, wie ihren Karl; und das iſt ganz natürlich, weil ſie ihm nicht ein Zehntheil ſo viel Gutes thun kann, wie ihrem Aelteſten. Da iſt deine Mutter (auf Hannchen zeigend); die hat

dich erzogen, gebildet, und dir Gutes gethan. Deine Mutter liebt dich vielleicht nicht ganz ſo herzlich, wie wir; aber zwinge ſie, daß ſie es am Ende doch thun muß. Werde ein guter Menſch, daß ſie Freude an dir erlebt. — Ich wollte doch, ſie wäre hier, fliſterte Seibold dem Major noch zu; mich ſollte nur wundern, ob ihr Kuckuksherz die Thränen des Kindes aushalten könnte.

„Kuckuksherz?" erwiederte der Major leiſe: „ein Rabenherz, ſagen Sie nur; eine Rabenmutter iſt ſie."

Man beruhigte den Knaben wieder, ſo gut man konnte, und Seibold zeigte ihm nun die Mittel, das Herz ſeiner Mutter zu gewinnen. Giebt ſie es dir dennoch nicht, lieber Hennig, ſetzte er hinzu; ſo beweiſe der Welt, daß die Schuld nicht an dir lag. Mache, daß du die Liebe aller Menſchen verdienſt; dann wird Gott um deiner Tugenden willen der Mutter verzeihen, daß ſie dich nicht liebte.

Hm! ſagte Seibold nachher zu dem Major: das Schlimmſte bei einem ſo unnatürlichen Handel iſt, daß auch das Klügſte, was man dazu ſagen kann, albern herauskommt; denn

was kann man anders darüber ſagen, als: ſchlag es dir aus dem Sinne!

„Wohl wahr!" antwortete der Major, und runzelte die Stirn. „Aber iſt das nicht eine Rabenmutter, welche gute Menſchen zwingt, daß ſie ihr Kind bitten müſſen, ſeine eigene Mutter zu vergeſſen? Nein, zum Teufel! ich will hin! Schade, daß es bald Abend iſt; ſonſt ritt' ich noch heute."

Am folgenden Morgen ließ er ſatteln, und ſprengte nach Moorberg. Als er vor ſeiner Schwägerin ſtand, wußte er ihr erſt eben ſo wenig etwas zu ſagen, wie dem kleinen Hennig. Endlich aber rief er auf einmal, wie begeiſtert: „nein! und ſollte es das letzte mal ſeyn, das ich hier eingeritten wäre — in Gottes Nahmen! So wegreiten kann ich nicht wieder. Frau Schwägerin, der kleine Hennig iſt ſo gut Ihr Sohn, wie Karl. Bis jetzt haben wir es dem Jungen verſchwiegen, daß Sie ihn haſſen; aber er hat es endlich gemerkt, und das Kind, das alle Menſchen lieben, weil es ein Engel iſt — das Kind ſteht nun da, und weint über ſeine Mutter. Hören Sie: über ſeine Mutter! Nimmermehr kann

Gott ohne Zorn ein Kind über die Grauſamkeit ſeiner Mutter weinen ſehen; oder ich müßte an ihm verzweifeln." Der Major ſagte das halb zornig, halb mitleidig. Es ſchauderte ihn bei den Worten, und er wurde bald bleich, bald roth.

Die Frau von Halden ſah ihn an, und erröthete. Ja, ſagte ſie endlich mit niedergeſchlagenen Blicken; kann ich den Jungen denn lieb haben? Iſt er nicht von lauter Menſchen umgeben, die meine Feinde ſind? . . . Da wird ihm ſeine Mutter, fuhr ſie weinend fort, wie ein Geitzteufel, wie ein Unmenſch geſchildert. O, ich weiß es wohl!

„Wie? was?" fuhr der Major grimmig auf.

Von Ihnen ſag' ich nicht, Herr Bruder, heulte ſie mit zunehmender Erbitterung weiter fort. Aber ich ſehe ja, wie Ihr Reitknecht mich haßt, und Ihr Hofmeiſter dazu, weil ich mich nicht mit ihm gemein mache, nicht jeden Bettler und Vagabunden ins Haus und an meinen Tiſch kommen laſſe, nicht jedes Hurkind wie mein eigenes aufziehe, meinen Kindern das Brod nicht vor dem Munde weg-

nehme, um es den Hunden vorzuwerfen. Da ſetzen ſie ſich denn zuſammen, ſagen dem undankbaren, nichtsnutzigen Jungen, ich haſſe ihn, und füllen ſein ſchlechtes Herz mit Widerwillen gegen Vater und Mutter, gegen Bruder und Schweſter. O, ich weiß es wohl!

Der Major war Anfangs halb ſtarr vor Zorn, und ſchwieg. Endlich rief er: „Nein, das iſt zu arg! zu arg! Gott gebe mir Geduld! Aber hören ſollen Sie einmal meine Beichte, und dann will ich es Gott überlaſſen, Sie zu rühren, oder zu ſtrafen, wie es ſein heiliger Wille für gut findet. Hören ſollen Sie; denn ich will meine Hände in Unſchuld waſchen. Ja, wenn wir Ihrem Sohne ſagten (wovor uns Gott behütet hat): Junge, deine Mutter iſt ein Geitzteufel; es wäre die reine Wahrheit. Wenn wir ſagten: deine Mutter iſt hart, grauſam, unmenſchlich; es wäre wieder die reine Wahrheit. Denn haben nicht alle Ihre Leute die Hölle bei Ihnen, von dem Hofmeiſter an, der Ihr Freund ſeyn ſollte, weil er Ihre Kinder zu Menſchen macht, bis auf den Küchenjungen? Haſſen Sie nicht den Hennig, weil er Ihrem Karl, dem Ha-

ſenfuß, dem Taugenichts, im Wege ſteht? Lie-
ber wollt' ich ja mein Vermögen einem Gold-
macher geben, ehe der Bube einen Ziegel von
Sollingen haben ſollte. Er kann tanzen,
ſich pudern und die Leute mißhandeln. Nun,
ich ſage Ihnen voraus, er wird einmal auch
ſeiner Mutter ſchlecht begegnen. Das wird er,
bei dem großen Gott! Der Junge weiß ja
ſchon nichts als Geld, und befehlen. Nicht
einen Funken Menſchenliebe hat er in der
Bruſt. Sie ziehen ihn muthwillig zu einem
Unmenſchen auf; warum ſollte er Sie denn
lieben? Na, wir ſprechen uns über den Punkt
in ein ſechs oder acht Jahren wieder. Dann
ſollen Sie wohl noch Ihre Arme nach dem
verſtoßenen Hennig ausſtrecken! Und was Ih-
ren Vagabunden betrifft — ich weiß wohl,
auf wen das gehen ſoll, und weswegen Sie
dem Seibold ſo feind ſind. Weil er den klei-
nen Hennig lieb hat, und in Ihrer Gegen-
wart nicht wie ein Hund auf allen Vieren
kriecht. Und das Hurkind? Gott im Himmel!
hätte ich nur nicht ſo heilig verſprochen, zu
ſchweigen, Sie ſollten Dinge hören... Aber
nur Geduld! es wird noch kommen! Jetzt

bin ich fertig. Nur noch ein Wort. Hennig iſt mein Erbe und mein Sohn. Uebrigens ſehen Sie uns nun als Fremde an, mich, meine Bettler, und das Hurkind dazu.“ Er ſtampfte auf den Boden, verließ eilig das Zimmer, ſchwang ſich auf ſein Pferd, und murmelte unterweges zu wiederholten malen: „wart, ich will dich bei Hurkindern!“

Die Frau Kammerherrin war höchſt erbittert; aber ſie vergaß ihren Zorn beinahe vor Neugierde nach dem Geheimniſſe in Abſicht des kleinen Mädchens, das in Sollingen mit ſo zärtlicher Liebe erzogen wurde. Was für Dinge ſollte ſie hören! was ſollte noch kommen! — Das Alter des Kindes fiel in die Reiſe des Majors und ſeiner Frau; auch glaubte ſie Aehnlichkeit in den Augen des Kindes und des Majors zu entdecken. Sie erkundigte ſich nach den kleinſten Umſtänden bei der geheimnißvollen Reiſe nach Pyrmont, und bei der andren, von der ihre Schwägerin das Kind mitgebracht hatte. Jetzt erfuhr ſie, daß der Major, ob er gleich vier Monate ausgeblieben, doch nur vier Wochen in Pyrmont geweſen war. Sie ſah, daß es eine eigene Be-

wandniß mit dem Kinde haben mußte, der ſie nur nicht auf die Spur kommen konnte. Die richtige fiel ihr einigemale ein; allein ſie ſah dabei durchaus keinen Vortheil für Hannchen ab, und gab daher die Idee wieder auf, doch ohne deshalb ihre Neugierde fahren zu laſſen.

Ueber den Zorn ihres Schwagers beruhigte ſie ſich bald; er hatte ja noch einmal feierlich verſichert, daß Hennig ſein Erbe ſeyn ſollte, und ſie wußte, wie heilig er ſein Wort in jedem Falle hielt. Sie ſah es ſogar recht gern, daß der Umgang mit dem Major nun abgebrochen war; denn ſie hatte bei jedem Beſuche von und bei ihm den bitterſten Verdruß gehabt. Alles in Sollingen hing mit Liebe an dem kleinen Hennig, und ihr Karl wurde überſehen. Auch Karl ſelbſt, dem man zu Hauſe bei jeder Gelegenheit ſchmeichelte, bemerkte mit großem Verdruſſe, daß ſein jüngerer Bruder ihn beſtändig verdunkelte; er ging daher äußerſt ungern nach Sollingen, und der völlige Bruch mit der dortigen Familie war ihm ſehr angenehm.

Karl hatte das vierzehnte, und Hennig

das dreizehnte Jahr zurückgelegt, als beide Familien ſich trennten. Dieſe Trennung that übrigens nicht die heftige Wirkung auf den Major, die Hannchen befürchtet hatte; und Seibold trug dazu bei, ſie noch mehr aus ſeinen Gedanken zu bringen. Herr Oberſtwachtmeiſter, ſagte er; es giebt tauſend Arten von Verbindungen zwiſchen den Menſchen: Blutsfreundſchaft, Verſtandes-Freundſchaft, Charakter-Freundſchaft, Narrheits-Freundſchaft, Schurkerei-Freundſchaft, und ſo weiter. Mit Blutsfreundſchaft fängt die Natur an; und das iſt gut: denn fürs erſte muß der Menſch etwas haben, an das er ſich hängt. Dann kommt die Geſchlechts-Freundſchaft. Jüngling und Mädchen lieben einander, und man weiß bisweilen bei ihnen eben ſo wenig, warum, als bei Brüdern und Schweſtern. Nun werden Herz und Kopf ausgebildet, oder verbildet, je nachdem es kommt; und dann fängt eine neue, oft heilige, ehrwürdige, Verwandtſchaft an. Der Tugendhafte wird aller Redlichen, der Verſtändige aller Klugen Bruder. Mit Narren und Böſewichtern geht es eben ſo. Alle Narren ſind Brüder; doch die Geburtsnarren

ſuchen ihre Verwandten in der Narrheit nur in ihrem Stande auf. So kann ein ehrlicher Mann näher mit einem treuen Hunde verwandt ſeyn, als mit einem Schurken, der auf zwei Beinen geht, und wenn er auch Eine Bruſt mit dieſem Schurken geſogen hätte.

„Das iſt nicht wahr, Seibold. Menſch bleibt Menſch. Sie gehen zu weit; das fühl' ich.“

Meinen Sie nicht, daß der Androkles, von dem Ihnen Hennig neulich erzählte, den Löwen, der ihm Nahrung und Schutz gab, lieber gehabt hat, als ſeinen grauſamen Herrn, der ihn zwang in den Höhlen der wilden Thiere Schutz zu ſuchen?

„Ja, lieber gehabt hat! Aber davon iſt die Rede nicht, ſondern von Verwandtſchaft.“

Nun, und iſt Liebe nicht die wahre Verwandtſchaft? Haben nicht manche Leute Hunde, Katzen und Pferde lieber, als die beſten Menſchen? Die fühlen ſo etwas Katzenartiges in ſich; wie wollte man das ſonſt erklären?

Der Major mußte am Ende zugeben, daß

ſeine Verwandtſchaft mit edlen und guten Menſchen heiliger ſey, als die mit ſeiner böſen Schwägerin. Er gewöhnte ſich bald daran, nichts mehr von Moorberg zu hören oder zu ſehen, und ſeine Seele wurde vollkommen ruhig.

Auch Hennig gab ſeine Mutter und ſeinen Bruder auf, doch nicht Emilien, die er ſo herzlich liebte. Er klagte bei ſeinem Lehrer mit weinenden Augen, daß er ſie gar nicht mehr ſprechen könnte. — Hole die Büchſe, Hennig! ſagte Seibold; wir wollen hinüber nach Moorberg. Ich ſtehe dir dafür, du ſollſt ſie alle Woche einmal ſehen. Es ſind zwei Meilen, und deine Schweſter verdient wohl, daß du ein Paar Stunden nach ihr gehſt.

Hennig war in einigen Minuten mit ſeiner Büchſe wieder da, und ging nun mit Seibold nach Moorberg. Sie ſchlichen um den herrſchaftlichen Garten her; und nicht lange, ſo zeigte ſich Emiliens Bonne in der Allee. Hennig war in einem Sprunge bei ihr, ſagte ihr, was er wünſchte, und die Bonne ging, ſeine Schweſter zu holen. Emilie kam mit

funkelnden Augen, ſank an ihres Bruders Herz, und führte ihn dann nach dem hinterſten Theil eines Birkenwäldchens, wo ſie völlig ungeſtört ſeyn konnten. Die Bonne blieb unterdeſſen in der Allee, welche auf die Gartenthür ſtieß, um ihnen ein Zeichen zu geben, wenn jemand käme. Im Birkenwäldchen ſetzten ſich die Geſchwiſter Arm in Arm zu Seibolds Füßen nieder, und weinten mit einander. Sie ſchworen ſich eine ewige unverletzliche Freundſchaft, und redeten mit einander ab, ſich jede Woche einmal an einem beſtimmten Tage auf eben die Art zu ſehen. Emilie küßte vor Freude dem guten Seibold die Hand, als ſie hörte, daß er den Gedanken zu dieſem Beſuche gehabt hatte. Die Kinder plauderten mit einander, und Seibold erzählte ihnen dazwiſchen. Ehe ſie es ſich verſahen, war eine Stunde verfloſſen, und ſie mußten ſich von einander trennen.

Emilie, jetzt beinahe zwölf Jahre alt, war ein reitzendes Mädchen, und ihrem Bruder Hennig bis zum Verwechſeln ähnlich, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie eine viel zartere Geſichtsfarbe, und in ihrem Auge etwas Schwär-

meriſches hatte. Dieſe kleine Schwärmerei lag nicht nur in ihrem Blicke, ſondern auch in ihrer Seele. Die Bonne, welche Emilien mit wahrer Zärtlichkeit liebte, war ſelbſt nicht frei von Schwärmerei. Einſamkeit, der Druck, in welchem ſie lebte, und einige Bücher, ihre einzige Unterhaltung in Stunden der Muße, hatten ihren Kopf mit Phantaſieen von Freundſchaft, Liebe, Natur und Treue angefüllt. Sie ſelbſt konnte die Romane nicht ſpielen, die ſie im Kopfe hatte; aber ſie that wenigſtens, was ſie konnte: ſie bildete Emilien nach ſich, und erzählte ihr oft von Liebenden, die mitten im Elende, mitten unter den Verfolgungen harter Eltern, einander treu geblieben waren. Man kann alſo leicht denken, daß der Bonne ſowohl als Emilien die heimlichen Beſuche des Bruders Hennig ſehr erwünſcht ſeyn mußten. Beide hatten nun ihr Geheimniß; und beſonders Emilie fühlte ſich ſehr glücklich, daß ſie ihre Liebe, ihren Freund, ihre harten Eltern, ihr Unglück und ihre Thränen hatte.

Die heimlichen Beſache, die Emilien ſo viele Freude machten, würden indeß doch bald wie-

wieder ins Stocken gerathen ſeyn, wenn nicht Seibold dabei zugegen geweſen wäre; denn was hätten die beiden kleinen Leute einander immer ſagen ſollen? Ewige Freundſchaft hatten ſie ſich nun oft genug verſichert; auch war von der Mutter Haß gegen Hennig, und von ihrer Kälte gegen Emilien genug geſprochen. Jetzt mußte alſo der ältere Freund, Herr Seibold, anfangen, ſeine Rolle zu ſpielen. Er ſetzte ſich zwiſchen beide Kinder, und erzählte ihnen ſeine Schickſale. Als er nach einigen Wochen damit fertig war, und von Hennig noch immer gebeten wurde, an dem beſtimmten Tage mit zu ſeiner Schweſter zu gehen, dachte er darauf, dieſe Beſuche für Emilien und ſeinen Zögling nützlich zu machen. Er fing an, das junge Mädchen zu unterrichten, brachte ein Buch mit, las daraus vor, ſprach darüber, und ſuchte auf alle nur mögliche Art ihren Geiſt zu bilden. Bisweilen blies er auch mit Hennig die Flöte, und Emilie ſang dazu; ſo verwandelten ſich dieſe Beſuche in kleine Luſtpartieen, die Emilien, da ihr ſo ſelten eine Freude gemacht wurde, natürlicher Weiſe ſehr angenehm waren. Die Beſuche hatten noch

nicht drei Monathe gedauert, ſo ſah Emilie Seibolden mit eben dem Verlangen entgegen, wie ihrem Bruder; und auch Seibold, der ein großer Kinderfreund war, fand unvermerkt vorzügliches Wohlgefallen an dem liebenswürdigen Mädchen, das mit der unſchuldigſten kindiſchen Unwiſſenheit des Verſtandes ſchon das Gefühl der Jungfrau zu verbinden ſchien. Er freuete ſich, zu der Bildung ihres Geiſtes etwas beitragen zu können, und Emilie ſelbſt fühlte mit Vergnügen, wie viel ſie in den Unterredungen mit ihrem Freunde Seibold lernte. Die Bonne war zuweilen die vierte Perſon in der kleinen Geſellſchaft; und da ſie faſt täglich einige Stunden mit Emilien ſpazieren ging, ſo hatte niemand etwas Arges aus ihrer langen Abweſenheit vom Schloſſe. Näherte ſich auch einmal zufälliger Weiſe Jemand, ſo waren Hennig und Seibold in einer Sekunde über die Mauer weg und in dem Gebüſche.

Emilien würden dieſe Beſuche ſchon darum intereſſant geweſen ſeyn, weil ſie heimlich waren, und weil weder die Mama noch der Bruder Karl etwas von ihnen wußten; aber bald heftete ſich noch ein anderes Intereſſe an die

ſüßen heimlichen Freuden. Die Kleine ſah, daß ſie von einem Manne werth gehalten wurde — von einem Manne, dem ihr Oheim die innigſte Freundſchaft und Achtung bewies. Sie war noch ein Kind; aber durch die Unvorſichtigkeit ihrer ſonſt guten Erzieherin wurde ihr Herz ſchon durch eine Ahnung der Liebe gehoben. Freilich hatte ſie noch keinen Gedanken an Liebe; aber es that doch ihrem Herzen wohl, daß ein Mann, der ſo viel wußte, der die Flöte ſo ſchön blies, der ſo edel war, und den alle Menſchen ſo liebten — daß dieſer Mann ihr vorlas, ſie unterrichtete, mit ihr ſang, und ſie ſeine kleine Freundin nannte.

Das läßt ſich leicht begreifen, wenn man den erſten Fäden der Empfindung in einem Mädchenherzen nachgeſpürt hat; aber weit ſchwerer, daß Seibold nie daran dachte, wie viel Schaden er dem Kinde dadurch that, daß er es an heimliche, der Mutter nicht bekannte Beſuche gewöhnte. Anfangs ging er nach Moorberg, um den Wunſch ſeines Lieblings, Hennigs, zu befriedigen; dann ſetzte er die Beſuche fort, weil er glaubte, Emilien nützlich

ſeyn zu können; und endlich bekam er ſelbſt Intereſſe an dem kleinen gefühlvollen Mädchen. Nach einiger Zeit bemerkte er, daß in ihrem Köpfchen ſchon Romanideen ſaßen, und wollte ſie wegſchaffen. Er ſprach mit Emilien, und zwar ſehr vorſichtig; dann machte er die Bonne aufmerkſam auf die Phantaſieen des Kindes. Aber, indeß er glaubte, daß es ihm recht gut gelänge, dieſe Phantaſieen auszurotten, ſchuf er ſelbſt in der Seele des Kindes eine neue Welt voll Bilder, in welcher er die Hauptfigur machte. — Der Winter unterbrach die heimlichen Beſuche nicht gänzlich. Man ſprach einander auf verabredeten Spaziergängen, und Emilie hängte ſich mit der Innigkeit eines Kindes immer ſtärker an ihren Freund Seibold.

So war ein Jahr vergangen, und Seibold fand nichts mehr dabei zu erinnern, wenn der Major einmal mit krauſer Stirne ſagte, daß ſein Bruder doch ſein Bruder wäre. Er billigte es ſogar, als der Major einmal wieder nach Moorberg reiten wollte, weil der Bruder Toffel ein Fieber hatte. Nehmen Sie doch, ſagte er, auch den kleinen Hennig mit, Herr Oberſt-

wachtmeiſter. Und du, ſey ja recht artig gegen deine Mutter! Grüß Emilien. O, die Emilie, Herr Oberſtwachtmeiſter, iſt ein wahrer Edelgeſtein. Schade, daß ſie dort drüben ſeyn muß! Sie glauben nicht, was aus dem Kinde zu machen wäre!

Das war dem Major genug geſagt. Er ritt hinüber, und fand Emilien gerade, wie Seibold ſie ihm beſchrieben hatte. Sie flog mit inniger Herzlichkeit in Hennigs Arme und an die Bruſt ihres Oheims, fragte ſogleich nach ihrer lieben Tante, nach dem alten Hennig, nach dem edlen Seibold, und war dabei in ſolcher Begeiſterung, daß dem Major das Herz vor Freude klopfte, und daß er über die Tochter nicht mehr an die Mutter dachte.

Die Mutter hatte in dem verfloſſenen Jahre den Gedanken gehabt, daß der Major, wenn er fortführe, ſie und ihren Karl zu haſſen, wohl gar auf den Einfall kommen möchte, ihr bei ſeinem Tode den allerſchlimmſten Streich zu ſpielen. Er könnte ja, dachte ſie, Hennigen zu ſeinem Erben einſetzen, ohne ihm dadurch ſeine Rechte auf die Erbſchaft von ſeinem Vater zu nehmen; und einige in Ruf

ſtehende Advokaten, bei denen ſie ſich Raths erholte, machten dieſe Beſorgniß bei ihr noch ſtärker. Sie berief ſich zwar auf des Majors Wort und Teſtament; allein man erinnerte ſie, daß ein zweites Teſtament das erſte ungültig mache. Kurz, ſie fand, daß ſie den Major wieder mit ſich verſöhnen müßte. Als er nun nach Moorberg kam, gab ſie Karln in aller Geſchwindigkeit einige Regeln, wie er ſich betragen ſollte. Nein, Mama, erwiederte Karl: ich kann dem Onkel und meinem Bruder unmöglich ſchmeicheln; ſie ſind mir Beide unerträglich. — Bedenke doch, mein Sohn, ſagte die Mutter, ihm liebkoſend, daß dein Glück in den Händen des Onkels ſteht. Ich kann den Grobian eben ſo wenig leiden, wie du; aber du ſollſt ſehen, wie ich ihm begegnen werde. — Wie? mein Glück? erwiederte der funfzehnjährige Knabe. Mit ausgebreiteten Armen flog er nun dem Oheim und dem Bruder entgegen, und die Mutter folgte ihm mit lauter Freude.

Dieſen Empfang hatte der argloſe Major nicht erwartet. Er überließ ſich nun gänzlich ſeiner Gutherzigkeit, ſchloß ſeinen Neffen

zärtlich an ſeine Bruſt, und fand nach einigen Minuten, daß Karl ſich ſehr zu ſeinem Vortheile geändert hätte. „Recht, lieber Junge,“ ſagte er; „nun biſt du ein Menſch! Sieh, was ſollte auch der dumme gnädige Herr Onkel? Deines Vaters lieber Bruder bin ich, dein lieber Onkel, wie du mich jetzt nennſt; und du biſt mein lieber Karl, meines guten Vaters Enkel.“ Die Schwägerin vollendete die Täuſchung; ſie erzählte dem Major, und zwar liſtig genug in klagendem Tone, daß Karl alles weggäbe, was er hätte, die Domeſtiken, wenn ſie Fehler begingen, vertheidigte, jeden Bauer in Schutz nähme, und ſo weiter. — „Das thut er?“ rief der Major, und küßte ſeine Schwägerin mit ausgelaſſener Freude; „das thut er, Herzensſchweſter? Nun, da hab' ich dem Jungen ſchweres Unrecht gethan. Gott vergebe es mir! Wahrhaftig, ich finde hier das ganze Haus umgeändert. Sehen Sie, liebſte Schweſter, laſſen Sie mich jetzt ſo ſagen! Verſtand haben Sie von Gott genug bekommen, um einzuſehen, daß ... Doch ſtill davon! Sie werden nun ſelbſt finden, daß Menſchlichkeit eine Brücke iſt, wie

Seibold ſagt, die das Herz von dieſer in jene Welt bauet, daß Menſchenliebe und Hoffnung des ewigen Lebens Bild und Ueberſchrift auf einer und derſelben Münze ſind: wer die Vorderſeite, Menſchenliebe, nicht hat, dem fehlt auch die Rückſeite, die Ueberſchrift: Hoffnung. Nicht wahr, liebe Schweſter, Sie finden jetzt, daß alles Andere, nehmlich Reichthum und Rang, Narrenspoſſen ſind, nur die Bonbons, die Deviſen, die man zur Spielerei, nicht zum Satteſſen, mit auf die Tiſche etzt, nur, wie Seibold ſagt, ein gemahltes Feuer im harten Winter, und, wie die Bibel ſagt, ein Fallſtrick für die Menſchen."

Die Frau Kammerherrin gab ihm vollkommen Recht, und der argloſe, gutherzige Major hatte dabei auch nicht eine Ahnung von ihrer Heuchelei. Zwar fiel ihm die ſchnelle und gänzliche Umänderung wohl auf; allein das ſtörte ihn nicht in ſeinem fröhlichen Entzücken. „Wurde doch," ſagte er vor ſich, „aus dem Saulus in einem Augenblick ein Paulus. Warum nicht auch hier?"

Der kleine Hennig blieb zu großer Verwunderung des Majors kalt gegen ſeinen Bru-

der, ſo viele Mühe ſich dieſer auch gab, ſeine Liebe zu gewinnen. Der Major nahm ihn ſogar in einen Winkel, und ſchalt auf ſeine üble Laune. „Vergeben und vergeſſen, Hennig! Höre, wenn Seibold wüßte, daß du ſo ſteif da ſtehſt, wie eine Wachspuppe, der würde dich . . .! Denk' an die fünfte Bitte, mein Söhnchen.“ — Hennig drückte ſeinem Onkel die Hand, blieb aber noch immer ſo ſteif und kalt wie vorher. Sehr natürlich. Die kleine Emilie hatte geplaudert. Der Heuchler! fliſterte ſie ihrem Bruder zu; Mama hat ihm geſagt: der Onkel hat dein Glück in Händen; und nun ſieh nur, wie er um den Onkel her ſchmeichelt!

Dieſe Entdeckung erregte in Hennigs Bruſt neben dem Widerwillen gegen ſeinen Bruder auch eine tiefe Verachtung. Er hatte gar keinen Begriff davon, wie man um einer Welt willen Jemanden auch nur ein verbindliches Wort ſagen könnte. In wie fern ſeines Bruders Glück von dem Onkel abhinge, begriff er eben ſo wenig: denn er hatte noch nie an künftiges Vermögen gedacht, ſo fertig er auch rechnete; indeß ſeines Bruders Glück

ſtand in des Oheims Händen; mehr brauchte er nicht zu wiſſen, um Karls Heuchelei zu verſchweigen und bei allen Vorwürfen des Onkels nur die Achſeln zu zucken.

Die Frau Kammerherrin fühlte, daß ihr neuer Sieg ſo lange ungewiß bleiben würde, als Hennig noch in Sollingen wäre. Sie ſetzte ſich daher zu dem Schwager, und fing an, über ihre Söhne mit ihm zu ſprechen. Ich denke, ſagte ſie, nach gerade oft mit Unruhe daran, was die Vorſehung aus meinen beiden lieben Söhnen einmal machen wird.

„Die Vorſehung," erwiederte der Major, „hat darum den Kindern Eltern gegeben, daß die aus ihnen redliche Menſchen machen, und ihnen über die Wahl eines Standes rathen ſollen."

Das meine ich eben, lieber Bruder! — Und nun hielt ſie dem Soldatenſtand eine lange Lobrede, die ſich mit den Worten ſchloß: mein Aelteſter iſt zu ſchwächlich zu einem Soldaten; ſonſt ſollte er je eher je lieber in Dienſte gehen. Aber mein guter Hennig — dem haben Sie, lieber Bruder, eine Erziehung gegeben, die einmal einen tüchtigen Soldaten

aus ihm machen muß. Er reitet, er ficht, er . . .

„Er ſoll nicht Soldat werden!" ſagte der Major trocken; „dazu habe ich meine guten Gründe."

Aber, lieber Bruder, ich dachte . . . Doch Ihre Gründe werden vernünftig ſeyn. Ich dachte, weil Sie ſelbſt Soldat geweſen ſind.

„Eben deswegen, Frau Schweſter, kenne ich das Weſen anders, als Sie. Soldaten müſſen ſeyn; und wenn das liebe Vaterland angegriffen würde, ſo wollt' ich ſelbſt noch einmal mitziehen, und ſollte ich auch die Flinte nehmen. Aber ſonſt —! Es iſt kein ſchwererer Stand in der Welt; das habe ich wohl gefühlt. Subordination iſt nöthig. — Wenn ſie einen Menſchen, der ſich in dem Punkte vergangen hatte, arkebuſirten, ſo ſchwamm mein Herz zwar in Thränen, und ich wünſchte: wäreſt du doch todt; aber ich ſchwieg, und dachte nur: es muß ſeyn! Doch, dank dir, lieber Gott, daß es in deinem Himmel keine Subordination, keinen Unfrieden, keinen Streit mehr giebt. Erbarme dich der Seele des Unglücklichen, und vergieb uns, daß

wir ihn aus der Welt ſchaffen müſſen! . . . Sehen Sie, Frau Schweſter, zur Subordination iſt der Hennig gar nicht erzogen; da paßte Karl tauſendmal beſſer. Aber, wenn das auch nicht wäre — ich wollte, Sie ſähen einmal ſo ein Schlachtfeld, auf dem man ſelbſt mit dem Säbel thätig geweſen iſt! Wenn die Arbeit gethan war, — großer Gott! großer Gott! können das deine Kinder! — wenn ich den blutigen Säbel abgewiſcht hatte, ſo . . .“ — Er ſchüttelte den Kopf, und fing heimlich an zu weinen. — „Nein, Gott bewahre den Hennig, daß er nicht ſieht, was ich hundertmal habe ſehen und fühlen müſſen! Einen Menſchen, ein Ebenbild Gottes, meinen Bruder, vom Pferde zu hauen! Ach!“

Ei, mein Gott, es ſind ja aber doch Feinde, lieber Herr Bruder; und der Fürſt, oder der König, wenn man dem dient, befiehlt es.

„Hm! hätte mein Vater ein Paar Meilen weiter gegen Mittag gewohnt, ſo wären es Freunde, und der Kaiſer beföhle es. Es waren Feinde, freilich; aber doch Menſchen! Und wiſſen Sie wohl, was ich allemal heimlich betete, wenn der alte Oberſte ſein „vor-

wärts, Marſch, in Gottes Nahmen!“ rief? Lieber Gott, betete ich, ſey doch ſo gnädig, der erſten Kanonenkugel ein Billet auf mein Leben zu geben! (Sehen Sie, bei den Soldaten heißt es immer: jede Kugel hat ihr Billet; ob das gleich nicht wahr iſt, wie der Stabsprediger es mir oft erklärt hat.) Nun, es ſollte nicht ſeyn, und es war gut: denn jetzt kann ich doch wieder ſchlafen, ohne daß die Sterbenden um mich her winſeln und ſeufzen; in den erſten drei Jahren nach dem Kriege konnte ich das nicht. Hätte ich das alles in meiner Jugend ſo gewußt, ich wäre nicht in des großen Königs Dienſte gegangen, ſondern ruhig in dem Lande unſres Fürſten geblieben. Nein, nein, Hennig ſoll kein Soldat werden, ausgenommen, wenn es noth thäte, wenn es an Vertheidigern des Vaterlandes fehlte; dann müßte er.“

Die Frau von Halden ſchwieg; denn von der tiefſten Rührung bis zu dem höchſten Zorne war bei dem Major nur ein Schritt, und er konnte nie leichter heftig werden, als wenn ihm Thränen in den Augen ſtanden, oder wenn er Beklemmung in ſeinem Herzen fühl-

te. Auch dieſer Plan, Hennigen zu entfernen, war verunglückt. Sie mußte ſich alſo gänzlich auf ſich ſelbſt und auf ihren Karl verlaſſen. In der That gelang es heute Beiden, ſich die Gunſt des Majors in einem hohen Grade zu erwerben; denn er glaubte eher an alle Laſter und Verbrechen der Menſchen, als an Heuchelei, dieſe tiefſte aller Niederträchtigkeiten, von der ſein argloſes Herz ſich gar keinen Begriff machen konnte. Er war zufrieden mit Karln, mit der Schwägerin, und mit ſeinem Bruder. Um ihn noch mehr zu gewinnen, ließ man den Hofmeiſter und die Bonne mit am Tiſche eſſen, und die Frau von Halden ſprach mit Beiden ſehr artig.

Als Emilie ſah, daß ihre Mutter gegen den Onkel ſo freundlich und gefällig war, entwarf ſie einen Plan, dieſes gute Vernehmen zu ihrem Vortheile zu nützen. Sie äußerte bei einem Spaziergange mit dem Major den Wunſch, einmal einen Monat lang bei ihrer Tante zu ſeyn. Lieber Onkel, ſagte ſie, ich ſehe meinen Bruder Hennig und die Tante ſo ſelten. Und das kleine Hannchen muß nun auch ſchon recht groß werden. Ach, ich möchte

wohl einmal recht lange in Sollingen ſeyn! Und Herr Seibold iſt ſo gut, und ich habe ihn ſo lieb.

„Nun, Milchen, ſo komm mit,“ ſagte der Major.

Ja, bedeutete ihn Emilie mit heimlichen Blicken; Onkel muß es aber Mama ſagen. Wenn ich es ſage, ſo erlaubt ſie es nicht. Und dann muß Onkel die Mama bitten, daß ſie auch Karln mit nach Sollingen gehen läßt. Karl kommt zwar nicht mit, das weiß ich; aber deſto leichter wird Mama erlauben, daß ich hin darf.

Der Onkel lächelte darüber, daß er bei einer ſolchen Kleinigkeit ſo umſtändlich zu Werke gehen ſollte; aber Emilie wußte wohl, was ſie bat, und erinnerte den Onkel noch einmal, ja um Karln, und erſt dann, wenn Mama Nein ſagte, um ſie zu bitten.

„Höre, Milchen,“ ſagte der Major; „du gehſt ja mit deiner Mutter um, wie mit einem Feinde. Das iſt nicht recht, mein Töchterchen! Hübſch gerade heraus mit deinen Eltern!“

Lieber Onkel, mit Ihnen wollte ich immer gerade herausgehen, Ihnen wollte ich alles in

der Welt ſagen, alles, was mir die Bonne anvertrauet; aber mit Mama iſt das nichts. Machen Sie es anders, lieber Onkel, ſo komme ich nicht mit; und ich wollte doch ſo gern einmal zu Ihnen, weil ich Sie Alle in Sollingen ſo lieb, ach! ſo herzlich lieb habe.

„Haſt du? Nun, ich will es ſo machen, wie du ſagſt, liebes Milchen.“ Der Major bat ſeine Schwägerin, ihm Karln auf einen Monat mitzugeben. Sie wurde verlegen, und brauchte Entſchuldigungsgründe, die augenſcheinlich aus der Luft gegriffen waren; denn ſie wußte nur allzu gut, daß Karl bei dem Major nicht acht Tage lang in ſeiner heutigen Rolle bleiben könnte. Um nur los zu kommen, ſchlug ſie von ſelbſt Emilien vor, und die Kleine ſagte Ihr Ja mit einem Tone, als ob ihr wenig an dieſer Reiſe gelegen wäre.

Der Major dachte: „Lieber Gott! iſt es möglich, daß eine Mutter das Vertrauen ihres Kindes ſo verlieren kann!“ Emilie bekam von ihrer Mutter einige Verhaltungsregeln, und fuhr dann nach Sollingen. Die Bonne mußte zu Hauſe bleiben, ſo gern ſie auch mitgereiſt wäre; denn die Frau von Halden

trauete ihr nicht. Emilie klatſchte in die Händchen, als ſie Moorberg im Rücken hatte, und taumelte vor Freude in die Arme ihrer Tante, als ſie in Sollingen aus dem Wagen ſtieg.

Seibold war ſehr vergnügt, als er das Mädchen wiederſah, das mit ſolcher Begeiſterung, mit ſolcher mädchenhafter, und doch ſo kindlicher Innigkeit an ihm hing. Der Major übergab ihm Emilien, mit der Bemerkung: „Sie haben einen Zug aus der Seele des Kindes wegzuſchaffen, der mir gar nicht gefällt. Denken Sie nur! ſie macht ſchon Kabalen gegen ihre Mutter.“ —

Das kommt von dem Romanenleſen ihrer Gouvernante, antwortete Seibold ſehr treuherzig; dadurch iſt die Phantaſie des Kindes in Bewegung geſetzt: aber ich ſtehe Ihnen dafür, Herr Oberſtwachtmeiſter, Emiliens Herz iſt ohne Flecken. Doch heraus muß der Zug; da haben Sie Recht. Es wäre Schade, wenn nicht auch in dem Köpfchen des Mädchens die beſte Ordnung wäre! Ich danke Gott, daß die Kleine hier iſt. Nun hoffe ich, die Romanenideen von Liebe, Treue und dergleichen wohl wieder wegzuſchaffen.

Dieſe Verſicherung gab Seibold mit der gutherzigſten Zuverſicht. Was würde er aber geſagt haben, wenn er gewußt hätte, daß eben Er die Urſache von Emiliens Hierſeyn war, daß eben Er eine ſo große Rolle in ihrem Köpfchen ſpielte! Er nahm ſich vor, den Monat, den Emilie in Sollingen bleiben ſollte, recht zu nützen, und ſie war daher vom frühen Morgen bis in den ſpäten Abend bei ihm. Ueber ſie verſäumte er ſogar den Unterricht ſeines Hennigs. Er ging mit ihr ſpazieren, ſuchte ſie dabei auszuholen, und fand bald, daß die Romanenideen bei ihr tiefer und feſter ſaßen, als er vorher dachte, und daß in ihrem Kopfe ſchon tauſend Begriffe waren, die er noch nicht darin vermuthete. Sie hatte die Bücher ihrer Bonne mit Begierde geleſen. Freilich gab ihre Unwiſſenheit in anderen Stücken und ihre Unſchuld allen ihren Vorſtellungen ein eigenes Kolorit, ſo daß man dieſe leicht für Einfälle eines Kindes hätte halten können; aber ein ſo aufmerkſamer Beobachter wie Seibold mußte in dem Grunde ihrer Phantaſie die Wahrheit dennoch entdekken. Sie dahin zu bringen, daß ſie dieſe Ge-

fühle und dunkeln Vorſtellungen vergäße, das war, wie Seibold bald merkte, unmöglich. Es blieb ihm alſo nichts übrig, als ihre Gefühle zu entwickeln, ihre dunkeln Vorſtellungen aufzuhellen, und ihr zu zeigen, daß es bloße Träume wären, deren Wirklichkeit ſie in der Welt nicht erwarten dürfte. Er that richtig, was geſchehen mußte, wenn dieſes ſchon in ſo jungen Jahren empfindende Herz nicht ſpät oder früh ein Raub der Sinnlichkeit werden ſollte; nur hätte es ein Anderer thun ſollen, und nicht Er, der ſelbſt der Gegenſtand dieſer dunklen Sehnſucht, dieſer Wünſche und Träumereien war. Er ſprach mit Emilien, und, weil dieſe Art von Unterredung es nothwendig machte, wie mit einem erwachſenen Mädchen. Dieſe Auszeichnung blieb von ihr nicht unbemerkt; ſie fühlte ſich durch Seibolds Vertrauen ſehr geehrt, und gab ſich nun alle Mühe, in dieſem Verhältniſſe mit ihm zu bleiben.

Um nun ja kein Kind mehr zu ſcheinen, that ſie, als verſtände ſie Alles, was Seibold ihr ſagte. Manches, was ſie verſtand, beantwortete ſie, ſo geſetzt ſie nur konnte; und das

Andre ließ ſie hingehen, ohne etwas zu erwiedern. Sie verſprach, alles zu thun, was er von ihr verlangte, ſich nach allem, was er ſagte, zu richten, und dachte nicht einmal daran, es verſtehen zu wollen. Es war ihr nur darum zu thun, ihm groß und verſtändig zu ſcheinen; und ſie ſchien ihm wirklich ſo: das merkte ſie an der zutraulichen Güte, mit der er ſie behandelte. Er glaubte Alles ganz vortrefflich gemacht zu haben, und gab ihr die Hand darauf, daß er immer ihr Freund, ihr Rathgeber ſeyn wollte.

Emilie war ſehr zufrieden; ſie fühlte ſich nun mit Stolz über andre Kinder hinweg gehoben, da ſie die Freundin eines Mannes, und eines edlen Mannes, war. Jetzt hängte ſie ſich, ſelbſt mehr, als ihr Gefühl es ihr gebot, an Seibold, um ja ſeine Freundſchaft durch Kälte nicht wieder zu verlieren. Sie hatte nun, als ſeine Freundin, einen ihr in der That fremden Charakter zu vertheidigen: den Charakter eines erwachſenen Mädchens; und ſie hielt ihn mit vieler Ueberwindung.

So wenig auch Seibold bei dieſem Handel dachte, ſo hätte er dennoch kein Menſch

ſeyn müſſen, wenn ihm die kleine Emilie durch ihre innige ſeelenvolle Anhänglichkeit nicht intereſſant geworden wäre. Er empfand eine reine väterliche Liebe zu ihr, wie außerdem nur noch zu dem kleinen Hennig; aber in dieſe Liebe miſchten ſich zugleich ein ſeltſames, ſcheues, zartes Gefühl und eine Höflichkeit, die ihn hätten aufmerkſam machen müſſen, wenn er ſich ihrer deutlich bewußt geweſen wäre.

Ein Blick von ihm, ein kleiner Wink mit den Augen, war hinlänglich, Emilien dahin zu bringen, daß ſie ihre liebſte Beſchäftigung unterbrach, und nur auf ihn ihre ganze Aufmerkſamkeit heftete. Verließ er das Zimmer, ſo ging auch ſie einen Augenblick nachher hinaus, und ſuchte ſo lange, bis ſie ihn gefunden hatte. Beim Spazierengehen faßte ſie ſeine Hand, und ließ ſie nicht los, der Weg mochte ſo ſchmal werden, wie er wollte; und das alles nannte ſie, wenn der Major ſie bisweilen mit Seibold neckte: Dankbarkeit.

Beſter Onkel, ſagte ſie; ja, ich habe auf der Erde niemanden lieber, als den guten Seibold. Er iſt mein Lehrer, mein Freund,

mein Rathgeber; und wenn ich einmal gut werde, ſo habe ich es ihm zu danken.

Das fand der Major ſehr lobenswerth. Er küßte ſie dafür, und ſagte: „habe du ihn nur lieb; wir lieben ihn Alle. Und Gott gebe, daß einmal dein künftiger Mann ein Menſch iſt, wie Seibold!" Niemand dachte daran, daß dieſe und ähnliche Aeußerungen Gift für das Herz des Mädchens ſeyn könnten. Sie erregten freilich Anfangs keinen eigentlichen Gedanken bei Emilien; aber ſie ſchärften ihre Gefühle, aus denen denn doch zuletzt Gedanken, ſogar Vorſätze und Entſchlüſſe, wurden. Ihre Bonne ſprach, wie ſchon erinnert worden iſt, von nichts öfter und bitterer, als von dem Ahnenſtolze, weil ſie von dem ſo viel zu leiden hatte. Sie gab ſich alle Mühe, Emiliens Herz gegen dieſen ſo gewöhnlichen Fehler zu ſichern, und ging in ihrem Eifer wohl oft ein wenig zu weit. So erklärte ſie, zum Beiſpiel, die Mißheirathen für Beweiſe von Verſtand, von einem edlen, ſich über die elenden Vorurtheile wegſetzenden Herzen; ſie ſprach davon ſo oft, bis ihre Schülerin begriff, was ſie meinte und was ſie

andeuten wollte. Es war alſo natürlich, daß Emilien bei den Worten ihres Oheims: „Gott gebe, daß einmal dein künftiger Mann ein Menſch iſt, wie Seibold!“ jene Aeußerungen über Mißheirathen wieder einfielen, und daß der Gedanke: du könnteſt ja einmal Seibolds Frau werden! bei ihr ſo klar wurde, wie er in der Seele eines Kindes werden konnte. Kurz in Emiliens Bruſt ſetzte ſich der zarte Keim einer Liebe an, der um ſo ſchneller wuchs, da jedermann in Sollingen ihn recht abſichtlich zu pflegen ſchien.

Seibold war den ganzen Tag bei ihr, las ihr vor, unterrichtete ſie, lehrte ſie die Harfe ſpielen, hatte ſie dabei zwiſchen ſeinen Knieen vor ſich ſtehen, hielt ſie in ſeinen Armen, nahm ſie auf ſeinen Schooß, wenn ſie fleißig geweſen war, und küßte ſie, wenn ſie ihm mit Kinder-Unſchuld die Wange ſtreichelte. Er gab ihr alle ihre Liebkoſungen wieder, weil er nicht wußte, wie viel ſie ihm gab. Der Onkel und die Tante neckten ſie unaufhörlich mit ihrem lieben Seibold, den ſie nie verließ, und gaben ihr den Rath, ſich an ihn ſchmieden zu laſſen, damit ſie ihn immer behielte. Der

kleine Hennig zankte ſich mit ihr in Scherz darüber, daß ſie ihm Seibolds Liebe und nun auch ſeinen Unterricht entzöge. Kurz, es ging Allen in der Sollingiſchen Familie, wie es tauſend Müttern mit ihren Töchtern geht: ſie wußten nicht, was ſich in dem Herzen des Mädchens regte. Emilie hatte aufgehört ein Kind zu ſeyn, und man hielt ſie noch immer dafür.

Auch in ihren Kenntniſſen machte ſie unglaubliche Fortſchritte; denn Seibolds Liebkoſungen waren ja der Preis ihres Fleißes. Sie ſchrieb Aufſätze, die Seibold Hannchen mit Erſtaunen zeigte; man bewunderte Emiliens hohes Gefühl in dieſen Aufſätzen, ohne nur einmal auf den Argwohn zu fallen, daß etwas Beſonderes ihre Seele mit einer ſolchen Begeiſterung füllen müſſe.

Der Monat war verlaufen. Der Major erhielt von der Mutter noch einen Monat, dann wieder einen, und endlich ein ganzes Jahr. Er und alle Menſchen im Hauſe wußten zuletzt nicht, wen ſie mehr liebten: Emilien oder den kleinen Hennig; aber jeder wußte, daß Emilie nur Seibolden liebte: denn

in der That ſchien ſie allen Anderen nur des- halb freundlich zu begegnen, weil Seibold es wollte.

Seibold las mit ihr hiſtoriſche Schriften, vermied alle Dichter, und verbot ihr ſogar, einen zu leſen. Emilie befolgte ſeinen Willen, ſo ſehr es ſie auch ſchmerzte, daß ſie nicht ge- nießen ſollte, was ihr aus einigen von Hen- nig vorgeleſenen Stücken ſo äußerſt reitzend war. Aber was bedurfte ein Herz, in welchem die Liebe ſo mächtig aufwuchs, eines Dichters? Hennigs Styl blieb proſaiſch, ſo viele Verſe er auch las; und Alles, was Emilie ſchrieb, war Poeſie, ob ſie gleich nicht Einen Dichter in die Hand nahm. Seibold fürchtete den romantiſchen Schwung ihres Kopfes, deſſen Urſache ihm verborgen blieb, und gab ſich da- her Mühe ihren Charakter zu befeſtigen. Er ſuchte einen edlen Stolz in ihr zu erwecken, der das Leben wie eine Armſeligkeit verachtet und nur die Erfüllung der Pflicht anerkennt; er erregte bei ihr allmählich tiefen Abſcheu vor dem Genuſſe der groben Sinnlichkeit; er ſtellte es ihr als das höchſte Glück vor, Herr ſeiner ſelbſt zu ſeyn, ſich nicht von ſeinen Ge-

fühlen, noch weniger von ſeiner Sinnlichkeit, von Schmerz und Freude, beherrſchen zu laſſen. Der weichlichen Schwärmerei in ihrer Seele ſuchte er ein Gegengewicht in der ſtolzeſten Größe zu geben. Er las ihr die Geſchichte der Arria, der Portia, aller großen Römerinnen und Griechinnen vor. Was dieſen ihr Vaterland geweſen war, dazu machte er bei Emilien die Pflicht, die Tugend; und ſie fing von dieſem Tage an, kalt, einfach zu werden: freilich in Kleinigkeiten, in Kindereien; aber was ſie überſehen konnte, nahm den neuen Charakter an, den Seibold ihr geben wollte. Sie putzte ſich nicht mehr: denn ſie dachte an die Mutter der Gracchen; ſie weinte nicht mehr: denn die edelſten Römerinnen hatten bei Leiden keine Thräne vergoſſen; ſie beſtrebte ſich, einfach und kurz zu reden: denn auch die Spartanerinnen hatten das gethan.

Selbſt dieſer Stolz, dieſe Kälte, wurde eine neue Flamme in ihrem Herzen, und ſo betrog ſie Seibolden aufs neue. Sie war ſtolz geworden, um jedes Hinderniß ihrer Liebe zu verachten, erhaben über Schmerz und Freude, um ihrem Freunde treu zu bleiben, kalt

gegen das Meiſte, weil es nicht zu ihrer Liebe gehörte. Seibold erſtaunte über die Gewalt, die das Mädchen über ſich ſelbſt hatte.

Endlich kam der Tag der Trennung, ſo lange er auch verzögert war. Schon drei Tage vorher war der Major ſehr ängſtlich, weil er ſich vor den Klagen des Mädchens fürchtete. „Gieb Acht," ſagte er zu Hannchen; „es geht nicht gut, wenn Emilie von dem Seibold weg ſoll!" Der Morgen war da. Emilie kam mit verweinten Augen und bleich zum Vorſchein. Seibold faßte ihre Hand, und ſagte: es thut dir weh, Emilie, daß du uns verlaſſen ſollſt; aber es iſt deine Pflicht. Mehr habe ich dir nicht zu ſagen. — Emilie ſah ihn ſtarr an, und ihre Thräne blieb im Auge ſtehen. Sie ſprach ernſt, aber doch freundlich mit ihrem Oheim. Als der Wagen vor das Haus fuhr, brach einige male ein weinender Ton durch ihre Worte; und dennoch hielt ſie ſich wieder. Adieu! rief ſie auf einmal, ſprang die Treppe hinunter in den Wagen, und rief dem Kutſcher zu: fort! geſchwind!

Alle im Zimmer ſahen einander mit großen Augen an, und der Major ſagte: „wahrhaf-

tig! Seibold, Sie haben das Mädchen zu einem Manne gemacht, ohne an ihrer Seele etwas zu verderben.“ Seibold hatte ſich an Emilien ſo gewöhnt, daß er die erſten Tage nach ihrer Abreiſe ganz zerſtreuet und wie verlaſſen umher ging. Wenn der Major neckend zu Hannchen ſagte: „er iſt eben ſo verliebt in die Emilie, wie ſie in ihn;“ ſo antwortete Seibold: ja, Herr Oberſtwachtmeiſter, ich habe nie einen Menſchen ſo zärtlich geliebt, wie dieſes Kind; aber Sie glauben auch nicht, welch eine große Seele in unſrer Emilie wohnt.

Die Frau von Halden hatte ihre Tochter nun ſeit einem Jahre nicht geſehen; denn ſie kam nicht nach Sollingen, unter dem Vorwande, daß ſie das Fahren nicht vertragen könnte, doch eigentlich, um die ehemalige Kammerjungfer nicht Frau Schwägerin nennen zu dürfen. Emilie war nun vierzehn Jahre alt; man hätte ſie aber für funfzehnjährig angeſehen: ſo ausgebildet waren jetzt alle ihre Züge. Die Mutter erſtaunte, als ſie Emilien wiederſah, deren Gang etwas Edles, deren Stellung etwas Großes, und deren Geſicht

etwas Stolzes bekommen hatte. Ihr war vor dem erſten Anblick ihrer Tochter ſehr bange geweſen. Nun ſollſt du ſehen, ſagte ſie in den letzten Tagen vor der Ankunft zu ihrem Manne, welch ein Bauermädchen die Emilie ſeyn wird! Zwei Jahre lang werde ich an ihr zu predigen haben, ehe man es ihr wieder anſieht, daß ſie keine Paſtorentochter oder noch etwas Gemeineres iſt! — So hatte ſie geklagt; und nun trat Emilie ſo edel in das Zimmer. Sie konnte ihr Vergnügen darüber nicht verbergen, und ſagte: Ih! Ih! willkommen, liebes Mädchen! Mein Gott, Herzens-Kind, du biſt ja wahrhaftig ſo ſchön geworden, wie die Venus. Ei mein Himmel! welch einen Gang hat das Mädchen! wahrhaftig, wie eine Königin! Hat denn der Schwager einen Tanzmeiſter da gehabt? Dreh dich doch einmal um! Aber, lieber Mann, ſo ſieh doch her! du biſt ja Vater! — Wahrhaftig, fliſterte ſie halb laut; das Mädchen iſt ein wahrer Engel! — Aber Emilie! deine Hände! Hat dir denn der Geitzhals, hätte ich bald geſagt, der Onkel, nicht einmal Handſchuhe gehalten? Herr Gott, deine Ar-

me ſind ja braun von Sonnenbrand! Das dacht' ich wohl! Aber wie vollſtändig das Mädchen geworden iſt! Wahrhaftig Milchen, nun muß ich bald aufs Brautbett denken.

So zufrieden die Mutter Anfangs auch geweſen war, ſo unzufrieden wurde ſie nachher, als ſie Emilien näher beobachtete. In das Mädchen war der Geiſt des Widerſpruches gefahren, und eines ſehr wunderlichen, mit dem ſie nichts anzufangen wußte, der ſie erbitterte, und doch zugleich furchtſam machte. Emilie verwarf z. B. gewiſſe Kleidungsſtükke, und trug ſie nicht. Fragte die Mutter: warum; ſo gab Emilie den Grund davon ſehr ruhig an. Nun ſchalt die Mutter nach ihrer Gewohnheit, und behauptete: man müſſe es machen wie Andre; Mode ſey Mode. Während die Mutter ſo ſprach, änderte Emilie mit großer Ruhe das Kleidungsſtück, von welchem die Rede war, nach ihrem Willen. Ihre Mutter fuhr auf, und Emilie ſagte mit der größten Gelaſſenheit: „ich will gern gehorchen, liebe Mutter, ſo bald Sie mir nur einen einzigen Grund anführen, warum Sie es ſo haben wollen; denn daß es Mode iſt, gilt mir

für keinen Grund. Auch das, was ich trage, iſt Mode, und von zwei Moden wähle ich immer die beſcheidenſte und einfachſte.“ Dabei blieb es; denn zu einem Zanke ließ es Emiliens Kälte nicht kommen.

Eben ſo ging es mit dem Bruder Karl. Dieſer junge Menſch hatte gegen jedermann, ſelbſt gegen Vater und Mutter, einen befehlenden Ton angenommen; aber Emilie wagte es, ihm nicht zu gehorchen. Ohne ſich mit ihm in einen Streit einzulaſſen, ſah ſie ihn, wenn er den Herrn mit ihr ſpielen wollte, nur ſcharf an, und ſagte ruhig: „du willſt das; ich aber will das nicht!“ Am unbegreiflichſten war Karln dabei, daß ſie ihm Gefälligkeiten erwies, die er gar nicht erwarten konnte, und oft zu einer Zeit, wo er ſie ſehr unhöflich behandelt hatte. Kurz, Emilie war ein ſeltſames Geſchöpf, mit dem alle anderen Menſchen im Hauſe ſehr gut fertig werden konnten, nur die Mutter und der Bruder nicht. Die Mutter klagte ihrem Manne: ſieh, da hat dein Bruder wieder eins von ſeinen edlen Stückchen gemacht: Emilien gegen mich und Karl aufgehetzt! Das iſt dein edler

Bruder! Ein Teufel zwiſchen Eltern und Kindern!

Kam das Geſpräch in Emiliens Gegenwart auf den Oheim und den Bruder Hennig, ſo ließ ſie ihre Mutter ſagen, was ſie wollte; miſchte ſich aber ihr Bruder hinein, ſo ſah ſie ihm ernſt und ſcharf in das Geſicht. Schwieg er dann nicht bald, ſo ſagte ſie: „Karl, du biſt ein armſeliger Menſch. Eine einzige von den Tugenden des Onkels oder des Bruders würde dich ſchon achtenswerth machen.“ Dann fuhr Karl auf, und Emilie, wenn man ſie zu Worte kommen ließ, fing an ihre Behauptung mit vielem Feuer zu erweiſen, ohne auf ſeine Schmähungen und Sticheleien etwas zu erwiedern.

Das Seltſamſte bei der Sache war, daß die Mutter, ſo ſehr auch Emiliens Betragen ſie verdroß, es doch nicht wagte, ſie hart zu behandeln. Sie hob in einem ſolchen Zanke zwiſchen Emilien und Karln wohl einmal die Hand auf, und rief heftig: Emilie! — Emilie aber ſah ſie ruhig, doch ehrerbietig, an, und ſagte: „ich bitte Sie, Mutter, behandeln Sie mich nicht ſo! Ich ſage meine Meinung,

wie Karl die ſeinige. Ihre Liebe zu ihm kann ihn unmöglich berechtigen, mir zu befehlen, daß ich ſchweigen ſoll.“ Die Frau von Halden erröthete halb vor Zorn, halb vor Scham, ließ die Hand ſinken, die ſie ſchon aufgehoben hatte, huſtete verlegen, und brach das Geſpräch auf einmal ab. Der Vater ſchwieg, ob er gleich immer Emilien den Sieg wünſchte, und die Familie ſaß dann einige Minuten unruhig und ſtill neben einander.

Nach einer ſolchen Scene war indeß die Mutter immer bald wieder verſöhnt, da ihre Eitelkeit durch Emilien ſo ſüße Opfer bekam. Befand ſich Geſellſchaft in Moorberg, und Emilie trat in das Zimmer, ſo erröthete die Mutter vor Verdruß über die einfache, prunkloſe Kleidung ihrer Tochter; allein nach einer halben Stunde war aller Verdruß verſchwunden. Emilie gerieth bald in ein Geſpräch mit irgend einem aus der Geſellſchaft, der dann mit Aufmerkſamkeit vor dem holden, ſchönen Mädchen ſtand, und ihr mit ſichtbarer Ehrerbietung zuhörte. Sie ſprach nur von alltäglichen Dingen: von der Natur, von den Armen im Dorfe, von der letzten Feuersbrunſt,

von einem Unglücklichen, von ihrem Oheim, ihrer Tante, ihrem Bruder, und dem alten Hennig; aber welcher Mann hätte von dieſem Lächeln, von dieſem ſeelenvollen Blicke, von dieſem ſchönen Mitleiden, von dieſem himmliſchen Entzücken ein Auge verwenden können!

Wenn die Mutter eine ſolche Unterredung bemerkte, ſo näherte ſie ſich mit großer Freundlichkeit, und horchte von der Seite auf jedes Wort, das Emilie ſagte. Der Inhalt gefiel ihr nicht immer; doch ſie vergaß das über die ehrerbietigen Antworten des Fremden. Hörte endlich das Geſpräch auf, ſo trat ſie zu dem letzteren, und fing an: Sie haben ja recht viel mit meiner Emilie geplaudert. Ich bedaure es, wenn Ihnen das Mädchen lange Weile gemacht haben ſollte. Die Antwort des Fremden war dann für ſie ein köſtlicher Weihrauch, den ſie mit langen Zügen in ſich ſog. Ihre Blicke begleiteten Emilien unaufhörlich, ſo lange die Geſellſchaft da war; ſie bewunderte die Sicherheit, mit der ihre Tochter ſich überall zu betragen wußte, und ärgerte ſich nur dann über ſie, wenn irgend ein Anderer,

oder gar ein Mädchen, das große Wort nahm, weil Emilie dann ſogleich ſchwieg, und auch nicht einmal eine höhniſche Miene machte.

Franzöſiſch ſprach Emilie nie, wenn ſie es anders vermeiden konnte, ſo viele Fertigkeit ſie auch in dieſer Sprache hatte, und ſo oft auch ihre Mutter ihr Gelegenheit gab, dadurch zu glänzen. Um ſie zu zwingen, wurde oft ein armer Franzoſe aus der Nachbarſchaft eingeladen; denn nur mit dem unterhielt ſich Emilie Franzöſiſch, weil er das Deutſche ſehr elend ſprach.

Eben ſo wollte Emilie in Geſellſchaft nie die Harfe ſpielen, die ſie noch immer mit großer Begeiſterung übte; und wurde ſie ja einmal durch das Bitten der ganzen Geſellſchaft dazu gezwungen, ſo ſpielte ſie gewiß ſchlechter als ſonſt, und wußte dann das Geſpräch ſo geſchickt auf etwas Anderes zu bringen, daß die Harfe bald wieder vergeſſen wurde.

Dieſes Verhalten hatte ihr Seibold empfohlen, deſſen Rath ſie auf das ſorgfältigſte befolgte. Sie ſtand in einem Briefwechſel mit ihrem Freunde, und erzählte ihm alles, ihr

Betragen, ihre Gedanken, ihre Empfindungen. So ungern Seibold auch Briefe ſchrieb, ſo ließ er doch keinen von Emilien unbeantwortet. Er hielt es für ſeine Pflicht, ſich des lieben Mädchens auch in der Ferne noch anzunehmen, und gab ihr Verhaltungsregeln über ihr Betragen gegen ihre Mutter, gegen ihren Bruder, und ſelbſt gegen ihre Bonne. Dieſe nahm Emilien nach der Trennung von einem Jahre mit unbeſchreiblicher Liebe wieder auf; aber auch ſie fand ihre Schülerin gänzlich verändert. Das natürliche Vertrauen, das Emilie ſonſt gegen ſie geäußert hatte, wurde in eine andere Form gegoſſen; es war mehr das Vertrauen einer Schweſter, einer Freundin. Emilie ſchlug es ihrer Bonne ein, für allemal ab, wieder Romane mit ihr zu leſen; aber die Träumereien der ſchwermüthigen Erzieherin, die ſie anzuhören nicht umhin konnte, waren eben ſo ſchlimm, und vielleicht noch ſchlimmer, als die Romane, die ſie ehemals zuſammen geleſen hatten.

Emilie erzählte Seibolden freilich auch ihre Unterredungen mit der Bonne; doch verſchwieg ſie einen kleinen Umſtand dabei: ihr

Wohlgefallen an den Erzählungen derſelben. Dagegen wiederholte ſie alles das, was Seibold über dieſen Punkt geſagt hatte, ſo natürlich, daß er ſehr ruhig wurde. Selbſt Emilie wußte nicht, daß ſie ihren Lehrer betrog.

Die heimlichen Zuſammenkünfte fingen jetzt aufs neue an. Emilie hatte Seibolden ſo viel zu ſagen, was ſich ihrer Meinung nach gar nicht ſchreiben ließ; und er konnte alſo nicht umhin, ſie von Zeit zu Zeit auf eine Stunde zu beſuchen. Kam er, ſo war ihr Herz ſo voll, daß ſie vor Freude jedesmal vergaß, was ſie fragen wollte, und ihn um einen neuen Beſuch bat, damit ſie ſich erſt wieder erinnern könnte.

Seibold hätte merken müſſen, daß die Empfindungen des Mädchens mehr als Freundſchaft waren, wenn er ein böſer Menſch geweſen wäre. Emilie hatte jedesmal, wenn er kam, ſchon eine Stunde auf ihn gehofft; ſie flog ihm mit lautem Freudengeſchrei entgegen, und war ſo unbeſchreiblich zärtlich, ſo innig bewegt, ſo unruhig! Er fing ſogar ſchon an, ähnliche Empfindungen zu haben, wenn er das Mädchen ſah; aber dieſe Liebe war auf

einem ſo ſeltſamen Boden gewachſen, daß vielleicht auch größere Kenner als er ſich hätten täuſchen laſſen.

Emilie war noch immer ein Kind; wie konnte Seibolden auch nur träumen, daß ſie ihm gefährlich wäre! Sie war reich, und von Adel; die Erinnerung hieran betrog ihn, wenn er über die Art ſeiner Empfindung nachdachte. Wäre Emilie von ſeinem Stande geweſen, ſo würde ihm wahrſcheinlich doch einmal der Gedanke eingefallen ſeyn, vielleicht in der Zukunft durch den Beſitz dieſes Mädchens glücklich zu werden. Schon dieſer Gedanke allein wäre dann hinlänglich geweſen, ihm die Stärke ſeiner Neigung zu Emilien zu zeigen; allein in ſeinem Verhältniſſe konnte er ihn nie haben, und ſo blieb ihm die Art ſeiner Empfindung immer unbekannt.

Er war ein Enthuſiaſt in der Freundſchaft, und hier fand er ein Herz, das ſich dem ſeinigen gänzlich hingab. Emilie ihrer Seits konnte gar nichts thun, ihren Freund mit ſeinen geheimen Empfindungen bekannt zu machen. Mit Hülfe ihrer Romane würde ſie bald gewußt haben, daß ſie mehr als Freund-

ſchaft für Seibold fühlte; allein er ſpottete über die Liebe, erklärte ſie für verſteckte Sinnlichkeit, und hatte ſeine Schülerin hundertmal vor dieſer Leidenſchaft gewarnt. Um ihrem geliebten Lehrer gefällig zu ſeyn, ſprach ſie wie er, nannte ihr Gefühl zu ihm Dankbarkeit, Achtung, und glaubte ganz ehrlich, daß es nichts andres wäre. Da ſie ſich in dem Beſitze ihres Freundes glücklich fühlte, ſo kümmerte es ſie nicht, unter welchem Namen ſie ihn beſaß.

So wuchs dieſe Liebe, allen Menſchen unbekannt; und nach und nach wurden durch ſie die Herzen der beiden Liebenden ſo feſt umſchlungen, daß keine Gewalt ſie wieder trennen konnte, ohne ſie zu zerreißen. Vielleicht würden dennoch Zeit und Entfernung dieſe ſo ſeltſam entſtandene Leidenſchaft wieder zerſtört haben, wenn nicht die Mutter ſelbſt, ohne es zu wollen, der Tochter das ſüße Gift in dem ſchönſten Gefäße gegeben hätte.

Der alte Franzoſe lobte Emiliens Kenntniß der Franzöſiſchen Sprache. Mais, gnädige Frau, ſagte er in gebrochenem Deutſch, maken Sie leſen an Ihr' aimable Tokter,

niks als Franzöſiſch. Es ihr fehl niks par dieu, als ßu vergeß totalement der Deutſch. Ihr Styl er is ßu ſehr kalt, trop diffus, nik genug animé. Attendez! ſie muß leſen die beſten écrivains françois, et au nom du ciel rien de serieux, ettewas, wodurk ſie ſik forme für den sentiment. Ik komm ßu erhalten ein Buk. A la verité war der auteur kein François de naissance, aber würdik geboren ßu ſeyn à Paris. C'est la nouvelle Heloise. Maken Sie lern den Buk par coeur an Fräulein Emelie. Paris is davon enchanté. Quel style! Er surpasse all idée, all Imagination. Ik es hab' erhalten von Bâsle. C'est adorable, delicieux. Mademoiselle, ik geh es Ihnen ßu ſchick. Sie werden ſeh, wie viel der Buk is ſchön! über all' expression!

„Was iſt es denn für ein Buch?" fragte Emilie.

Un Roman, ma charmante Déesse: lettres de deux amans. O, Sie haben niemal geleſ etwas Kleiches.

„Und werde es nicht leſen. Man hat mich vor dieſer Lektüre gewarnt; ſie iſt ein verderbendes Gift."

Gift? poison? Quel pédant Ihnen hät geſag das? Ik Ihnen ſag, Paris davon is enchanté, und es hat kein Buk auf der Erde, das formir mehr den Styl als dies. Sie müſſ es leſen; Sie müſſ davon maken die lecture an Ihre Frau Mutter.

Das ſollſt du, Emilie, ſagte die Frau von Halden, die freilich nicht viel Franzöſiſch mehr wußte. Ich brauche eben ſo gut noch Forthülfe in der Sprache. Man vergißt auf dem Lande alles. Schicken Sie es nur.

Der Franzoſe ſchickte es; aber Emilie dachte an Seibold, und war durchaus nicht zum Vorleſen zu bringen. So ſollſt du es wenigſtens anhören, ſagte die Mutter aufgebracht, und ließ die Bonne rufen. Da ſetze dich hin, Emilie! Leſen Sie, Mamſell! Und Karl, gieb du auch Acht.

Die Bonne fing mit zitternder Stimme an. Emilie dachte: ich kann ja zuhören oder nicht. Wirklich überhörte ſie auch die erſten Perioden; aber bald machte Einiges ſie aufmerkſam. Bei der Stelle im erſten Briefe: J'ose me flatter quelquefois que le ciel a mis une conformité secrette entre nos affec-

tions, ainsi qu'entre nos goûts . . . Nous avons des manières uniformes de sentir et de voir; et pourquoi n'oserois-je imaginer dans nos coeurs ce même concert que j'apperçois dans nos jugemens *)? glaubte Emilie Seibolden ſprechen zu hören. — Die Bonne las weiter:

Quelquefois nos yeux se rencontrent; quelques soupirs nos echappent en même temps; quelques larmes furtives . . . ô Julie! si cet accord venoit de plus loin...si le ciel nous avoit destinés ...! **) Emilie horchte mit ſtiller Aufmerkſamkeit, und ſeufzte. Der Brief fing an Seibolden und ſein Betragen gegen ſie, wenn er bei ihr war, ſo genau zu beſchreiben, daß ſie in große Bewegung

*) Ich ſchmeichle mir zuweilen mit dem Gedanken, daß eine geheime Aehnlichkeit unſerer Empfindungen, unſerer Neigungen, unſers Geſchmackes da iſt. Wir denken, wir ſehen auf Eine Weiſe. Ach, laſſen Sie mir den Gedanken, daß auch unſere Herzen ähnlich fühlen.

**) Zuweilen begegnen ſich unſere Blicke. Sie ſeufzen, wenn ich ſeufze; eine verſtohlne Thräne in Ihrem Auge — Ach, Julie! wenn der Himmel uns für einander beſtimmt hätte!

gerieth. Der zweite und dritte Brief ſetzte ſie in noch größere Bewegung. Es war ihr, als ob Seibold an ſie ſchriebe. Die Illuſion wurde ſo ſtark, daß ſie aufſtehen wollte, um ihre Theilnahme zu verbergen; die Mutter befahl ihr aber, ſitzen zu bleiben. Die Bonne las weiter. Emilie, die kaum zuzuhören ſchien, verſchlang alle Worte; und jedes entzündete ein neues Gefühl in ihrem Herzen, ein neues Licht in ihren Ideen. Als die Mutter anfing lange Weile zu bekommen, und das Vorleſen aufhören mußte, ging Emilie ſchweigend mit der Bonne auf ihr Zimmer; und jetzt fühlte ſie zum erſtenmale beſtimmt, daß Sie Seibolden liebte, wie Julie ihren Lehrer.

Sie ſtand am Fenſter, und ſah durch die Scheiben. Die Bonne fragte: was iſt Ihnen? und Emilie antwortete in einem weinenden Tone: puissances du ciel! j'avois une ame pour la douleur, donnez-m'en une pour la felicité *)! Mit dieſem Ausrufe warf ſie ſich heftig um den Hals ihrer Bonne, doch ohne ſich zu erklären.

*) Mächte des Himmels! ich hatte eine Seele für den Schmerz; gebt mir auch eine für die Freude.

Am folgenden Abend las die Bonne wei- ter. Bei dem elften Briefe ſagte Karl: wenn das meine Schweſter wäre, ſo ſperrte ich ſie ein; und den albernen Menſchen von Liebha- ber ließ' ich mit Hunden aus dem Hauſe hetzen.

„O, du elender Menſch!“ ſagte Emilie, ſprang auf, und ſetzte ſich in dem Augenblicke wieder. Die Mutter nahm Karls Parthei, Emilie vertheidigte Julien mit Hitze; und den- noch ließ die thörichte Mutter weiter leſen, nachdem ſie Emilien eine Närrin geſcholten hatte.

Bei der Stelle: c'est pour cela, qu'on a dit que l'amour faisoit des Heros *)! ſchlug Karl ein lautes Gelächter auf. Schnell ſah die Mutter Emilien an. Dieſe ſchwieg mit einem ſtolzen verachtenden Blicke; ſie fühlte, welche Stärke ſie durch ihre Liebe, ohne ſie zu kennen, ſchon bekommen hatte. Nun, ſagte die Mutter, was das auch für Zeug iſt!

Emilie konnte nicht länger ſchweigen. „Man muß,“ ſagte ſie, „wenigſtens ein Menſch ſeyn, um durch etwas ein Held zu werden.

*) Daher hat man geſagt: die Liebe macht Helden.

Karl wird nie einer, durch nichts, durch gar nichts." — Durch die Liebe wahrhaftig nicht, antwortete Karl mit einem noch lauteren Gelächter; ich wüßte auch nicht, wie das zugehen ſollte. — „Ich aber fühle, wie es zugeht!" antwortete Emilie; und die thörichte Mutter ließ weiter leſen.

Bei dem vierzehnten Briefe ſagte Karl: mein Gott, welch ein lächerlicher Lärmen um einen Kuß! und Emilie ließ das Köpfchen auf den Buſen ſinken, ohne ein Wort zu erwiedern. Sie hörte nach dieſem verführeriſchen Briefe nicht mehr recht zu, verſank in tiefe Träumereien, und ſeufzte laut; aber dennoch ließ die Mutter weiter leſen, ſogar bis zu dem drei und funfzigſten Briefe. Nein, ſagte ſie; das wird doch allzu arg! Wie kann der Franzoſe mir und Emilien ein ſolches Buch empfehlen! Ja, Emilie, machteſt du mir ſolche Dinge, ich wüßte nicht, was ich thäte. Die Julie iſt ein liederliches Mädchen, trotz ihrem ſchönen Geſchwätze. So ſprach die Mutter eine Zeitlang fort, um den Eindruck in Emiliens Phantaſie wieder zu vertilgen: aber es war ſchon Gift in des Mädchens Adern, obgleich

ein andres, als die Mutter dachte. Emilie war nun mit allen ihren Empfindungen im Hellen; ſie wußte, daß ſie Seibolden liebte, und zweifelte nicht, daß ſie von ihm wieder geliebt würde. Hätte Seibold nur eine Ahnung von dem gehabt, was mit ſeiner Schülerin vorging, ſo würde er jeder Zeile in ihrem nächſten Briefe die Leidenſchaft angeſehen haben, mit welcher er geſchrieben war. Sie hütete ſich wohl, das Wort Liebe zu brauchen, und ſchrieb anſtatt deſſen: Freundſchaft, Uebereinſtimmung der Seelen; aber Alles war ſo feurig geſagt, daß ſelbſt Seibold den Kopf ein wenig dabei ſchüttelte, und, als er dem Major den Brief vorlas, die Bemerkung machte: das Mädchen miſcht doch überall ihr Herz mit ins Spiel!

Der Major erwiederte: „wenn es nur nicht Heuchelei iſt, lieber Seibold! Die Worte ſind gar zu hübſch geſetzt, und ſo viel Ach und Weh, hätte ich bald geſagt, dazwiſchen, daß man denken ſollte, ſie nähme auf immer von Ihnen Abſchied.“ — Heuchelei iſt es wahrhaftig nicht, behauptete Seibold mit einer Art von Hitze. — „Nun, ſo muß ſie

einmal dem Bruder Toffel über die Wein-
flaſche gekommen ſeyn; denn ſo ſchreibt kein
Menſch bei kaltem Blute."

Der Major traf beinahe die Wahrheit.
Wäre er mit einer anderen Liebe als der ſei-
nigen, die eben nicht viel hatte ſeufzen dür-
fen, bekannt geweſen, ſo würde er Seibolden
das Geheimniß verrathen haben; doch jetzt
blieb es bei dieſen wenigen Worten.

Als Seibold Emilien das nächſtemal be-
ſuchte, empfing ſie ihn mit einer unruhigen,
blöden Heftigkeit, mit einer zärtlichen Zurück-
haltung. Er hätte wenigſtens jetzt merken
ſollen, daß es nicht mehr war wie ehedem,
wo ſie ihm lachend in die Arme hüpfte und
ihn küßte. Als er ſie heute, wie er gewohnt
war, in ſeine Arme nahm, erröthete ſie, und
ihr Buſen klopfte ſtärker. Theils fühlte ſie,
was Saint-Preux bei dem erſten Kuſſe ſeiner
Geliebten empfand; Theils überredete ſie ſich,
alle die Empfindungen zu haben, welche Rouſ-
ſeau beſchreibt, und bekam ſie nach und nach
wirklich.

Sie war die ganze Stunde über, welche
Seibold bei ihr blieb, ſo heftig, ſo in ſich ver-

ſunken, ſo mit ſich beſchäftigt, und dennoch ſo zärtlich, daß ſie ihrem Freunde ihre Leidenſchaft mittheilte. Seibold empfand jetzt zum erſtenmale, daß er ein Mädchen im Arme hielt. Er fühlte ſich bewegt, ohne zu wiſſen, warum. Das alte Vertrauen erſtarb mitten unter Emiliens Liebkoſungen; in deſſen Stelle trat eine gewiſſe Scheu mit Achtung gemiſcht, und das „Du" wollte nicht mehr von ſeinen Lippen. Nie hatte er weniger, nie ſchlechter mit Emilien geſprochen, als heute, und nie war ihm die Zeit ſchneller vergangen. Das Mädchen kam ihm jetzt ſchöner vor als ſonſt, ihre Figur ſchlanker, edler, lieblicher, ihr Arm runder. Er ſagte ſich ſelbſt heimlich zum erſtenmale: es iſt ein ſchönes Mädchen!

Schon die kleinſte Hoffnung, die fernſte Ausſicht, Emilien einmal die Seinige nennen zu dürfen, würde ihn bald über das, was in ihm vorging, belehrt haben; aber ihr Geburtsrang ließ ihn nicht zur Entwickelung ſeiner Gefühle kommen. Zwar verträumte er die eine Hälfte des Weges nach Sollingen, und fühlte ein gewiſſes Verlangen, eine gewiſſe

Sehn-

Sehnſucht nach Emilien; aber auf der andern kam er nach und nach wieder in ſeine gute Laune.

Emilie ihrer Seits kehrte mit dem brennenden Pfeile im Herzen zurück; ſie nahm die Heloiſe, die noch auf dem Tiſche ihrer Mutter lag, und las auf ihrem Zimmer den erſten Band zu Ende. Das Buch that die größte Wirkung auf ihr Herz; und nicht lange, ſo brannte ihre Liebe zu Seibold in hellen Flammen. Zu gleicher Zeit fühlte ſie, daß ſie entſchloſſener ſey, und für den Beſitz ihres Geliebten mehr thun könne, als Julie. Sie faßte den Entſchluß, nie die Gattin eines andern Mannes zu werden, als Seibolds, und zwar mit der ganzen eigenſinnigen Feſtigkeit, deren ſie bei ihrer Mutter ſo ſehr bedurfte.

Juliens Lage war der ihrigen ſo auffallend ähnlich, daß ſie die glühenden Briefe beinahe Seite für Seite auf ſich und Seibold anwenden konnte. Auch ſogar eine Claire war da, ſobald Emilie nur wollte: die Bonne. Es fehlte an dem ganzen Romane, der ſchon in des Mädchens Kopfe lag, weiter nichts, als ein Brief, worin Seibold ihr ſeine Liebe ent-

deckte; doch auf d e n wartete ſie noch immer vergebens. Sie hatte ſchon vorher geglaubt, daß Seibold ſie liebe; aber ſeit dem letzten Beſuche konnte ſie nun gar nicht mehr daran zweifeln: denn warum wäre er ſonſt ſo ſtumm, ſo in ſich gekehrt geweſen? warum hätte er ſie ſo verſtohlen, ſo heimlich zärtlich angeblickt? Er liebt mich, ſagte ſie vor ſich allein; ja, er liebt mich! Und bald wird die ſchöne Stunde kommen, da ich eben ſo glühende Briefe von ihm in den Händen habe, wie Julie ſie von ihrem Geliebten erhielt. — Ihre Erwartung war ſo zuverſichtlich, daß ſie den nächſten Brief von Seibold mit geheimen Beben erbrach. Sie las ihn mit fliegenden Blicken, und — ſchlug ihn innig betrübt, empfindlich ſogar, wieder zuſammen; denn er enthielt nichts als die Beſchreibung von einem Familienfeſte, das man in Sollingen an Hennigs Geburtstage gefeiert, und einige moraliſche Bemerkungen über Geburtstage, in denen Seibold ſich ganz ſeiner guten Laune überlaſſen hatte. Sie ſtudierte bald nachher den Brief recht emſig durch, um irgend eine Wendung zu finden, die ſeine Liebe verriethe. In der

That fand ſie Liebe genug darin, aber nicht die, welche ſie wollte. Seibold nannte ſie: meine Tochter. Sie hatte ſonſt das Wort mit Freude von ihm gehört; doch jetzt war es ihr zuwider. „Meine Freundin," ſagte er zwar auch, aber in einer ſo ſcherzhaften Wendung, daß da ſogar die Worte „meine Geliebte" ohne alle Bedeutung geblieben wären.

Jetzt weinte das funfzehnjährige Mädchen die erſte Thräne des ſüßeſten Unglücks; und doch fand ſie endlich das Mittel, den Faden ihrer ſchönen Romanenträume, den der kalte Brief zerriſſen hatte, wieder anzuſpinnen. „Der Brief, dachte ſie, iſt kälter, als irgend einer, den er mir je geſchrieben hat. Warum kälter? Iſt das nicht Verſtellung? Hält ihn nicht mein Stand zurück? Fürchtet er ſich vielleicht, mich unglücklich zu machen? Denn — habe ich nicht ſeine Liebe in ſeinen Augen geleſen?" Sie verſank in ihre Phantaſieen, überredete ſich bald, Seibold handle aus edlem Stolze ſo, und hängte ſich deshalb nur noch feſter an ihn. Jetzt ſah ſie ſchönen Tagen entgegen: dem herrlichen Schauſpiel eines Kampfes zwiſchen ſeinem Edelmuth und ſeiner Liebe. Sie

freuete ſich auf den Augenblick, da er, von dieſer mächtigen Leidenſchaft überwältigt, ihr zu Füßen ſinken würde.

Seibold kam, faſt gegen ihre Erwartung, zu der beſtimmten Zeit, und ging mit ſeinem frohen, argloſen Geſichte auf ſie zu. Sie flog ihm mit ihrer leidenſchaftlichen Herzlichkeit entgegen. Nach einer halben Stunde, in der ſie wegen ſeiner unbefangenen Fröhlichkeit ſogar ein wenig mit ihm gemault hatte, wurde er wieder unruhig, nachdenkend, wortarm. Schon ſtieg der Triumph der Liebe in ihr Auge; aber Seibold nahm Abſchied, nannte ſie wieder „ſeine liebe Tochter," und verließ ſie, ohne ſich nur mit einem Worte verrathen zu haben.

Sie ging mit Kopfſchütteln über ſeine Hartnäckigkeit nach Hauſe. Zwar machte ſeine Unruhe ſie ſicher, daß er ſie liebte; aber — ein junges Herz iſt ungeduldig. Sie wollte den Geliebten zu ihren Füßen ſehen, ſeine Marter, ſeinen Kampf endigen, und an ſeiner Bruſt die ſüßen Worte: ich liebe dich! hören und ſagen. Tauſend Gründe geboten ihr, der Sache ein Ende zu machen. Sie ſetzte ſich nieder, ihm zu

ſchreiben, und nahm mit der Kühnheit einer glühenden Phantaſie die Feder; aber ſchon den erſten Zug ihrer Hand führte die jungfräuliche Scham, die züchtige Furchtſamkeit. Der Brief wurde kälter, als irgend einer von allen, die ſie ihm je geſchrieben; und dennoch glüheten ihre Wangen bei den undeutlichen Winken, die ſie ihm von ihrer Liebe gegeben hatte. Sie zerriß den Brief, und warf jetzt ſogar einen Blick auf die Schwierigkeiten, die ihrer Liebe entgegen ſtanden.

Ein Gedanke an ihre ſtolze Familie blieb nicht ganz ohne Wirkung in ihrem Herzen. Seibold hatte zu oft mit ihr von den Pflichten, die ſie ihrer Mutter ſchuldig ſey, geſprochen. Emilie, ſagte er, deine Mutter haßt dich nicht, wie ſie Hennigen haßt; ſie liebt dich nur nicht ſo herzlich, wie Karln: doch bei dem allen mehr, als du je mit dem pünktlichſten Gehorſam, mit der größten Dankbarkeit verdienen kannſt. Suche ihr Herz durch Gehorſam und Geduld zu gewinnen. Ehre ihre Partheilichkeit, und zeige ihr, daß du wenigſtens ihre Liebe gern verdienen möchteſt, und daß es nicht an dir liegt, wenn du ſie nicht haſt.

Daran erinnerte ſich Emilie; und nun fing ſie wenigſtens an zu zweifeln, ob ſie gleich Entſchuldigungsgründe genug zu haben glaubte. Sie beſchloß am Ende, unthätig zu bleiben und die Sache dem Zufalle zu überlaſſen. Das thut ja der Menſch faſt immer, wenn er vermuthet, daß der Zufall ihn begünſtigen werde.

Emilie fand auf dieſe Art ihr Gewiſſen beruhigt, warf die Feder weg, nahm ſich vor, Seibolds Erklärung ruhig abzuwarten, und hoffte, dennoch bald an das gewünſchte Ziel zu kommen. Als Seibold ſie das nächſtemal wieder beſuchte, wachte ſie über ſich, und wurde dadurch kalt, ſelbſt kälter, als ſie ſeyn wollte. Er war und blieb heiter, ſcherzte und lachte eine Stunde lang, und kehrte dann zurück, ohne ihre Hoffnung erfüllt zu haben. Emilie ging tiefſinnig nach Hauſe. Jetzt dachte ſie zum erſtenmale ernſtlich: wie, wenn Seibold mich nicht liebte! Wenn das bei ihm weiter nichts als Freundſchaft und väterliches Wohlwollen wäre! Sie ſann über Seibolds Betragen nach. Konnte die Unruhe, die er gezeigt hat-

te, nicht bloß durch ihre Heftigkeit veranlaßt worden ſeyn? Hatte er nicht ſo oft erklärt, daß er die Leidenſchaft der Liebe verachte? Ihr ganzes Glück ſtürzte bei dieſen Vorſtellungen zuſammen. Sie ſank von dem ſo ſüßen Stolze, die Geliebte des edlen Seibold zu ſeyn, auf einmal zu der Beſchämung hinab, ſich vielleicht abgewieſen zu ſehen. Ihre ganze Empfindung wurde im Innern ſehr heftig angegriffen. Sie erſchrak vor ſich ſelbſt, bedeckte ihr Geſicht vor Scham, und wünſchte jetzt nichts mehr, als daß nur Seibold ihre Leidenſchaft nicht ſchon bemerkt haben möchte. Bei dem allen überredete ſie ſich noch immer, daß ſie Seibolden liebe, wie Julie ihren Lehrer. Den Gedanken, daß Rouſſeau's Heloiſe und die Romane ihrer Bonne zum Theil dieſe Leidenſchaft in ihrem Herzen rege gemacht hätten, warf ſie weit von ſich, ſo oft er auch wiederkam.

In dieſem Augenblicke fehlte Emilien nur eine Mutter, zu der ſie Vertrauen haben durfte, um zu dem Gefühl ihrer Thorheit zu kommen. Warum können die Mütter gewöhnlich nichts als die erſten Gefühle ihrer Töch-

ter verſpotten oder verdammen? warum nicht mit Güte die erwachende Leidenſchaft leiten, deren Allmacht ſie ſelbſt aus ihrer Jugend her kennen? — Emilie mußte alle ihre Sorge, ihre Angſt, ihre Hoffnung, ihre Scham, ihre Entſchlüſſe, tief in ihre Bruſt vergraben. Ihren einzigen Freund, Seibold, dem ſie ſich ſonſt in kleinen Verlegenheiten anvertrauet hatte, konnte ſie gerade am wenigſten zu Rathe ziehen. So ſtand ſie ganz allein da mit ihrer glühenden Leidenſchaft, die eben durch das Verheimlichen alle ihre Gefühle noch immer ſtärker entflammte; und ſie glaubte nun ſehr unglücklich zu ſeyn, weil ſie ihre Liebe für ewig hielt, obgleich dieſe Leidenſchaft bei ihr vielleicht wenig mehr war, als das erwachende Gefühl, durch ihre Phantaſie belebt. Sie nahm ſich zuletzt vor, Seibolden nicht wiederzuſehen; und dieſer Entſchluß beruhigte ſie ein wenig.

Das alles dachte ſie in der erſten Hitze, den Abend nachher, als Seibold in Moorberg bei ihr geweſen war. Am folgenden Morgen wunderte ſie ſich, daß ſie noch ſo geſund aufſtand, und ſo ſüß geſchlafen hatte. Sie be-

griff nicht, wie man ſo unglücklich und den-
noch ſo ruhig ſeyn könnte. Ihre herben Ge-
fühle waren milder geworden; jetzt verſchaffte
die Hoffnung ſich wieder Gehör, und ſagte
ihr, daß auch in dem ſchlimmſten Falle ihr
Unglück doch mit einer geheimen Süßigkeit
verbunden ſeyn würde. Sie gerieth bald wie-
der in ihre lieben, romantiſchen Träumereien,
und ehe noch der zu Seibolds Beſuchen ge-
wählte Tag kam, war der Entſchluß, ihn
nicht wiederzuſehen, rein aus ihrer Seele ver-
ſchwunden. Sie ging, ohne einmal daran
zu denken, in die Birken. Seibold kam,
als ſie ſchon einige Zeit gewartet hatte, ſehr
eilig, ſagte beſtürzt: gehen Sie Emilie! und
ſprang wieder über die Mauer, ohne nur ein
Wort von ihr angehört zu haben. Sie kehrte
langſam, über dieſen Vorfall ſinnend, zurück,
und trat in das Zimmer ihrer Mutter, als
Seibold ſo eben mit einer Beſtellung fertig
war, die ihm der Major aufgetragen haben
ſollte.

Emilie erſchrak; und auch er ſchien in
Verlegenheit zu ſeyn, als er ſie erblickte. Sie
fragte: wollen Sie wohl ein Buch an die

Tante mitnehmen? Als er ſich verbeugte, ging ſie, in der Meinung, daß er ihr folgen würde; allein er kam nicht, und ſie mußte das Buch bringen. Er ſteckte es ein, und empfahl ſich dann. Im Weggehen fragte ihn Emilie, doch ſo, daß ihre Mutter nichts hörte: wann Seibold? — Niemals! antwortete er. — Niemals? erwiederte ſie, und wurde bleich. — Niemals, Emilie! wiederholte er; ich war ein Unbeſonnener! Mit dieſen Worten verließ er ſie.

Jetzt! jetzt! rief ſie auf ihrem Zimmer mit blitzenden Augen, weil ſie Seibolds Worte für eine Liebeserklärung hielt. Sie triumphirte; aber wie kleinlaut wurde ſie, als er am folgenden Tage ihr in einem Billet die Sache erklärte. Indem ich, ſchrieb er, geſtern auf das Birkenwäldchen zu ging, kam der Gärtner. Er ſah mich an, nahm den Hut ab, und ſagte lächelnd: Fräulein Milchen iſt ſchon da. — Es war in der That unbeſonnen von uns Beiden, daß wir einander ſo oft heimlich ſprachen, ohne daran zu denken, daß dieſe Beſuche endlich bekannt werden mußten. Je mehr ich überlege, liebe Emilie,

deſto mehr finde ich, daß dein Lehrer noch immer nicht von ſeinem alten Fehler, nur ſein Herz, und nie die Welt zu fragen, befreiet iſt. Es hätte nicht Einmal ſeyn ſollen, Emilie. Eine Heimlichkeit, die ein Mädchen hat, und ſey es auch mit ihrem väterlichſten Lehrer, iſt bis in das vierzigſte Jahr Unrecht.

Der ruhige Ton in dieſem Billet ſtach gegen das, was Emilie erwartet hatte, ſehr auffallend ab. Seibold machte den heimlichen Beſuchen ein Ende, ohne nur mit einem Worte darüber zu klagen, daß er es thun mußte; gerade, als ob dieſe Beſuche die gleichgültigſte Sache von der Welt geweſen wären. Die arme Emilie fühlte ſich unglaublich beſchämt und gedemüthigt; indeß war ſie nicht eitel genug, unwillig über Seibold zu werden, ſondern wurde es nur über ſich ſelbſt, und war in ſich zurückgezogen. Doch das ſüße Gift der Sehnſucht nach Liebe hatte ihr Weſen zu ſtark durchdrungen, als daß jene kleine Beſchämung im Stande geweſen wäre, ſie gänzlich zu heilen.

Um dieſe Zeit kam eine junge Dame zum Beſuch nach Moorberg, und zwar zu Pfer-

de. Man ſprach mit ihr viel über das Reiten der Frauenzimmer; und kaum war ſie wieder fort, ſo beſchäftigte die Frau von Halden ſich mit dem Gedanken, daß auch ihre Tochter reiten lernen ſollte. Emilie ergriff dieſe Vorſtellung mit großer Begierde, und machte ſogleich einige Verſuche, die ſehr gut gelangen. Die Frau von Halden ſagte: ein ſchönes Reitpferd könnte der Onkel dir wohl geben! und es wurde beſchloſſen, daß Emilie nach Sollingen hinüber reiten und den Onkel auf gute Art um ein Pferd bitten ſollte.

Das war es eben, weshalb Emilien das Reiten ſo viel Vergnügen machte. Sie ritt mit ihrem Bruder nach Sollingen. Der Major empfing ſein Milchen mit einem Freudengeſchrei; der alte Hennig rief ihr ſein Huſſah! zu; der Bruder Hennig hob ſie vom Pferde, und Seibold hing mit leuchtenden Augen an der edlen Figur des ſchönen Mädchens. Bald warf der Major ſeinen Blick auf das Pferd, und rief: „den Goldfuchs, Hennig! Auf dem Kameele muß das Kind ſich ja Angſt und Weh reiten. Die Knauſerei ſieht doch aus allem hervor, was ſie in Moorberg machen.

Einem ſolchen Mädchen, meiner Nichte, den Gaul zu geben! Milchen, den Goldfuchs ſollſt du haben. Du wirſt ſehen, wie der tanzt! Laßt mir doch auch meinen ſatteln.” Seibold rief nach ſeinem Schwarzen, und Hennig forderte ſeinen Springer. Alle ſaßen bald zu Pferde; aber nun fand ſich, daß Milchen den Goldfuchs nicht bändigen konnte. „Das iſt nichts!” ſagte der Onkel; „du mußt ein Paar Wochen hier bleiben, bis du mit dem Thiere bekannter biſt.”

Karl wollte vom Dableiben nichts hören. — „So reite du nach Hauſe, und ſage deiner Mama, daß Emilie den Schwanzriemen nicht von dem Zügel zu unterſcheiden weiß, daß ſie ſo krumm auf dem Pferde ſitzt, als hinge ſie einem alten Manne auf dem Rükken, daß Reiten kein Tanzen iſt, daß, wenn ſie den Goldfuchs haben will, ſie ihn auch muß regieren können, und ſo weiter. Das ſag du deiner Mama, und grüße von uns ſchönſtens.” Karl trabte nach Hauſe; und die glückliche Emilie, für die ſogleich in der nächſten Stadt ein ſehr prächtiges Reitkleid beſtellt wurde, ritt nun alle Tage mit dem

Oheim, den beiden Hennigen, und dem geliebten Seibold im Felde umher.

Als ſie ſich zum erſtenmale in dem engen, prächtigen Reitkleide zeigte, bemerkte ſie mit fröhlich pochendem Herzen, daß Seibolds Blick auf ihr hing: nicht lächelnd, wie die Blicke ihrer Verwandten, ſondern verdunkelt, verſtohlen, heimlich. Seibold näherte ſich ihr furchtſam von der Seite, und redete ſie nicht mit dem Tone an, wie ſonſt. Als Emilie ſich muthig auf den Goldfuchs ſchwang und leicht dahin tanzte, erhoben die Andren ein Freudengeſchrei; Seibold aber ritt düſter an ihrer Seite daher, hielt kaum den Zügel, und betrachtete ſie mit langen, heimlichen Blicken. Er blieb immer neben ihr, und ſie las in ſeinen Augen den Wunſch, daß ſie den Major und ihren Bruder dahin ſprengen laſſen und mit ihm zurückbleiben möchte; aber dennoch ſprach er faſt nichts, hob jedesmal, wenn er einige Worte ſagte, mit einem tiefen Seufzer an, und brach ab, ohne geendigt zu haben.

Emilie fühlte jetzt mit geringerem Triumphe, aber mit mehr Wohlwollen für Seibold, daß ſie ihm nicht gleichgültig war. Ihr

Herz ſchlug hoch vor Liebe, und ſie gerieth neben ihm in ſüße Träumereien, die vortheilhafter für ihn ſprachen, als er ſelbſt es gekonnt hätte. Der Major kam zurück. „Aber,“ rief er lachend, „reiten die Beiden nicht, als ob ſie zur Leiche ritten? und ſehen ſie nicht aus, als ob ſie ſich gezankt hätten?“ Sie erſchraken Beide, und ritten nun mit den Andren, wie im Fluge, nach Hauſe. Das Vertrauen zwiſchen Emilien und Seibold hatte aufgehört; er umfaßte ſie nicht mehr, wenn ſie bei ihm auf dem Zimmer war, und zog ſie nicht mehr in ſeine Arme, an ſeine Bruſt, auf ſeine Kniee. Der Grund von dem Allen war, — weil ihr das Reitkleid ſo ſchön ſaß.

Emilie ging in den Garten, und Seibold folgte ihr nach einer kleinen Weile mit zögernden Schritten. Er erröthete, als ſie ſich ihm näherte. Sie hängte ſich in ſeinen Arm, wie ſonſt; aber zu einer Unterredung kam es nicht mehr. Der Major begriff nicht, wie man ſo lange, ohne müde zu werden, gehen könne. Was würde er geſagt haben, wenn er gewußt hätte, daß Beide nicht zehn Worte mit einander geſprochen hatten!

Seibold fühlte jetzt mit größerer Gewalt, als vorher, daß Emilie äußerſt reitzend war. Ihre edle Figur, die ſich in dem ungeſchnürten engen Kleide ſo deutlich zeigte, und ihr jugendlicher voller Buſen, der ſich mit einem Seufzer hob, wenn ſie das Auge auf ihn warf, erregten in ſeiner Bruſt ſo ſtarke unbekannte Empfindungen, daß er es nicht wagte, ſeinen Blick wieder gerade auf ſie zu richten. Er nannte ſeine Empfindung freilich nicht: Liebe. Aber, dachte er, ich würde das reitzende Mädchen unendlich lieben, wenn ſie von meinem Stande wäre. Er fühlte nicht, daß dieſer Gedanke eben ſo gut war, als der: ich liebe ſie unendlich.

Lange konnte eine Täuſchung hier nicht dauern. Seibolds Zuſtand wurde peinlich, und er merkte nur allzu bald, daß er Emilien, trotz ihrem Geburtsrange, liebte. Er bebte vor dieſem Gedanken, zumal als er noch hinzu dachte: „und Emilie liebt auch mich!" Ob er vor Schmerz oder vor Entzücken bebte, davon wußte er ſich keine Rechenſchaft zu geben.

Er rieb wohl hundertmal die Falten von

ſei-

ſeiner Stirn; und immer kamen ſie wieder. Es geht ſo nicht! ſagte er endlich. Ich will Mittel erſinnen, mich von der verderblichen Leidenſchaft zu befreien; und meine raſende Phantaſie ſtellt mir weiter nichts dar, als Wege, zu dem Beſitze des Mädchens zu gelangen.

Er ſah bald, daß er unmöglich Emilien je die Seinige nennen könnte, ohne ſie dem Haſſe ihrer Verwandten auszuſetzen, ohne ſie aus dem väterlichen Hauſe zu entführen, und ſich mit ihr den Zufällen eines umher irrenden Lebens Preis zu geben. Emilie, das fühlte er wohl, würde einen ſolchen Schritt nicht unrecht finden; und auf des Majors Unterſtützung, wenn auch nicht auf deſſen Beifall, glaubte er doch am Ende rechnen zu können. Seine Phantaſie mahlte ſogar einen Rand von Roſen um das Bild ſeiner Flucht mit Emilien: aber er war gewohnt ſeiner Vernunft den Urtheilsſpruch über ſeine Handlungen zu überlaſſen; und ſie erklärte die Sache für ein Bubenſtück.

Er zog zwar bei dieſem harten Urtheile die Stirn in Falten; aber dennoch hielt er

ſich daran. Und ſollt' ich auch, ſagte er entſchloſſen, noch einmal mit meinem Hunde und meinem Schatten eine Wanderung über die Erde anfangen — bei Gott, lieber mit denen, als mit Emilien, lieber, als mit einem Bubenſtücke auf dem Gewiſſen!

So weit war die Verhandlung recht gut gegangen; und nun kam es zu der Ueberlegung, welche Mittel die beſten wären, ſich ſelbſt und das Mädchen zu heilen. Sich ſelbſt — daran verzweifelte er ſogleich. Aber Emilien! Es gab kein anderes Mittel, als ihr alle Hoffnung zu nehmen. Er wollte kalt, heiter, luſtig ſcheinen, Poſſen treiben, wenn ſie ſeufzte, lachen, wenn ihr eine Thräne in das Auge ſtiege, tanzen, wenn ſie mit dem langſamen Schritte der unglücklichen Liebe daher träte. Das war leicht beſchloſſen; aber die Ausführung wurde ihm ſchwerer, als er gedacht hatte.

Er ging zu dem Major, wo Emilie ſich befand. Heute mußte er nach Einfällen ſuchen; und überdies ſagte er ſie mit einer gewiſſen Bitterkeit, deren man an ihm gar nicht gewohnt war. Er machte Poſſen, ſo

gut es gehen wollte; aber wenn nun Emilie auf ihn zu trat, ihm die Hand reichte, und mit rührendem Tone „Seibold!“ zu ihm ſagte: ſo ſtand er da, als ſollte er zum Tode gehen. Nicht lange, ſo fühlte er, daß es am beſten wäre, ihre Gegenwart zu meiden; und das that er, ſo ſchwer ihm auch jeder Schritt wurde, durch den er ſich von ihr entfernte.

Er hätte in die Länge auch das nicht ausgehalten; es war alſo ein Glück, daß Emilie einen Boten bekam, der ſie nach Moorberg rief. Auch für Seibold wurde ſein Pferd geſattelt. Er ſtand am Fenſter, wollte, und wollte wieder nicht, nahm den Hut, warf ihn weg, und machte verdrießliche Geſichter. Endlich ging er ohne Hut, und hinkend, hinunter. Ich habe mich ſtark am Fuße beſchädigt, ſagte er, und muß zu Hauſe bleiben. Emilie näherte ſich ihm, um Abſchied zu nehmen; er ſah vor ſich nieder. Sie reichte ihm ihre Hand; er nahm ſie, als wollte er ſie nie wieder loslaſſen. Der Major rief endlich: „aber, ſagt mir nur, wie lange nehmt ihr denn Abſchied! So ſetz dich doch auf, Emilie!“

Emilie zog ihre Hand zurück, und Beide

ſahen ſich an, als ſollten ſie ſterben. Seibold ging, als Emilie mit den Uebrigen weggeritten war, auf ſein Zimmer, warf ſich mit Heftigkeit auf einen Stuhl, und rief: ſie iſt fort! ſie iſt fort! Er wäre beinahe hinunter gelaufen, um nachzureiten, wenn er ſich nicht vor den Spöttereien des Majors gefürchtet hätte.

Doch nach vier und zwanzig Stunden war er ſchon um vieles ruhiger. Er rief wohl noch Emiliens reitzendes Bild in ſeine Phantaſie zurück, und träumte ſich ſtundenlang an ihre Seite, in ihren Arm; aber dabei blieb es auch. „Pfui!" ſagte er zu ſich ſelbſt; „welch ein verächtlicher Menſch müßte ich ſeyn, wenn ich des Mädchens Leidenſchaft nähren wollte!" So viel es ihm auch koſtete, er beantwortete Emiliens lange, ſeelenvolle Briefe, in denen die Leidenſchaft ſehr deutlich ſprach, dennoch nur mit einigen kurzen, bloß höflichen Worten. Er tadelte ihre Spöttereien über ihren eigenen Stand, als eine Undankbarkeit gegen die Vorſehung, als überſpannte Romanenideen. Nach und nach ſtieg er von der alten Vertraulichkeit bis zur Fremdheit, und nannte

Emilien: Sie. In ihrem nächſten Briefe ſprach das gekränkte Gefühl der Freundin, und ſie verlangte wieder das alte vertrauliche Du. Er drehete ihre ernſthaften Vorwürfe in Scherz um, und blieb bei dem „Sie,“ wie vorher. Emilie wurde irre an ihm. Sie wollte es auf eine andere Weiſe verſuchen, und ſchrieb ihm einige Zeit gar nicht. Auch das ertrug er, und ſchwieg ebenfalls. Dann ſchrieb ſie ihm wieder, zärtlicher als ſonſt; und aus der Antwort, welcher der Oheim einige Zeilen angehängt hatte, ſah ſie, daß Seibold ihre Briefe als ein Gemeingut betrachtete und ſie jedesmal der Familie mittheilte.

Sie kam ſelbſt nach Sollingen; aber Seibold war ſo heiter, ſo unbefangen, ſo natürlich, daß ihre Liebe, die ſo eben hervorbrechen wollte, ſich wieder in das Innere ihrer Seele verbergen mußte. Seibold war ein edler Mann, und hatte den Muth, ſeine Rolle fortzuſetzen, ſo ſchwer ſie ihm auch wurde. Er fürchtete nichts mehr, als daß einmal ihren Lippen das Geſtändniß der Liebe entſchlüpfen möchte. Dieſen entſcheidenden Augenblick ſuchte er, wo möglich, zu verhüten. Er ſagte in Emiliens

Gegenwart, zufälliger Weiſe, wie es ihr ſchien: Herr Oberſtwachtmeiſter, Sie fanden mich mit meinem Hunde und meinem Schatten. Der Himmel gebe, daß mich nicht noch einmal Jemand ſo finden muß! Ich würde Sollingen ungern verlaſſen.

„Verlaſſen?" erwiederte der Major, und drückte ihm die Hand. „Das wolle Gott verhüten! Was könnte Sie je dahin bringen, Seibold?"

Meine Pflicht, Herr Oberwachtmeiſter; die Ueberzeugung, daß Entfernung mich vor irgend einem Unrecht bewahren könnte.

„Ho! ho! das müßte eine ſeltſame Begebenheit ſeyn, die es zu etwas Gutem machte, aus Sollingen wegzugehen."

Das müßte ſie freilich; aber ich fühle, daß ich in einem ſolchen Falle Ihr Haus, worin ich ſo glücklich bin, ohne Bedenken verlaſſen würde.

Das ſagte Seibold mit blitzenden Augen. Emilie erblaßte. Alſo ſtand ſie in Gefahr, den edlen Mann gänzlich zu verlieren, ihn unglücklich zu machen. Sie verließ das Zimmer, weinte ſich aus, verbarg ihre Liebe, die jetzt noch höher

aufflammte, deſto ſorgfältiger, und verließ Sollingen mit der Ueberzeugung, daß Seibold für ſie verloren wäre. Ach, dachte ſie unzählige male; wenn ich nur das Einzige wüßte, ob er mich liebt! Sie warf ſich in dieſen quälenden Zweifeln hin und her. Seibold war ſonſt ſo frei von Vorurtheilen; er hatte den Ahnenſtolz ſo oft für das elendeſte von allen erklärt: und jetzt? Freilich ſah ſie wohl, daß er und ſie in ganz verſchiedenen Lagen waren. Sie konnte ihm großmüthig ihre Hand anbieten; und er mußte, wenn er eben ſo großmüthig ſeyn wollte, ſie ausſchlagen. Aber, ſagte ſie mit einiger Erbitterung, würde ich denn nicht glücklich mit ihm ſeyn? Bedenkt er denn gar nicht, daß ich es nur mit ihm ſeyn kann? O, dürfte ich ihm nur einmal ſagen, wie unrecht er mir eben dadurch thut, daß er recht zu thun glaubt! Was würde er mir antworten können?

Sie überlegte, womit Seibold ſich wohl zu vertheidigen im Stande wäre; und nun bemerkte ſie zum erſtenmale recht deutlich die furchtbaren Schwierigkeiten, die ihrem Wunſche im Wege ſtanden. Am Ende ſah ſie,

daß ſie auf keine andere Weiſe Seibolds Geliebte — es mußte heraus — Seibolds Frau werden könnte, als wenn ſie mit ihm entlieſe. Was thut das? dachte ſie bei dieſer Vorſtellung; werde ich doch dadurch glücklich! — Freilich ſah ſie nun auch, daß Seibold einen ſolchen Schritt nicht ſo geradezu wagen konnte. Es wäre wohl möglich, dachte ſie weiter, wenn Seibold nur wüßte, wie ich denke, und daß ich Alles — Rang, Vermögen, Vaterland, Ruhe — für das Glück mit ihm zu leben, aufopfern würde. Aber eben daran, ſetzte ſie heftig hinzu, glaubt er nicht. Ich kenne ihn! Er hält das für eine Folge von den Romanen der Bonne, und mich noch immer für ein Kind. Ich muß ſchweigen; ich darf ihm nicht ſagen, was ich ihm ſeyn könnte.

So überlegte ſie; und dennoch blieb Alles, wie vorher. Endlich nahm der Zufall ſich ihrer an, und brachte zugleich neues Leben in beide Familien.

Karl war um dieſe Zeit, in ſeinem neunzehnten Jahre, nach der Hauptſtadt abgegangen, um ſeine Laufbahn am Hofe anzutreten. Er hatte den Titel Kammerjunker bekommen,

und befand ſich jetzt ſehr an ſeiner Stelle. Seine Briefe waren voll von dem Glücke, deſſen er genoß; und Hofleute, die auf dem ſchlüpfrigen Boden alt geworden waren, gaben der entzückten Mutter die Verſicherung, daß ihr Karl für den Hof paſſe, als ob er daran geboren wäre. In der That zeichnete er ſich durch mancherlei Kenntniſſe und Eigenſchaften aus, die an einem Hoſe etwas Seltenes ſind. Sein Betragen war beſcheiden, aufmerkſam, dienſtfertig; und auch die eigentlichen Hoftugenden bekam er ſehr bald: er ſprach geſchwind und leiſe, lächelte immer, war nie verlegen, wußte ein Geſpräch ganz artig zu unterhalten, konnte ſchweigen, und hatte doch eine Gutartigkeit, für die man ihn bewunderte. Ein Prinz vom Hauſe unterſchied ihn bald, und zog ihn an ſich. Der Prinz hatte Talente, und Karl wußte tauſend Dinge, die man vergebens bei den Uebrigen am Hofe ſuchte. Er las noch etwas über die bildenden Künſte, merkte ſich noch die Nahmen von einigen Mahlern, nebſt den Worten, mit denen ihre Manier bezeichnet wird, und ſprach nun in der That beſſer über Gemählde,

als jeder Andre am Hofe. Der Prinz ging, ritt, fuhr beinahe immer in ſeiner Geſellſchaft; und Karl ſchwamm in Wonne und Glück. Man würde ihn nach ſechs Monaten nicht wieder gekannt haben: ſo hatte er ſich abgeſchliffen, ſo frei und leicht war ſein Anſtand, ſo natürlich artig alles, was er ſagte.

Sein Bruder Hennig, jetzt ſiebzehn Jahre alt, war ein ſchlanker Jüngling, mit funkelnden Augen, mit Wangen, die vor Gluth ſpringen zu wollen ſchienen, und mit einem edlen Gange. Man ſah es ihm bei dem erſten Blicke an, daß er nie auf dem glatten Parkett eines Hofzimmers geſtanden hatte, und daß er dahin nie paſſen würde. Er war ein wenig wild, und konnte wohl einmal bei einem Erntetanz der Bauern ſchwärmen. Sein Pferd mußte immer in Galopp gehen. Er rauchte Taback, wie ſein Oheim, und trank zuweilen, ihm zu gefallen, auch ein Glas Wein mehr, als er ſollte, ohne das Trinken zu lieben. Seine Kleidung war natürlich und gut; aber die Frauenzimmer fanden immer etwas daran auszuſetzen. Er war ein Waghals, der ſich, beſonders wenn Frauenzimmer ihn ſahen, mitten im

Galopp vom Pferde warf, oder ſonſt eine ge⸗fährliche Poſſe unternahm. In der Regel war er ſehr geduldig, doch, wenn er lange gereitzt wurde, zornig und heftig; mit einem Worte: ein Wildfang.

Emillen, die jetzt ſechzehn Jahre alt war, kennt der Leſer.

Gerade um dieſe Zeit bezog der Graf Es⸗penbruch, ein ſehr reicher Mann, ein Landgut in der Nähe von Moorberg. Er brachte eine Tochter mit: ſein einziges Kind, und ſeine Erbin, ein Mädchen von vierzehn Jahren, deren Schönheit und Reichthum der Ruf ſchon vorher angekündigt hatte. Der alte eigenſin⸗nige Graf, ein Mann voller Formen, übri⸗gens aber ſehr ehrlich, war eine Zeitlang Ge⸗ſandter in Regensburg geweſen, hatte zweien Kaiſer⸗Krönungen mit beigewohnt, und hielt auf die alte Spaniſche Etikette, an die er von Jugend auf gewöhnt war. Er hatte ſeinen Hof, dem er ſo lange diente, deshalb ver⸗laſſen, weil der junge Fürſt ein paarmal Bür⸗gerliche zu Tiſche bat, und ein paar reitzende Mädchen von ſehr angeſehenen bürgerlichen Familien durchaus zu einem Hofballe bitten

laſſen wollte. Der alte Graf war gerade nicht ſtolz, vielmehr gegen jedermann ſehr höflich; aber ſo etwas vertrug ſich doch ſchlechterdings nicht mit der Hofſitte. „Jedes Ding in ſeiner Ordnung!" ſagte er, überwarf ſich mit ſeinem Fürſten, und forderte in aller Unterthänigkeit ſeinen Abſchied. Er erhielt ihn, und die Mädchen kamen doch nicht auf den Hofball; denn die Väter waren ſo klug, ebenfalls zu ſagen: jedes Ding in ſeiner Ordnung! So blieb Alles beim Alten. Der Hofmarſchall ſagte dem Fürſten: Ew. Durchlaucht können doch nichts dabei beabſichtigen, als die beiden hübſchen Mädchen — zu ſehen; und die Hofdamen haben Urſache, es übel zu nehmen, wenn ſie überſehen werden. Da der Fürſt bei ſeinem Vorſatze blieb, ſo machte der ganze Hof in corpore eine unterthänige Vorſtellung dagegen. Er zog die Stirn kraus, wendete ſich ab, murmelte vor ſich: da ſoll man ſich ewig mit der langen Weile ſchleppen! und es blieb dennoch beim Alten, ausgenommen, daß der Graf Espenbruch ſeine Stelle niederlegte, und ein angenehmes Landgut nicht weit von Moorberg bezog.

Sobald die Frau von Halden Erkundigungen über ihren Nachbar eingezogen hatte, fiel ſie auf den Gedanken, daß die kleine reiche Gräfin eine Partie für ihren Karl ſeyn würde. Schon nach einigen Tagen kam der Graf, in Begleitung ſeiner Couſine, die ihm ſeit dem Tode ſeiner Gemahlin die Haushaltung geführt hatte, um dem Kammerherrn ſeinen Beſuch zu machen. Die Frau von Halden, die ſein ceremoniöſes Weſen ſchon kannte, empfing ihn unten an der Treppe, und mit allen Zeichen der Achtung. Der Graf war zufrieden, und ſagte auf dem Rückwege zu ſeiner Couſine: die Leute, der Herr von Halden und ſeine Frau Gemahlin, wiſſen doch zu leben! — Eine angenehme Frau! antwortete das alte Fräulein, das in einer halben Stunde von der Halden hundert Neuigkeiten aus der Gegend erfahren hatte.

Bald fuhr der Graf auch nach Sollingen, um den Major zu beſuchen; und hier kam ihm niemand entgegen. „Wer, in aller Welt, Hannchen,“ ſagte der Major zu ſeiner Frau, und machte das Fenſter wieder zu — „wer kommt denn da? Ein alter Mann mit einem

Orden, über und über mit Gold beſetzt, und eine alte Frau mit einer Schleppe, ſo lang, daß ſie die ganze Treppe von oben bis unten bedecken kann!" Er wußte noch nicht einmal, daß ein Graf in der Gegend wohnte. Auf eine Erinnerung von ſeiner Frau ging er dem Fremden entgegen, aber — welche Fehler! — in ſeinem Ueberrocke und mit der brennenden Pfeiſe im Munde.

Ich bin der Graf Espenbruch aus Ransleben, fing der Alte an. Es iſt meine Schuldigkeit, Ihnen meinen Beſuch abzuſtatten, Herr Oberſtwachtmeiſter; und ich bitte . . . — „Ei, der Teufel!" unterbrach ihn der Major; „haben Sie Ransleben gekauft? Gratulire. Wollen Sie ſichs bequem machen? Kaffee und eine Pfeiſe Tabak, oder ein Glas Wein, Herr Graf? Nun, einen getreuen, ehrlichen Nachbar ſollen Sie an mir haben. Na, willkommen hier im Grünen, Herr Nachbar!" Und damit bot er dem Grafen die Hand. Dieſer ſchüttelte den Kopf; denn der Major rauchte ſeine Pfeiſe ruhig fort, rief dann aus dem Fenſter, daß man den Pferden Futter geben ſollte, und fragte, ob der Graf

ſie ſchon lange hätte. Er hatte ſie erſt vor Kurzem gekauft, und ſagte den Preis. „Ei, der Teufel! Herr Graf, da ſind Sie angeführt!“ So beging der Major, ohne etwas Arges daraus zu haben, einen Verſtoß gegen die gute Lebensart über den andern. Das Fräulein erzählte unterdeſſen der Majorin, was ſie von der Kammerherrin gehört hatte, kam dann auf Bälle und Cour-Tage, und fragte: ſind Sie auch ſchon an einem Hofe geweſen? Die Majorin antwortete lächelnd: nein; ich bin eines Predigers Tochter. — Lieber Gott! erwiederte die Alte ſeufzend; ſehen Sie einmal! eines Predigers Tochter!

Die Majorin hätte beinahe laut aufgelacht. Ihr kleines Hannchen ſaß und putzte ihre Puppe, ohne ſich im mindeſten um die Fremden zu bekümmern. Des Majors Neffe, Hennig, kam auch auf einen Augenblick in das Zimmer; aber die Geſellſchaft gefiel ihm nicht, und er ging wieder ſeines Weges. Bald nachher empfahl ſich der Graf. Er ſagte zu ſeiner Couſine: es mag ein lieber Mann ſeyn, der Herr Major von Halden; aber Lebensart hat er nicht im gering-

ſten. Wer in aller Welt raucht wohl, wenn Fremde zum erſtenmale zu ihm kommen? Er ſollte doch wenigſtens einen Unterſchied machen! — Das kann man nicht von ihm verlangen, erwiederte die Couſine; die Frau Majorin iſt ja nur eines Predigers Tochter, und das kleine Mädchen hat eine Bettlerin zur Mutter. Der junge Menſch, den der hochgeborne Herr Couſin geſehen haben, iſt ein Sohn der Frau Kammerherrin, und von dem Herrn Major adoptirt; aber man ſieht es ihm auch gleich an, daß die Majorin ihn erzogen hat. Ich war doch eine fremde Dame; und küßte er mir wohl die Hand?

Ja, wo ſoll ein Huſar, der aus dem Lager auf ſein Gut geht, Lebensart lernen? Es iſt traurig. Ein ehrlicher Mann ſcheint er zu ſeyn. Nun, wir haben das Unſrige gethan, und werden ja ſehen, was er weiter thut. — Unter dieſen und ähnlichen Geſprächen fuhren ſie wieder nach Hauſe.

Die Frau Kammerherrin von Halden machte nach einigen Tagen ihren Gegenbeſuch mit aller der Pracht, mit der ſie nur konnte. Sie kam mit dem alten Fräulein auf den

Major zu ſprechen; und Beide merkten es einander bald an, daß ſie viel von ihm zu ſagen hatten. Die Frau von Halden erzählte ſehr ſeltſame Dinge von ihrem Schwager; denn es lag ihr ja daran, daß man keinen vortheilhaften Begriff von ihm bekommen ſollte. Endlich zeigte ſich auch die junge ſchöne Gräfin. Die Frau von Halden bewarb ſich augenſcheinlich um ihre Gunſt, liebkoſ'te ihr mit aller der Freundlichkeit, deren ſie fähig war, und ſtellte ſie dann ihrem Manne als das liebenswürdigſte Kind vor, das ſie jemals geſehen hätte. Beim Abſchiednehmen bat ſie die kleine Gräfin um ihre Freundſchaft für Emilien. Die alte Couſine verſprach, recht oft nach Moorberg zu kommen und die kleine Louiſe mitzubringen.

Der jungen Gräfin hatte die Frau von Halden eben nicht ſonderlich gefallen, aber deſto mehr auch heute der alten Couſine, der ſie auf die unverſchämteſte Art ſchmeichelte, und dem alten Grafen, gegen den ſie ſo höflich, oder vielmehr kriechend, geweſen war. Auf dem Rückwege ſann ſie mit freundlicher Miene und öfterem Kopfnicken über ihre

Plane nach; und ſchon ſah ſie ihren Karl als den Beſitzer der Gräfin und ihres großen Vermögens. Sie kam fröhlich zu Hauſe, und packte ſogleich vielerlei Dinge ein, von denen ſie mit der alten Couſine geſprochen hatte, und welche dieſe Theils ſehen, Theils gern haben wollte.

Dem Major fiel es nicht lange nachher auf einem Spazierritte mit Seibold ein, dem Grafen ſeinen Gegenbeſuch zu machen. Beide ſprengten nun nach Ransleben, und kamen Vormittags um neun Uhr dort an. Sie mußten eine Viertelſtunde allein bleiben, weil der Graf noch nicht gekleidet war. Endlich kam er im vollen Anzuge, und wunderte ſich nicht wenig, daß er den Major in ſeinem Ueberrocke vor ſich ſah. Er fragte bald, wer Seibold wäre. „Es iſt mein Freund," ſagte der Major, „und meines Neffen Lehrer. Wir ritten ein wenig, der Morgenluft zu genießen; da fiel es mir ein, daß ich Sie beſuchen wollte, und es ging den Augenblick fort über Stock und Stein." Der Graf fand das wieder ein wenig allzu gerade aus; indeß behandelte er ſie Beide mit anſtändiger Höf-

lichkeit. Als ſie fort waren, ſagte er: wie ich ſchon neulich bemerkt habe, es iſt ein lieber ehrlicher Mann, der Herr Major, und ſein Hofmeiſter ein gelehrter Mann, wie es ſcheint; aber von der Lebensart verſtehen ſie Beide nicht das A B C.

Nun brach das Fräulein mit den Nachrichten los, die ihr die Frau Kammerherrin von dem Major mitgetheilt hatte, und die auf ihrer giftigen Zunge noch übler wurden. Der Graf erſtaunte. Hm! ſagte er; ſeine eigne Schwägerin ſpricht ſo von ihm? da muß er es doch arg machen! Der Graf war nun entſchloſſen, nicht wieder nach Sollingen zu fahren, ſo ſehr ihm auch Seibolds Kenntniſſe gefallen hatten.

Dagegen wurden die Beſuche zwiſchen den Familien in Moorberg und Ransleben deſto häufiger, und die Freundſchaft der Frau von Halden mit dem Fräulein Couſine alle Tage inniger. Jene machte mit zärtlichen Händedrücken ſchon Anſpielungen auf ihren Plan. Wollte Gott, ſagte ſie, daß wir ſo verwandt wären, wie ich es mit dem Major bin; wie glücklich würde ich ſeyn! — Nun glaubte ſie

ihren Karl ſo bald als möglich in Ransleben einführen zu müſſen, und bat den Grafen um Erlaubniß, ihn vorſtellen zu dürfen. Sie ſchrieb Karln ihren Plan; und er war auf den Flügeln der Ehrſucht da. Er fuhr mit ſeinem Vater zu dem Grafen hinüber, und erhielt bei dem kurzen Beſuche ſogleich deſſen ganzen Beifall. Seine künftige Braut bekam er nicht zu ſehen, und eben ſo wenig das alte Fräulein, das ſeine Gönnerin werden ſollte; allein ſeine Mutter gab eine Fete, zu der vor allen Andren die Ransleber eingeladen wurden. Die Frau Kammerherrin war entzückt über das Betragen ihres Sohnes, und ermahnte Emilien unaufhörlich, deſſen Anweſenheit zu nützen, und ſich nach ihm zu bilden. Karl machte ſich geltend, und ſprach ſogar davon, daß er Emilien leicht als Hofdame bei der Gemahlin ſeines Beſchützers, des Prinzen, oder bei der Fürſtin anbringen könnte. Aber dein Kopfhängen mußt du laſſen, Emilie, ſagte er; das riecht nach dem Lande, und man würde dich damit lächerlich machen. Emilie ſah ihn verachtend an, und erklärte ſehr beſtimmt, daß Sie nie an einem Hofe leben würde.

Das kommt noch von dem verdammten Jahre her, ſagte die Mutter, da ſie bei dem Major geweſen iſt! — Ja wohl, davon kommt es! dachte Emilie mit einem Seufzer. Sie blieb unerſchütterlich bei ihrem Vorſatze; denn die Einſamkeit machte ſie glücklicher, als der Hofglanz ihren Bruder.

Das Gerücht von des Kammerjunkers Ankunft und von ſeiner Liebenswürdigkeit war auch bis nach Sollingen gedrungen. „Der Junge ſollte zwar eigentlich zu mir kommen," ſagte der Major; „aber er iſt meines Bruders Sohn. Wir müſſen einmal wieder hinüber, und ich werde mich freuen, wenn etwas aus ihm zu werden ſcheint. Du mußt auch mit, lieber Hennig. Aber zieh deine beſte Jacke an, mein Sohn. Karl ſoll ſehen, daß wir auch Schneider haben. Und Sie müſſen auch mit, lieber Seibold. Das Mädchen, die Emilie, fragt ſich bald die Zunge nach Ihnen ab, wenn ich hinkomme und Sie nicht mitbringe. Kurz und gut, Sie müſſen! mir zu gefallen, wenn Sie auch keine Luſt haben. Sie glauben nicht, wie lieb Emilie Sie hat! Wir wollen einmal eine prächtig Reiterei

machen. Morgen früh um ſechs Uhr ſitzt die Eskadron auf. Schlag ſechs Uhr! und die Staatsuniformen! Ich werde erſt Muſterung halten."

Am folgenden Morgen um ſechs Uhr ſaßen der Major, ſein Neffe, Seibold, der alte Hennig, und noch zwei Reitknechte zu Pferde, alle mit prächtigen Schabracken, die von Golde ſtarrten. Hennig in einem rothen Reitkollet mit goldenen Epauletts, zog die Blicke ſeines Oheims auf ſich. „Der Junge," fliſterte er Seibolden lächelnd zu, „ſieht doch aus wie der Engel Michael. Sehen Sie nur die Figur, und das Geſicht! Na, wenn der ſein Hannchen einmal findet, dem wird es nicht ſo viele Angſt koſten, wie mir und dem alten Hennig."

Als ſie auf den Hof von Moorberg ſprengten, ſtieß die gnädige Frau vor Angſt einen derben Fluch aus: denn heute ſollte die Fete ſeyn, zu der ſie den Grafen Espenbruch eingeladen hatte; und nun führte das Unglück gerade den Major und ihren Sohn her. Ach! ſetzte ſie hinzu, und ſchlug die Hände zuſammen: und wie ein Prinz gekleidet!

Die Sollinger traten herein. Emilie ſtürz-

te außer Athem in das Zimmer und gerade auf Seibolden zu. Sie wäre ohne Zweifel in ſeine Arme geſunken, ohne an ihre Mutter zu denken, wenn nicht der Major ſie aufgefangen hätte. Dieſer zog ſie an ſeine Bruſt, und liebkoſ'te ihr; aber ſie hatte die naſſen Augen beſtändig auf Seibold geheftet, der vor Verwirrung nicht wußte, wohin er blicken ſollte. Emilie erholte ſich in des Majors Armen ein wenig, ſo daß ſie nur mit einem zärtlich beſtrafenden Blicke vor Seibold hintrat, und ihn leiſe fragte: haben Sie Emilien denn ganz vergeſſen?

Vor aller Angſt, wie ſie dieſer unangenehmen Gäſte wieder los werden ſollte, bemerkte die Mutter nicht, daß Emilie Seibolden ſehr vertraulich die Hand bot. Dieſen Mittag, ſagte ſie zu dem Major, iſt eine große Geſellſchaft bei uns, und zwar, wie ich wohl hinzuſetzen kann, zum Theil von Leuten, die ihnen nicht angenehm ſind. Sie nannte einige Perſonen, die der Major wirklich nicht leiden konnte; und er rief zum Fenſter hinaus: „Hennig, es ſoll nicht abgeſattelt werden!"

Jetzt kam auch der Kammerjunker. Er be-

trug ſich ſehr artig, und beſcheidener, als ſonſt gewöhnlich. Der Major war mit ihm zufrieden, und ſagte das der Mutter. Nun blähete dieſe ſich auf, und erzählte von der Gnade des Prinzen, von dem Beifalle, den ihr Karl am ganzen Hofe hätte, u. ſo weiter. Endlich wollte ſie ihren älteſten mit Hennig vergleichen; aber da kam ſie übel an. „Nichts, nichts!" rief der Major halb zornig; „da iſt nichts zu vergleichen! Der Karl iſt, wie Seibold ſagt, ein Baum, den man en eventail geſchnitten hat, der ſeinen Schatten nur auf ein Fenſter wirft, das Geſichtchen einer Dame zu ſchützen, und um ſich her ſengen und brennen läßt, wie die Sonne will. Hennig aber iſt eine hohe Buche, die weit umher ihre ſchattigen Zweige verbreitet, unter die ſich jeder müde Wanderer legen kann, und die Niemanden ihren Schatten abſchlägt. Er wäre im Stande, wie Simſon, ein Stadtthor wegzutragen, damit er Platz hätte, hineinzugehen. Karl aber? der iſt ſo geſchmeidig, daß er durch ein Mäuſeloch kriechen könnte. Sie haben den Karl nun einmal an einen Hof bringen wollen, und es iſt mir ſchon recht,

daß er nicht ewig um mich her von Prinzeſſinnen und dergleichen ſchwatzt; aber mein Hennig, nehmen Sie mir das nicht übel, iſt ein Simſon gegen ihn. Sehen Sie, das iſt alſo nichts mit Ihrem Vergleiche."

Aber bringen Sie einmal Hennigen an einen Hof; Sie werden ſehen, ob er da fortkommt.

„Das ſoll er auch nicht; dazu iſt er nicht erzogen. Aber bringen Sie einmal Beide, wie den Robinſon, auf eine wüſte Inſel, oder unter Wilde, oder unter die Menſchen, in Gefahr, in Noth und Elend, wo es darauf ankommt, Muth zu haben, zu helfen, zu arbeiten, etwas zu entbehren, ſein Leben einmal in die Schanze zu ſchlagen: da ſollen Sie ſehen, ob nicht Karl ſtockſteif da ſteht, wenn Hennig Arme und Beine, Kopf und Herz ſo geſchwind bewegt, wie ein Ohrwurm. Nein, noch einmal, das iſt nichts!"

Die gnädige Frau hätte ihm gern ſeine Antwort zurückgegeben: dazu iſt Karl auch nicht erzogen! Aber ſie ſchwieg, damit der Major dieſesmal in Güte, und je eher je lieber, wieder nach Hauſe reiten möchte. Emilie

hörte zu ihrer Verwunderung, daß der Onkel ſchon vor Tiſche wieder weg wollte, und bat ihn, zu bleiben. Mein Gott, Emilie, ſagte die Mutter; du weißt ja, daß der Herr Bruder in der Geſellſchaft der Leute, die wir zu Tiſche haben, allemal ungeduldig wird. Warum ſollen wir ihm nicht einen Aerger erſparen? Du kannſt ja den Onkel eine halbe Stunde weit begleiten.

Das ſchlug an. Die Mutter hatte verlangt, daß Emilie heute ihr Reitkleid anziehen ſollte, weil dieſer Anzug ihr am vortheilhafteſten ſtand. Emilie weigerte ſich, da es in ihren Augen unnatürlich und lächerlich war, ohne zu reiten, ein Reitkleid zu tragen. Jetzt aber ſetzte die Mutter ihren Willen ohne Schwierigkeit durch, und ſie freuete ſich ſchon darauf, daß die Geſellſchaft ihre Tochter, die vortrefflich zu Pferde ſaß, würde zurückkommen ſehen. Das Reitkleid wurde hervor gelangt, und die Mutter hielt nun den Major bis gegen Mittag auf, damit Emilie nicht zu früh wiederkommen könnte. Um zwölf Uhr ſaß die ganze Geſellſchaft aus Sollingen mit Emilien zu Pferde. Eben rief auch ein Bedien-

ter: der Herr Graf von Espenbruch kommt den Berg herauf! Schnell flog der Kammerjunker hinunter über den Hof, um den ceremoniöſen Grafen ſchon am Thore zu empfangen. So eben ſprengten die Reiter über die Zugbrücke, als der Wagen des Grafen auf dieſe einbog; und nun entſtand eine kleine Unordnung. Der Kutſcher wollte die erſten Pferde zurückziehen; es ging aber nicht, da ſie ſich hoben. Das alte Fräulein im Wagen ſchrie; der Major donnerte mit ſeiner kräftigen Stimme dazwiſchen, und warf ſein Pferd herum. Emilie hielt bei Seibolden nahe am Rande der Brücke, die eine nur drei Fuß hohe Bruſtwehr hatte, und gab mehr auf ihren Nachbar, als auf ihr Pferd, Acht. Sie kam durch das raſche Umwenden des Oheims ins Gedränge. Der Goldfuchs wurde ſcheu, und hob ſich. Seibold griff in den Zügel, und zwar aus Angſt zu ſtark; nun machte der Goldfuchs einen wilden Satz, und ſeine ſchöne Reiterin ſtürzte über die Bruſtwehr in den Schloßgraben hinunter.

Jetzt erhob ſich ein furchtbares allgemeines Geſchrei. Seibold ſprang todtenbleich vom

Pferde, und ſtürzte ſich mit dem Ausruf: heiliger Gott! von der andren Seite der Brücke, über die Bruſtwehr weg, ins Waſſer. Der Major hing beinahe leblos auf dem Pferde. Der Bruder Hennig war in einem Augenblicke auf den Füßen, riß eine Latte von der Mauer, lief an das Ufer des Grabens, und watete bis an die Schultern hinein. Seibold hatte Emilien ſchon gefaßt und ſchwamm mit ihr dem Ufer zu. Hier ergriff er die Stange, die Hennig ihm zureichte. Beide hielten nun Emilien über das Waſſer, und trugen ſie an das Ufer. Emilie war ſchon gerettet, als die Knechte vom Hofe erſt mit Seilen und Stangen kamen. Sie hatte in nicht geringer Gefahr geſchwebt; denn nicht weit von der Brücke war die Mühle, und das Waſſer hatte deshalb ein ſtarkes Gefälle.

Jetzt nahm Seibold Emilien auf den Arm, und rief: Hans! einen Arzt! Sogleich ſprengte ein Reitknecht nach der nächſten Stadt, und beinahe eben ſo ſchnell flog Seibold mit ſeiner ſüßen Laſt über den Hof. Hennig eilte ihm nach, und alle Leute mit den Pferden am Zügel kehrten wieder um.

Der Major wurde von ſeinem alten Huſaren geführt. Dann folgte der Graf; vor ihm lief weinend ſeine Tochter, und fragte jeden: ach Gott! ſie iſt doch nicht todt? Zuletzt kam der Wagen mit dem alten Fräulein, das aus Leibeskräften ſchrie: ich falle in Ohnmacht! ich falle in Ohnmacht!

Der Kammerjunker, der bei Emiliens Unglücke ſchon auf der Brücke geſtanden hatte, erholte ſich von ſeinem Schrecken, ſo bald er ſie gerettet ſah. Er ging nun ſogleich zu dem Grafen, und machte ihm eine tiefe Verbeugung; aber der Graf ſah es nicht. Er lief zu der kleinen Gräſin, die ſich durch die Pferde vordrängen wollte, und machte auch ihr eine Verbeugung, mit einem artigen Kompliment; aber ſie ſtarrte ihn an, fragte, noch immer bleich vor Schrecken: iſt ſie todt? und lief ängſtlich bei ihm weg nach dem Hauſe. Der Graf wurde alſo nicht empfangen, und nahm es diesmal nicht übel. Karl hob nun die alte Couſine aus dem Wagen, die ſich ſehr darüber beklagte, daß man ihr einen ſolchen Schrecken verurſacht hätte, und die dazwiſchen noch immer ſchrie: ach, ich falle in Ohnmacht!

Seibold trug Emilien in ihr Zimmer. Hier rief er der Bonne zu: geſchwind Kleider, und ins Bett! Die Mutter fing an Emiliens Kleid aufzuknöpfen; Seibold aber riß es mit Einem Griffe von oben bis unten auf. Er ging nur auf Bitten der Bonne in das Nebenzimmer, bis Emilie entkleidet war und im Bette lag. Jetzt fuhr ſchon ein Wagen nach dem andern vor; die Frau von Halden mußte alſo ihre Gäſte empfangen und ihre Tochter den Händen ihrer Bonne und der Sollinger Fremden überlaſſen. Seibold ſtand todtenbleich und ängſtlich in ſeinen triefenden Kleidern am Bette; Hennig neben ihm. Der Major lag in einem Seſſel, rührte die Lippen, und hielt die Hände gefalten, als ob er betete. Die kleine Gräfin hatte ſich zwiſchen Hennig und Seibold an das Bett gedrängt, und ſchluchzte; das Waſſer lief von Beiden immer über ſie hin, ohne daß ſie es merkte. Als Seibold Emilien einige Löffel voll Thee eingeflößt hatte, ſchlug ſie die Augen wieder auf, und fragte mit ſchwacher Stimme: wo bin ich? Seibold ſank dem Bett auf die Kniee, und rief triam-

phirend: Emilie, liebſte, theuerſte Emilie! O, Gott ſey Dank, ſie lebt! — Emilie reichte ihm matt die Hand, die er küßte und mit heißen Thränen benetzte. Der Major ſah Emiliens Augen offen, ſprang auf, rief: Gott ſey Dank! und umarmte alles im Zimmer: Seibolden, ſeinen Neffen, die kleine Gräfin und die Kammerjungfer. Ach, Gott! ſie lebt! rief die kleine Gräfin laut vor Freude. Meine Schweſter lebt! rief Hennig. Und nun ſtürzten alle drei, der Major, die Gräfin und Hennig, in das Beſuchzimmer, und riefen: ſie lebt! ſie hat die Augen geöffnet!

Gott Lob! ſagte der Kammerjunker. Gott Lob! rief Hennig nach, und ſchloß ihn an ſeine triefende Bruſt. Sie lebt, Mutter! rief er dann, und umarmte auch die Mutter, wie begeiſtert. Wer ihn fragte: lebt ſie? dem antwortete er mit einer Umarmung: ja, ſie lebt! und jeder trocknete ſich murrend die Kleider. Das alte Fräulein lief aus einem Winkel in den andern, um nur ja weit genug von dem tollen Menſchen zu ſeyn. Der Major war unterdeſſen in ein Fenſter getreten, und weinte ſtille Thränen der Freude.

Endlich wurde alles im Beſuchzimmer ru⸗hig; aber die Frau von Halden trat feuer⸗roth im Geſichte herein. Sie war, ſobald ſie ihre Gäſte bewillkommt hatte, wieder zu Emi⸗lien gegangen und hatte da eine Scene geſe⸗hen, durch die ſie ganz aus ihrer Faſſung kam. Seibold kniete an dem Bette ihrer Tochter; Emilie ruhete mit dem Geſicht auf ſeiner Schulter, und er drückte ihre Hand an ſeinen Mund. Die Frau von Halden ärgerte ſich über dieſe Stellung, und wollte doch nichts ſagen, weil Seibold ihrer Tochter ſo eben den größten Dienſt geleiſtet hatte. Sie hob freund⸗lich an: ich bin Ihnen vielen Dank ſchuldig, Herr Seibold, daß Sie meine Emilie geret⸗tet haben.

Sie? fragte Emilie zitternd; Sie haben mich gerettet? . . . O Seibold, fuhr ſie dann mit feſterer Stimme fort, und ſchlang auf einmal mit glühender Leidenſchaft den Arm um ſeinen Hals: mußten ſie erſt mein Leben retten, um zu erfahren, daß mein ganzes Herz Ihnen gehört? Die Mutter faßte zwar den Sinn dieſer Worte nicht ganz; aber ſie merkte ihn doch ungefähr an Emiliens Blicken und

Tone. Gewiß würde ſie jetzt gleich aufgefah-ren ſeyn, wenn ſie nicht befürchtet hätte, daß es Emilien ſchaden möchte. Sie bat Seibol-den, ihrer Tochter einen Augenblick Ruhe zu gönnen, und zwar ſo artig, daß er es nicht abſchlagen konnte. Er verließ nun das Zim-mer, um ſich anders anzukleiden.

Während dieſer Scene am Krankenbette wurde im Beſuchzimmer nur von der Begeben-heit geſprochen, und man hatte ſie wenigſtens ſchon dreißigmal erzählt, ohne nur ein einzi-gesmal nach Emiliens Retter zu fragen. End-lich kam Seibold in einem Ueberrocke des Kammerherrn. Der Major trat nun auf ihn zu, drückte ihn ſchweigend an ſeine Bruſt, und ſagte dann: „Seibold, ich weiß noch immer nicht, wie das Mädchen da hinunter flog und von den Wellen verſchlungen wurde. Tauſende habe ich durch Kartätſchen um mich her fallen ſehen, und den Kopf nicht verlo-ren; aber als das Mädchen ſank, da war es, als wäre mir jedes Glied am Leibe gelähmt. Und Sie, lieber Seibold, Sie! Ich frage, wo nahmen Sie die Kälte her, Sich auf der andern Seite ſogleich nachzuſtürzen? ... Das

that er, Bruder, das that er! Er war vom Pferde, und ſprang hinunter in den Graben, als läge ſeine Seligkeit darin. Ach Gott! wenn er es nicht gethan hätte, ſo wäre meine Emilie jetzt von der Mühle gerädert. Sieh, Bruder, das Alles war Ein Augenblick. Milchen flog hinunter, Seibold hinter her, und keine halbe Minute, ſo ſtand auch ſchon der brave Hennig — komm her, mein Sohn, an meine Bruſt! — ja, da ſtand er bis an den Hals im Waſſer, mit einer Stange in der Hand. Sag mir nur, wo hatteſt du den Augenblick die Stange her, Hennig?"

Ja, unterbrach ihn das alte Fräulein; wie der Herr Major ſagen. Und da mein kleiner Brauſewind (ſie zeigte auf die junge Gräfin) war in eben dem Augenblicke zum Wagen hinaus, und an den Graben hinunter. Ich zitterte vor Angſt, daß ſie nachſpringen möchte.

Ach, ſagte die kleine Gräfin, ich wäre nicht im Stande geweſen, im Wagen zu bleiben, und wenn ich hätte mit ertrinken müſſen. Ich mußte heraus.

„Mußteſt du das, mein edles Mädchen?"

ſagte der Major, und drückte die Kleine an ſein Herz. „Dafür gebe Gott dir auch einmal einen Helfer in der Noth!“

Der Graf war ſehr gerührt, ob er es gleich für ein wenig ungezogen hielt, daß der Major ſeine Tochter Du nannte. Er wollte ſie umarmen, und fühlte die Näſſe ihrer Kleider. Aber Louiſe, ſagte er, haſt du denn auch im Waſſer gelegen? Du biſt ja von oben bis unten naß. Man umringte die Gräfin, und faßte ihr Kleid an. Auch der Kammerjunker legte ſeine Hand auf ihre Schulter, und ſagte lächelnd: Sie ſind ganz naß, meine theure Gräfin. — Sie hat Emilien mit auf das Bett tragen helfen, ſagte Hennig. — „Und ſie ſtand ja zwiſchen euch Dachrinnen am Bette!“ ſagte der Major.

Ich bedaure Sie, meine Gnädige, ſagte Karl. Sie ſollen ſogleich Kleidung von Emilien bekommen. Aber Sie hätten das nicht thun ſollen! Sie können ſich erkälten! Ich nehme den innigſten Antheil an Ihrer Geſundheit.

„Aber hüte dich, mein edles Kind,“ fie der Major ein, „daß du nicht einmal ins

Waſſer fällſt; denn an ſeinen goldenen Treſſen und dem ſeidenen Futter unter ſeinem Rocke nimmt er noch größeren Antheil, als an dem Leben eines Menſchen. Jetzt fällt es mir erſt ein! Mich hatte der Schrecken gelähmt; dein Bruder lief hinunter in den Graben; ein Fremder ſtürzte ſich von der Brücke, um deine Schweſter zu retten; und während deſſen ſprangeſt du von einem Stein' auf den andern, damit die Pferde dir die Strümpfe nicht beſpritzen ſollten. Pfui Teufel!" — Lieber Onkel, ſagte der Kammerjunker erröthend, ich war vor Schrecken gelähmt, wie Sie.

Der Major wollte ihn nicht noch ſtärker beſchämen; er zog nur die Augenbraunen zuſammen, und brummte: „nun wenn das iſt, ſo mag es ſeyn."

Die Gräfin mußte ſich jetzt umkleiden, und als ſie wiederkam, ging man zu Tiſche. Bei dem erſten Schritte in das Eßzimmer ſagte der Major: „Na, heute ſoll mir der Achtundvierziger ſchmecken! Es iſt Emiliens zweiter Geburtstag, oder Tauftag."

Der Kammerjunker hatte die Hand der

Gräfin gefaßt, und führte ſie hinauf. — „Halt!" rief der Major, und nahm ſie ihm ab; „Emiliens Pathen, Retter und Helfer müſſen zuſammen, obenan, ſitzen." Die ganze Geſellſchaft ſtimmte mit ein, und ſo gingen alle Winke der Frau von Halden verloren. Obenan ſaß die Gräfin; auf beiden Seiten Hennig und Seibold. „Die Naſſen gehören neben einander, Vetter Kammerjunker!" rief der Major Karln zu; „und die Lahmen auch: ich alter Mann, und du junger Menſch! Komm her, ſetze dich zu mir! Vater und Mutter müſſen da oben hin zu den Rettern ihres Kindes." Die Frau von Halden wurde grün und gelb; allein es half nichts: ſie mußte neben Seibold, und der Kammerherr neben ſeinem Sohne Hennig ſitzen. „Ich Sünder," fuhr der Major fort, „der ich nichts konnte, als beten, ich will die unterſte Stelle einnehmen, den drei Edelgeſteinen dort gegenüber." Kaum ſaß er, ſo füllte er ſein Glas, und rief: „Emiliens Gevattern ſollen leben! hoch!" Die ganze Geſellſchaft ſtimmte ein, und alles wurde heiter durch des Majors Fröhlichkeit; nur Seibold, die gnädige

Frau Kammerherrin, und Karl waren ſtill und verlegen.

Hennig wurde bei ſeiner ſchönen Nachbarin deſto luſtiger und geſprächiger. Sie nannte ihn: Gevatter; er ſie: Gevatterin. Rings um den Tiſch flogen lachende Geſundheiten; alle Augenblicke hörte man bei dem lauten Klingen der Gläſer rufen: Emilie! und dann wieder: die drei naſſen Pathen!

Mitten unter dieſem fröhlichen Getöſe öffnete ſich die Thür des Saales, und Emilie, in einem weißen Kleide, mit blaſſen Wangen, und das blonde Haar ſchlicht um die Stirn her hangend, trat langſam herein. „Emilie!" rief die kleine Gräſin; und alle Geſichter wendeten ſich um. Der Major ſprang auf, und wollte ſein Milchen in die Arme nehmen; aber ſie ſagte: lieber Onkel, mein erſtes Wort gehört dem Retter meines Lebens.

„Ja, Milchen, da haſt du Recht!" erwiederte der Major, und nickte mit dem Kopfe. Er führte ſie langſam um den Tiſch, zu Seibolden. Dieſer ſtand erröthend da, und Emilie trat mit Thränen in den Augen vor ihn hin. Sie wollte verſchiedene male anfan-

gen zu ſprechen, und vermochte es nicht. Alles wurde todtenſtill im Saale; alle Blicke hingen gerührt auf den beiden Stehenden.

Endlich ſagte Emilie ſanft: „Sie haben mir das Leben gerettet, lieber Seibold." — Mit dieſen Worten zog ſie einen einfachen Goldring von ihrem Finger. — „Nehmen Sie dieſen Ring von mir zum Unterpfande meiner Dankbarkeit, und" — ſie ſchlang den Arm um ſeine Schultern, und drückte ihre Lippen auf ſeinen Mund — „dieſen Kuß zum Unterpfande meiner Liebe." — Seibold wollte ſie unterbrechen. — „Laſſen Sie mich ausreden; ich muß noch einige Worte ſagen. Sie lieben mich ſchon längſt. Bisher zweifelte ich daran; aber heute haben Sie es mir bewieſen. Und ich? ich liebe Sie ſchon, ſeitdem ich mich meiner Gefühle zu erinnern weiß."

Der Major nickte noch immer mit dem Kopfe; die Mutter hörte mit geſpannter Miene zu, und war ſehr ängſtlich. Emilie fuhr fort: „Wir ſchwiegen Beide; erſt ſollten alle Rechte, die Eltern und Verwandten über mich hatten, an Sie fallen. Das

iſt heute geſchehen. Ohne Sie wäre ich nicht mehr; nun gehöre ich Ihnen, Ihnen allein, und ewig. Ich bitte Sie, nehmen Sie mein Herz, meine Hand an, und geben Sie mir auch Ihren Nahmen; dann bin ich, wie ich wünſche, alles nur durch Sie.

Man kann leicht denken, wie ſehr die Geſichter rings um den Tiſch her ſich veränderten. Der Major hörte jetzt auf mit dem Kopfe zu nicken „Das kann eine fatale Geſchichte werden!" ſagte er, und ſchlich ſich wieder auf ſeine Stelle.

Die Mutter ſprang auf, und flog auf ihre Tochter zu. „Liebe Mutter," ſagte Emilie ſanft, aber ſehr feſt und eindringlich; „beruhigen Sie Sich noch einen Augenblick, damit Sie erſt hören, was ich eigentlich will." — Sie wendete ſich wieder an Seibold: „Ich weiß wohl, daß Sie fähig ſind, Ihre Wanderſchaft aufs neue anzutreten. Aber Sie ſagten: mit Ihrem Schatten. Ganz richtig! Hören Sie nun auch, wozu ich fähig, wozu ich feſt entſchloſſen bin! Verlaſſen Sie Sollingen, ſo verlaſſe ich Moorberg, und folge Ihnen, als Ihr Schatten. Nichts ſoll mich davon abhalten; ich ſage . . .

Mein Kind, rief die Mutter erhitzt; wir müſſen dich einſperren. Geh jetzt den Augenblick auf dein Zimmer! — Mit dieſen Worten faßte ſie die Hand ihrer Tochter.

„Mein theurer Onkel, rief Emilie laut; erbarmen Sie Sich Ihres Kindes! Ich verlange weiter nichts, als ausreden zu dürfen.“

Der Major ſprang finſter auf, und flog zu Emilien hin. — Ich hoffe doch, Herr Bruder, ſagte die Schwägerin ſpitz, Sie werden ein Kind nicht gegen ſeine Mutter aufhetzen wollen? . . . Fort, den Augenblick, auf dein Zimmer! den Augenblick!

Dem Major ſtanden große Schweißtropfen auf der Stirn. Er ſah Emilien eben ſo finſter an, wie die Mutter. „Weiß es der allwiſſende Gott, was hier Recht iſt! Seibold, ſagen Sie, was thu' ich hier?“ Seibold war todtenbleich, und ſchwieg. Die Mutter zog Emilien an die Thür. Emilie riß ſich los; der Kammerjunker ſprang auf, und gegen ſie zu. „Bleibe Er ſitzen, Hans Haſenfuß!“ rief der Major. „Vor zwei Stunde hätte Er ſpringen ſollen, als ſie im Waſſer lag! Wenn da Hennig ſchweigt, ſo . . .'

Die Ehre unſres Hauſes, — ſagte der Kammerjunker —

„ — lag heute im Waſſer, und da hatteſt du Maulaffen feil. Da ſetz dich! Auf dem Trocknen ſollſt du nicht groß thun! Bruder Toffel, ſprich doch! du biſt ja Vater!“ Endlich ſiegte bei dem Major die Liebe zu Emilien, die noch immer bleich mit ihrer Mutter kämpfte, und nur um die Erlaubniß bat, drei Worte reden zu dürfen.

Er riß ſich die Uniform auf, und rief: „liebſte Frau Schweſter! Herr Gott, das Kind kann ja den Tod davon haben! Da ſitzen ſie Alle, als wenn ſie feſt genagelt wären auf den Stühlen, und ich muß mich hier allein herumtummeln.“ Seine Angſt und ſeine Unentſchloſſenheit wurden ſchnell ſo groß, daß er den Säbel zog, und mit Thränen in den Augen, halb wüthend, ausrief: „großer Gott, ich könnte ein Unglück anrichten!“ Nun ſprangen alle Damen kreiſchend auf. Plötzlich ließ die Mutter Emilien fahren, ſchlug die Hände zuſammen, und rief in einem wirklich Mitleid erregenden Tone; barmherziger Gott! ich unglückliche Mutter! Emi-

W. Jury del. et sc.

ſie hörte dieſen jammernden Ausruf, und die Natur behauptete ihre Rechte. Sie ſank auf die Kniee, und rief mit wilden Blicken, mit ängſtlicher Stimme: ach, liebe Mutter, vergeben Sie mir! Ich gehe ja ſchon! — Mit dieſen Worten flog ſie wie ein geſcheuchtes Reh zum Saale hinaus.

Die Scene war über alle Vorſtellung erſchütternd und zerſtörend. Hennig hatte den Kopf auf den Tiſch gelegt, und ſchluchzte; der Vater ſaß todtenbleich da; die Gräfin zitterte wie ein Espenblatt; der Graf goß eine ganze Flaſche Wein in ſein Glas, und das Tiſchtuch ſchwamm, ohne daß er es merkte; der Major zog ſeine Augenbraunen mit unbeſchreiblicher Schnelligkeit auf und nieder; die Mutter ſchluchzte laut vor Zorn und Scham; Seibold ſtand wie eine Bildſäule.

Der Kammerjunker ſchlich ſich hinter dem Major weg zu Seibolden hin, und ſagte, vor Zorn wüthend, doch halb leiſe: mach Er, Patron, daß Er die Thür findet! Der Major hörte das. „Wen nennſt du Er, Burſche? wen Patron? Den Mann da, der deiner Schweſter das Leben gerettet hat? Gro-

ßer Gott! ohne dieſen Mann wäre hier jetzt ein Haus des Trauerns, ein Sterbehaus. Zwar viel beſſer iſt es auch jetzt nicht. Kommen Sie, Seibold! Hennig, es ſoll geſattelt werden! Kommen Sie, lieber Seibold! Wenn es meine Tochter wäre; bei dem lebendigen Gott! noch heute gäb' es Hochzeit. Wer ſich zu einem Mädchen ins Waſſer legt, ein Haarbreit von den Mühlrädern und dem Tode, der ſollte wohl auch das Recht haben, ſich zu ihr ins Bett zu legen. Und daß Milchen ſich in der Geſchwindigkeit in Sie verliebt hat, das begreif' ich. Es iſt mir ja eben ſo gegangen mit der Retterin meines Lebens, mit Hannchen."

Wenn es Ihre Tochter wäre, ſagte die Frau von Halden, ſo könnten Sie es halten, wie Sie wollten; ich aber will die Schande nicht auf meine Familie laden.

„Schande? Alle Teufel! Schande?" Er ſprang an das Fenſter, und rief mit lauter Stimme: „die Pferde!" Auf einmal kam der ganze Hof in Bewegung. Ein Gaſt ſchlich ſich nach dem andern fort, und eilte, je eher je lieber in den Wagen zu kommen. Der

Major führte Seibolden, der faſt ohne Bewußtſeyn war, ſanft und tröſtend die Treppe hinunter, und half ihm auf das Pferd. Alles ritt, oder fuhr ab. Die kleine Gräfin ſagte auf der Brücke: hier war es! Ich hätte ihm Emilien gegeben. — Es iſt ein intrikater Fall! ſagte der Graf; das Fräulein: nein, die Mutter hat Recht; ſonſt würden ja, wenn man einmal das Unglück hätte, ins Waſſer zu fallen, gleich alle Bürgerlichen nachſpringen.

Mancher Leſer wird mich hier der Uebertreibung beſchuldigen, und es unnatürlich finden, daß ein junges furchtſames Mädchen einen ſo dreiſten Schritt wagt; aber dennoch war dieſer Schritt ſehr natürlich.

Als Hennig die Pferde beſorgt hatte, ging er endlich auch zu Fräulein Milchen auf ihr Zimmer, und fand ſie da ſchon wieder angekleidet in einem Seſſel. Er äußerte ſeine Freude, daß er ſie ſo wohl ſah, ſetzte ſich zu ihr, und blieb mit ihr allein. — Nun es ſo abgegangen iſt, ſagte er lächelnd, möchte ich kein Rittergut für das Springen und Nachſpringen nehmen. Ich habe es lange gemerkt zwiſchen Ihnen und Seibold, und

heute hat es ja jeder ſehen können. Nun kann die Mama nichts weiter dagegen haben, daß Milchen und Seibold ein Paar werden. Der Major und ich würden noch einmal wieder jung, wenn es bald geſchähe. Aber, Milchen, nun müſſen Sie auch machen!

Emilie erſtaunte, den alten Hennig von ihrem Geheimniſſe, wie von etwas ganz Bekanntem, ſprechen zu hören. Mein Gott! ſagte ſie; weiß denn der Onkel, daß ich . . . daß . . .? — Sie konnte kein Wort finden, und erröthete.

Ei, was wollt' er nicht! Wir haben ja die Erfahrung ſelbſt gehabt, und Augen ſitzen uns im Kopfe, ſo gut wie andren Leuten. Herr Seibold ging ja ſo trübſelig umher, und ſeufzte, und ſchnappte nach Luft, gerade wie der Herr Major, als er verliebt war. Und nun heute noch dazu der Sprung! Die Mama darf jetzt nicht einmal die kleinſten Umſtände machen; denn wer einer Tochter das Leben rettet, dem können die Eltern ſie gar nicht verweigern. Was hilft da Adel oder ſo etwas! Da heißt es: iſt nicht das Leben mehr, denn der Leib, und der Leib mehr,

denn ein Adelsbrief? Sehet die Vögel — Nein, das gehört nicht mehr dazu.

Emilie geſtand dem alten treuen Hennig, daß ſie ſehr glücklich ſeyn würde, wenn Sie Seibolds Frau werden könnte.

Haben Sie denn das Seibolden ſchon geſagt? fragte Hennig fröhlich. Emilie ſchüttelte den Kopf. — Nicht? fuhr Hennig fort; und in dieſem Augenblicke fiel ihm ein, daß Geſchwindigkeit ſeinen Herrn bei Hannchen glücklich gemacht hatte. So gehen Sie auf der Stelle, Fräulein Milchen, und ſagen Sie es ihm! — Lieber Hennig, erwiederte Emilie nach einer kleinen Pauſe; das wäre unſchicklich! Ich will mich noch beſinnen.

Jetzt zog Hennig die Stirn in Falten. Unſchicklich? Den Teufel auch! Beſinnen! Beſann ſich denn Seibold, als Sie da hineinplumpten? Sie fielen, und er ſprang hinterher. Beſinnen! Ei, Fräulein Milchen! Hätte er ſich nur einen Augenblick beſonnen, ſo könnten Sie jetzt nicht ſo undankbar ſeyn und ſich beſinnen wollen. Unſchicklich! Seh doch einer! Dem Retter meines Lebens, ſagt der Major, gehört Liebe und Herz. Es ſchickt

ſich wohl auch nicht, daß ein Major einen Reitknecht küßt; aber Ihr Onkel thut es doch, ohne ſich zu beſinnen, und wenn wir Beide vor dem Könige ſtänden, er würde es thun. Nein, Milchen, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ich ginge hinüber, und ſagte in Aller Gegenwart, daß ich Seibolden lieb hätte, daß ich ſeine Frau werden wollte. Und da würde die Mama auch keine Umſtände machen: denn heute muß ſie doch Schimpfshalber etwas thun; morgen aber denkt ſie vielleicht ſchon nicht mehr daran, daß Seibold ihr Milchen aus dem Waſſer geholt hat. Und dann iſt der Major da; der wird gleich Amen! rufen. Geben Sie Acht, wenn Sie erſt anfangen zu trödeln, ſo geht es gar nicht. Und in der Bibel ſteht: wer mich bekennet vor den Menſchen. Da könnte Herr Seibold recht ſehen, wie lieb Sie ihn haben! Und da würde bald alles richtig, und Milchen wäre Braut, huſſa! Na, Milchen, ſitzen Sie da nicht länger!

Hennigs Idee that die größte Wirkung auf Emilien. Sie fand etwas Großes, Erhabnes in einem ſolchen Schritte; und überdies

dachte

dachte ſie: der Alte hat nicht Unrecht; die Mutter wird dadurch überraſcht, und der Onkel iſt da. Wer weiß, was geſchehen kann!

Nun nehme man noch dazu, daß in Emiliens Herzen die ſtärkſten Empfindungen der Dankbarkeit, der Liebe, der Freude über ihre Rettung lebten und wirkten. Sie war wie über ſich ſelbſt erhaben, ſtand auf, und ſagte feierlich: ja, ich will! Hennig begleitete ſie bis an den Eßſaal, zog die Thür wieder an, und dachte lächelnd: meinem alten Herrn machte ich auch die Thür zum Himmel auf! Er horchte; es wurde alles ſtill, und dann entſtand ein Geräuſch. Aha! dachte er; ſie gratuliren ſchon. Er ſtand im Begriff, die Thür zu öffnen, und ſein „Vivat hoch!" hinein zu rufen; doch beſann er ſich noch, daß er nicht in Sollingen war. Hätte er ſein Vivat gerufen, ſo würde man ſich im Zimmer nicht wenig gewundert haben; denn ſo eben hatte der Major den Säbel gezogen. Nicht lange, ſo kam Emilie bleich, mit naſſen Augen, aus dem Saale, ſchwankte nach ihrem Zimmer, und ſagte jammernd: ich Unglückliche! ach, warum mußte er mich retten! Hen-

nig ſchlich ſich auf den Zehen die Treppe hinunter in den Stall. Da hörte er den Major rufen: die Pferde! und wußte nun gewiß, daß alles verunglückt war.

Der alte Hennig blieb auf dem Rückwege nach Sollingen immer funfzig Schritte hinter dem Major, und verrieth mit keiner Sylbe, daß er ſo vielen Antheil an der Begebenheit hatte. Niemand ſprach. Emiliens Bruder ſann auf Plane, ſeinem geliebten Lehrer den Beſitz ſeiner Schweſter zu verſchaffen; und eine Entführung ſchien ihm das leichteſte Mittel. Der Major hing auf dem Pferde, und überlegte, wer eigentlich Recht bei dieſem Handel hätte: ſeine Nichte oder ihre Mutter. Er ſann hin und her; aber die Sache blieb ihm unauflöslich. Daß die Tochter ohne den Willen der Eltern nicht ihre Hand weggeben dürfe, ſchien ihm gewiß zu ſeyn. „Mit dem Herzen," dachte er, „iſt es ein anderer Kaſus; denn das iſt weg, ehe man es ſich verſieht, und wenn man auch alle Tage andächtig an das vierte Gebot denkt. Ich habe das ja ſelbſt erlebt. Aber das Herz ohne die Hand! Hm! das iſt doch ſehr be-

denklich.“ Er gab ſeinem Pferde die Sporen, und es machte einen Satz. „Halt!“ ſagte er halb laut, „du ſollſt die Sporen nicht haben. Aber die Gelehrten müßten ſie bekommen, und die Peitſche dazu, daß ſie eine ſolche Sache nicht erläutern. Wem das Herz gehört, dem gehört auch die Hand: das iſt richtig. Nun ſeh' aber einer den verdammten Streich! Umgekehrt iſt es auch wahr: wem die Hand gehört, dem gehört auch das Herz. Emiliens Herz gehört nun Seibolden, und er hat es ehrlich verdient; die Hand gehörte ihm obendrein, wenn es nach der Bibel ginge. Aber da iſt die Mutter; die ruft: die Hand gehört mir! und ſie hat auch Recht. Was ſoll da ein ehrlicher Mann thun? Seibolden hab' ich lieb, und ich wollte ſpringen vor Freude, wenn er noch mein Vetter würde. Und mit dem Adel, das ſind hier nur Narrenpoſſen; denn er hat ſie aus dem Waſſer gezogen, wie die Prinzeſſin von Aegypten den Moſes. Ja, wahrhaftig! da ſteht es ja groß genug. Moſes war ihr Sohn; und wäre ſie jünger geweſen, wer weiß, was dann geſchehen ſeyn würde. Moſis Eltern hätten

wahrhaftig nicht nein ſagen dürfen, ob ſie gleich eine Heidin war. Was man doch für Noth in der Welt hat! Da muß ich mich herum plagen mit Gedanken, als ob ich die Emilie ſelbſt haben wollte! Na, ich glaube, das iſt einmal wieder ſo ein Fall, den man am beſten dem lieben Gott überläßt, und bei dem man ihm danken muß, wenn man ehrlich davon kommt."

Unter dieſen Betrachtungen kam der Major mit ſeinen Begleitern zu Hauſe an, und trug nun den Fall Hannchen vor. Sie überlegte hin und her, bemerkte dabei des Majors Unruhe, und war nun ſeiner Meinung: man müſſe die Sache Gott überlaſſen. Heimlich aber dachte ſie, anſtatt Gott, Seiholden. Beim Auskleiden ſprach der Major auch mit Hennigen über den Fall; und nun geſtand dieſer ſeine Schuld. „Alter," ſagte der Major, und reichte ihm die Hand; „da haſt du wahrhaftig einen dummen Streich gemacht!"

Ja, weil ich mit dummen Menſchen zu thun hatte. Wären Sie's nur geweſen, wir wollten einmal ſehen, ob nicht Alles jetzt ſagen würde: der Hennig fängt doch ſeine Sachen

immer geſcheidt an! Denken Sie nur an die Frau Majorin. Es war eben ſo; nur mit andern Leuten.

„Das iſt auch wahr, und du haſt es gut gemeint. Aber, Hennig, nun ſag einmal" — Er ſetzte ihm die Sache nach ſeiner Art aus einander, und erklärte ihm das vierte Gebot.

Warum, frag' ich, erwiederte Hennig mit Eifer — warum müſſen Kinder den Eltern gehorchen? Weil ſie das Leben und ſo viel Gutes von ihnen haben. Nun, Milchen hat das Leben von ihrer Mutter, und muß ihr darum gehorchen. Aber heute hat ſie das Leben auch von Seibold bekommen; und dem ſollte ſie nun nicht gehorchen müſſen? Und iſt ſie nicht von Seibold faſt ganz erzogen? Und hat ſie nicht von ihm das Gute, warum wir Alle ſie ſo lieb haben? Ja, es fragt ſich, wer ihr mehr Gutes erwieſen hat: die Mutter oder Seibold. Darum ſag' ich, ſie iſt Seiboldén ſo viel Gehorſam ſchuldig, wie ihrer leiblichen Mutter.

Das überzeugte den Major noch nicht. Er ſah ſehr bald, wie viele Mißbräuche von ſolchen Grundſätzen gemacht werden könnten.

„Nein, nein, Hennig. Mit Eltern und Kindern das iſt etwas Heiliges. Man kann hundert Menſchen aus dem Waſſer holen, ohne ſie darum eben lieb zu haben. Wäre das ſo wie mit der Elternliebe, ſo würden wohl nicht zehn Thaler dafür bezahlt, wenn man einen rettet. Die Elternliebe iſt heiliger. Das laſſe ich mir nicht ausreden, ob ich gleich nicht ſo recht ſagen kann, warum. Es ſteht in der Bibel und hier in der Bruſt."

Warum ſteht denn in der Bibel auch: ſoll Vater und Mutter verlaſſen und an ſeinem Weibe hangen? So muß das wohl noch heiliger ſeyn! Und in der Bruſt ſteht es auch; Sie haben's ja ſelbſt gefühlt. Hätte Ihr Vater damals noch gelebt und 'was dagegen gehabt — ich wollte nur geſehen haben, was Sie gethan hätten!

„Mein Vater würde auch nichts dagegen gehabt haben, Hennig. Aber, wäre das geweſen, ſiehſt du, ſo hätt' ichs gelaſſen, oder — Ja, ſo recht weiß ich nun wohl nicht, was ich da gemacht haben würde. Das vierte Gebot ſteht mir im Wege; es iſt gleich das

erſte in der zweiten Tafel, oben an, noch über dem fünften. Siehſt du, es iſt wohl noch ſchlimmer, ſeinen Eltern ungehorſam zu ſeyn, als einen Menſchen umzubringen. In dem Gebote liegt was Heiliges; und wer ſeine Eltern nicht ehrt, der iſt zu nichts nutze in der Welt.“

Hm! freilich! Aber hier mit Milchen und Seibold iſt das doch ganz anders, Sie mögen auch ſagen, was Sie wollen.

„Das iſt wohl wahr; und ſieh! einen Finger wollt' ich d'rum geben, wenn die Beiden glücklich werden könnten! Ich will mit Seibold und Emilien weinen bis an mein Ende, und ſollte ich in meinem Leben keine vergnügte Stunde mehr haben; aber ein Loch durchs vierte Gebot mach' ich nicht. Hat die Mutter Unrecht, ſo mag ſie es einmal vor Gott verantworten. Ich habe mit dem Handel nichts zu thun, ſo lange ich nicht beſſer weiß, was Recht iſt. Rathen will ich zum Guten; und damit Baſta!“

Als Hennig weg war, dachte der Major an ſeine eigene Tochter. „Wenn das Mädchen es ſich einmal einfallen ließe, ihr Herz

an einen Andern als an Hennig zu geben! Der Donner! Die Mutter hat doch wohl Recht; denn das litte ich ja nicht, und wenn ſie noch blaſſer wäre, als Emilie. Oder der Hennig machte mir wunderliche Sprünge, und verliebte ſich in ein andres Mädchen. Ja, ich wollte ihn! — Aber wenn ſie nun auch ins Waſſer ſtürzte, und ein hübſcher ehrlicher Mann ſpränge ihr aus Liebe nach, und zöge ſie wieder heraus? Der Teufel! das wäre doch eine dumme Geſchichte." Er lief eilig zu ſeiner Frau hinüber, und ſagte: „Höre, liebes Hannchen, laß die Kleine ja nicht anders ans Waſſer gehen, als wenn Hennig dabei iſt! Mir iſt da eben ein Gedanke eingefallen. Sag' einmal: wie ſteht es denn mit Hennig und Hannchen?"

Die Majorin wußte viel Schönes von Beider Liebe zu einander zu ſagen. Hennig hält recht viel auf das kleine Mädchen; und auch Hannchen hat den Bruder Hennig von Herzen lieb. Jetzt iſt ſie noch ein Kind; aber laß ſie nur erſt größer werden, lieber Fritz: dann geht gewiß alles glücklich. Das Mädchen wird ſchön wie ein Engel, und Seibold meint,

Herz und Kopf ſäßen bei ihr an der rechten Stelle.

„Der arme Seibold! Ich wollte, er ſpräche nur erſt wieder! Wenn ers beſchlafen hat, dann will ich doch einmal mit ihm reden, wie ein Mann.“ Unruhig legte der Major ſich nieder; und bis Mitternacht hielten Sorge und Kummer ſeine Augen offen.

Am andern Morgen kam ein Brief von Emilien an den Major. Auf dem zweiten Umſchlage ſtand: „ich bitte Sie, lieber Onkel, dieſen Brief Seibolden vorzuleſen. Er enthält die Entſcheidung ſeines und meines Schickſals. Noch einmal, lieber Onkel, leſen Sie ihn ja nicht früher.“

Der Major ging zu Seibolden, der ihn mit einem langen Händedruck empfing. „Ich habe hier einen Brief von Emilien, den ich Ihnen vorleſen ſoll. Riegeln Sie einmal die Thür zu, daß wir ungeſtört, als Männer und freundſchaftlich, mit einander überlegen können. Wir wollen doch hören, was ein Mädchen uns bei dem Falle zu rathen weiß.“ Er brach das Siegel auf, und fing an zu leſen.

„Ich ſchreibe dieſen Brief an Sie, lieber

Seibold, nicht unter Thränen, nicht unter dem verwirrenden Toben einer Leidenſchaft, gewiß nicht, ſondern mit aller Ruhe und Beſonnenheit, die mein Herz in dieſer ſchlafloſen Nacht hat ſammeln können."

„Es haben mehr Menſchen eine ſchlafloſe Nacht gehabt, Fräulein Emilie!" brummte der Major.

„Ich habe Sie lange geliebt, und Sie wiſſen es eben ſo lange."

Der Major ſah Seibolden fragend an. Leider! ſagte dieſer.

„Auch Sie liebten mich. Daran kann ich jetzt nicht mehr zweifeln."

Seibold ſtand ſeufzend auf. Der Major ſagte: „alſo auch wahr?"

„Ich habe Ihnen nicht viel zu ſagen; aber was ich Ihnen ſage, kommt aus dem Grunde meiner Seele. Nichts wird je meine Entſchlüſſe ändern. Das verſichere ich Ihnen bei dem Augenblicke, da ich wieder in's Leben zurückkehrte, und Sie an meinem Bette knieen ſah. Ich kann mir keinen heiligern Augenblick in meinem ganzen Leben denken, nur d e n ausge-

nommen, wenn Sie einmal ſterbend in meinen Armen lågen, ich an Ihrem Bette knieete, und Sie mir verſicherten, daß ich Sie glůcklich gemacht håtte.“

Der Major ſchůttelte heftig den Kopf, wiſchte ſich die Augen, und huſtete eine Thråne weg, die ſo eben hervorbrechen wollte.

„Ich habe den Umfang meiner kindlichen Pflichten genau überdacht, und bin jeden Augenblick bereit, in die Ewigkeit einzutreten, ohne zu zittern.“

„Nun Milchen, Gott gebe, daß du das kannſt!“

„Håtte ich zwiſchen meinem und meiner Mutter Glůcke zu wåhlen, ſo opferte ich ohne Bedenken mein eignes auf.“

„Recht ſo! brav! Wenn doch die Mutter den Brief ſåhe!“

„Ich würde meine Hand ohne Seufzen einem Manne geben, den ich nicht liebte, wenn ich dadurch meine Mutter retten kónnte. Das weiß ich, und ſo bin ich ruhig.“

„Ich auch, Gott Lob!“

„Aber ſoll ich wohl mein Glůck aufopfern,

um ein elendes Vorurtheil meiner Eltern nicht zu beleidigen? Das hieße ja, die Kinder als Sklaven an Thorheiten, an Verbrechen verkaufen. Nein, das wollte die Natur nicht. — Sie werden mir vielleicht widerſprechen. Aber beweiſen Sie mir, daß meine Mutter das Recht hat, ein ſolches Opfer von mir zu fordern; und ich will meine Hand auf der Stelle dem Präſidenten Selenberg geben, dem ſie mich beſtimmt."

„Aller Welt Teufel!" rief der Major, und ſprang auf. „Seibold, reiten Sie, entführen Sie das Kind! Da hat ſie Recht. Nein, hier hört das vierte Gebot auf, und alle andern Gebote dazu. Selenberg? der Sünder, gegen den Judas Iſcharioth und Kain Heilige ſind? Ein Kerl, ſo ausgedörrt, als hätte er ſchon ein Jahr lang in ſeiner Heimath am Galgen gehangen? Sie kennen den Menſchen wohl nicht, lieber Seibold. Er ſpricht durch die Naſe, als ob ihm das Naſenbein fehlte. Ein Religionsſpötter und ein Menſchenquäler, ein wahrer Pontius Pilatus, der ſich die Hände wäſcht, und alles

Böſe thut! Was? dem ſoll das Mädchen aufgeopfert werden? Reden Sie, Seibold. Sind die Kinder auch denen Eltern Gehorſam ſchuldig, die ſie dem Moloch in die glühenden Arme legen, wie es da in der Bilderbibel ſteht? Denn ſo ein Moloch iſt der Selenberg leibhaftig."

Seibold hatte Mühe, ihn wieder zu beruhigen. „Nein," rief der Major; „das heißt ja eben ſo arg mit den Kindern umgehen, wie der Adel in Liefland mit den armen Letten, und noch ärger; denn da hat doch die Kaiſerin verboten, die armen Menſchen nicht mehr wie das Schlachtvieh zu verkaufen. — An den Selenberg? Gott behüte! Das wäre ja, wie in der Türkei! ... Aber wir müſſen doch ſehen, was die arme Kreuzträgerin weiter ſchreibt."

„Ja, dieſem verächtlichen Menſchen hat meine Mutter meine Hand zugedacht. O Seibold, es iſt Nothwehr, was ich thue."

„Das iſt es! Und wenn ſie ſich in die Mühlräder ſtürzte, ſo wäre es Nothwehr."

„Ich könnte mich und meine Hand dem erſten beſten ehrlichen Landmanne antra-

gen, den ich fände, um dem Elende zu entgehen, das mir in einer Verbindung mit dieſem Nichtswürdigen drohet. Mein Glück könnte ich opfern; aber auch meine Tugend, mein moraliſches Gefühl? Das müßte verloren gehen, wenn ich des Elenden Gattin würde; und ein ſolches Opfer kann ſelbſt Gott nicht verlangen."

„Gott erbarme ſich, daß eine Tochter ſo etwas von ihrer Mutter ſagen muß!" Er warf den Brief auf den Tiſch. „Und Milchen iſt nicht die Einzige, die ſo zu klagen hat. Lieber Gott, Seibold, es iſt ein Unglück, daß die Eltern bei den Verheirathungen ihrer Kinder an weiter nichts, als an den Geldbeutel, denken. Ein Titel, gutes Einkommen, und dann höchſtens ein unbeſcholtener Nahme: das iſt alles, was man in Erwägung zieht. Ob das junge Ding, das ſie mit Freuden ausſtatten, ihre Tugenden, oder, wie es Milchen da nennt, ihr moraliſches Gefühl, einbüßt, daran denkt kein Menſch. Sehen Sie nur, meine Schwägerin iſt gerade nicht ſo böſe, wie Sie wohl glauben mögen, aber herzlich unwiſſend in allem, was die Ewigkeit

angeht. Zum Glück paßt mein Bruder für ſie; er iſt bei ihr nicht ſchlimmer geworden. Glauben Sie wohl, daß ich, wenn das Unglück ſie zu meiner Frau gemacht hätte, jetzt ein Teufel an Bosheit, Zorn und Menſchenfeindſchaft ſeyn müßte? Aber daran denkt kein Menſch. — Na, wir wollen weiter leſen."

„Ich fordere Sie auf, Sie, dem ich einen großen Theil meiner Tugenden verdanke, mir dieſe Tugenden auch zu erhalten, und mich aus dem Abgrunde der Verzweiflung zu retten, in den meine Mutter und mein Bruder mich ſtürzen wollen."

„Alle Teufel! Der Bruder? Sie meint den Kammerjunker. Gnade dir Gott, wenn du mir einmal unter die Fuchtel geräthſt! Ich will dir das Kuppeln vertreiben!"

„Wenn Sie hier noch bei Ihrem Eigenſinne beharren, ſo fühle ich mit Thränen im Auge und Herzen, daß Sie geſtern beſſer gethan hätten, mich der Barmherzigkeit der Fluthen zu überlaſſen. Ich beſchwöre meinen Onkel, Sie, den Mann, in deſſen Hand mein Glück, mein Leben

und meine Tugend liegen, bei ſich zu behalten und Sie nicht in die weite Welt gehen zu laſſen, was Ihr Vorſatz iſt. Dagegen verſpreche ich, ruhig zu ſeyn, mein Geſchick abzuwarten, und — wenn Sie mich überzeugen können, daß es meine Pflicht iſt, dem Glücke meines Lebens um eines Vorurtheils willen zu entſagen — meine Hand dem Erſten Beſten zu geben, der nur ein ehrlicher Mann iſt."

„Emilie."

„Das iſt ein Brief!" ſagte der Major; „den ſollte man drucken laſſen, und allen Müttern dediciren. Aber, was ſchreibt ſie denn da von in die weite Welt gehen? Das iſt nichts! Die Hand darauf, wie ein ehrlicher Mann, daß Sie bleiben wollen, und thun, was Sie ſchuldig ſind, und ablauern, ob nicht die Schwägerin am Ende doch noch ſchachmatt wird."

Ablauern, Herr Oberſtwachtmeiſter? Das kam nicht aus Ihrem Herzen! Wenn es nun Pflicht iſt, zu gehen?

„Pflicht? Und das arme Ding ſpränge dann freiwillig von der Brücke! Ablauern!

Das

Das iſt freilich ein Spitzbubenwort. Ei nun! manchmal trillen ſie einen auch ſo lange, bis man gezwungen iſt, ſo etwas herauszuſtoßen! . . . Wenn's nun aber mit dem Gewiſſen beſtehen könnte, daß Milchen Ihre Frau würde: was dann? Antwort!"

Dann? O, ich würde fürchten, unter dieſer Seligkeit zu erliegen. Emilie mein! ó Gott!

„Topp, lieber Herr Vetter!" rief der Major, und umarmte Seibolden. „Zwar weiß ich noch nicht, wie es werden ſoll, daß wir unſer Gewiſſen dabei bewahren; aber das wird ſich ja finden. — Sie bleiben alſo hier in Sollingen, lieber Seibold?"

Das verſprach Seibold auf vieles Bitten mit einem Handſchlage. Nun ließ ſich der Major ſeinen Renner ſatteln, und ritt in Galopp nach Moorberg, weil er wiſſen wollte, ob Emilien auch nichts zu leide geſchehen wäre.

Es war ihr nicht ſo ſchlimm gegangen, wie man bei dem Charakter ihrer Familie wohl glauben ſollte. Die Mutter mußte freilich ſehr aufgebracht ſeyn, als ſie auf einmal

den Eßſaal leer ſah; ſie lief indeß nur in ihr Zimmer, und weinte da bitterlich vor Scham und Schmerz. Auch ihr Mann hatte ſich auf ſein Zimmer geſchlichen, um ſeiner Frau aus dem Wege zu kommen und einen Dompfaffen eine neue Melodie zu lehren. Aber in des Kammerjunkers Bruſt kochte Gift und Galle.

Er ſchlug die flachen Hände klatſchend zuſammen, und rief: möchte die Raſende Alles gethan haben — was geht es mich an! Aber einen Eklat, einen ſolchen Eklat, der ſich gar nicht maskiren läßt! Gewiß erfährt der Hof die lächerliche Sache, und dann macht Alles mir grinſende Geſichter. Ich wollte, der Teufel holte den albernen Major mit ſeiner Reiterei! Iſt es nicht, als ob ihn ein böſer Genius uns beſtändig in die Quer ſchickte?

Er überlegte einige Minuten, was zu thun ſey, um den Eklat, wo möglich, zu unterdrücken; dann ging er zu ſeiner Mutter. So bald dieſe einen Menſchen hatte, mit dem ſie ſprechen konnte, brach ihre Wuth über Emilien, den Major und Seibold ſogleich

hervor. Sie ſprang auf, und wollte zu ihrer Tochter hin. Karl hielt ſie zurück. Liebe Mama, ſagte er, darüber beklagen wir uns ja eben, daß Emilie und ähnliche Menſchen immer dem Antriebe ihrer Gefühle blindlings folgen. Sie ſind jetzt zornig, liebe Mama, und werden Emilien, wenn Sie zu ihr kommen, mißhandeln. Dann wird ſie erbittert werden, und aus Trotz das nicht thun, was Sie wünſchen. Was kommt bei dem Lärmen heraus? Nichts, als daß die Domeſtiken in der Nachbarſchaft zu erzählen haben. Wir müſſen wahrhaftig jeden Eklat vermeiden. Meinen Sie, Selenberg würde eine Närrin heirathen, die man eingeſperrt hätte, damit ſie nicht mit einem gemeinen Kerl davon liefe? Ich ſtehe Ihnen dafür, ſie wird nicht weglaufen. — Die Mutter ließ ſich durch dieſe Vorſtellungen beſänftigen, und nun überlegte ſie mit ihrem Karl, wie man Emilien behandeln müßte, um ſie dahin zu bringen, daß ſie Selenbergen ihre Hand gäbe.

Verächtlicher kann wohl nicht leicht ein Menſch ſeyn, als eben dieſer Präſident Selenberg. Er wurde bei ſeinem ſanguiniſchen

Temperamente ſchon in der früheſten Jugend verführt, und war bald ein ausgemachter Wollüſtling. Aus Frankreich und Italien, wo er in dem Genuſſe aller Arten von grober Sinnlichkeit noch die letzte Kraft ſeines Körpers und den Ueberreſt ſeines moraliſchen Gefühls zugeſetzt hatte, kam er wie ein Skelett zurück. Es fehlte ihm nicht an Geiſt und an einer gewiſſen Feinheit im Umgange; deshalb war er am Hofe ſehr beliebt, zumal da er auch ein beträchtliches Vermögen beſaß, das er als Mann durch eine Erbſchaft wieder bekommen hatte, und da er eine Fete mit vorzüglichem Geſchmacke anzuordnen wußte. Außerhalb ſeines Hauſes war er immer heiter, und konnte alle üble Laune, die ihm ſeine körperlichen Schwächen verurſachten, gänzlich verbannen. Er hatte alle Verdienſte der großen Welt: Artigkeit, Politur, Geſchmack; übrigens keine moraliſche Tugend, die er auch ſehr lächerlich fand, und nur Ein Laſter: die Wolluſt. Dieſer Inſtinkt beherrſchte ihn aber ſo mächtig, daß er alles in der Welt aufopferte, um ihn zu befriedigen. Er war ſonſt ſehr unſchädlich, und that niemanden etwas zu leide, bis die

Wolluſt mit ins Spiel kam; dann aber konnte er ein Tiger ſeyn.

Dieſer Mann hatte Emilien in Moorberg geſehen. Ihre friſche Jugendfarbe, ihr ſchlanker, ſchön geformter Körper, das Sehnſuchtsvolle in ihren dunkel flammenden Augen, und hauptſächlich ihre Unſchuld, erregten in dem entnervten Wollüſtling noch einmal die mächtigen Gefühle ſeiner Jugend. Seine Augen verfolgten das ſchöne Mädchen bei jedem Schritte und bei jeder Bewegung. Er machte ſich mit den feinſten Schmeicheleien an ſie, und ſie bemerkte ihn kaum. Doch ſelbſt dieſe Vernachläſſigung war ein Reitz mehr für ſeine Begierde, und er konnte ſich unmöglich entſchließen, ſeine Hoffnungen aufzugeben, da er ſonſt bei vielen Weibern ſogleich Gehör gefunden, oder ſie doch mit der Zeit verführt hatte. Er kam wieder; und Emilie blieb ſich gleich. Der elende Wollüſtling begriff nicht, daß die Sehnſucht in Emiliens dunkel flammenden Augen etwas Andres ſeyn könnte, als Verlangen nach Wolluſt; und er betrog ſich, wie er ſich ſchon oft betrogen hatte, ohne deshalb an Unſchuld und Reinheit der Seele glauben zu lernen.

Emilie fing an ihn zu vermeiden, weil ſie erfuhr, wie ausſchweifend er geweſen war; er konnte es aber nicht über ſich gewinnen, ſeine Plane aufzugeben. Sobald Karl in der Hauptſtadt ankam, drängte Selenberg ſich an ihn, und brachte ihn mit der gehörigen Feinheit auf die Idee, daß Emilie Hofdame werden ſollte. Es gelang ihm zwar nicht, dies durchzuſetzen; indeß ſchloß er ſich immer vertraulicher an Karln, erwies ihm wirklich ſehr große Gefälligkeiten, und lehrte ihn auch, ſich auf dem ſchlüpfrigen Boden des Hoftheaters feſt zu erhalten. Mit dem Allen kam aber Selenberg nicht weiter; und was ihm Karl von Emiliens Charakter ſagte, gab ihm auch keine Hoffnung, ſie jemals verführen zu können. So mußte er ſich denn zu einem Schritte entſchließen, vor dem er ſich, als vor einer Thorheit, ſo lange gehütet hatte. Er ſagte Karln, natürlicher Weiſe wieder mit großer Feinheit, und nach langer Vorbereitung: ich liebe Ihre Schweſter, und bitte Sie um Ihre Fürſprache, wenn ich mich um die Hand der reizenden Schönheit bewerbe.

Karl antwortete nichts Beſtimmtes, weil

er Emiliens Widerwillen gegen Selenberg ſchon kannte; doch machte dieſe Aeußerung ihm großes Vergnügen. Vortheilhafter für ihn, den ſo ehrſüchtigen Jüngling, konnte Emilie nie angebracht werden; denn Selenberg war reich, und hatte Rang, perſönliches Anſehen am Hofe, und durch ſeine mächtige Familie Einfluß auf alles im ganzen Lande. Und Emilie ſelbſt? Die wird wohl noch lernen, dachte er, daß gerade ein Mann wie Selenberg der beſte iſt! Sie wird ja bei ihm leben können, wie ſie nur will!

Als er nun wieder nach Moorberg kam, um dem Grafen von Espenbruch vorgeſtellt zu werden, theilte er ſeiner Mutter Selenbergs Aeußerung mit, und ſetzte ihr alle die Vortheile aus einander, die er ſich von Emiliens Verheirathung mit dem Präſidenten verſprechen könnte. Selenberg, ſagte Karl, hat ſogar auf den Grafen Espenbruch Einfluß! — So viel wäre nicht einmal nöthig geweſen, die Mutter ganz auf ſeine Seite zu ziehen. Beide überlegten nun, wie Emilie, trotz ihrem offenbaren Widerwillen gegen den Präſidenten, dahin zu bringen wäre, daß ſie ihre Einwilli-

gung gäbe. — Großer Gott! würde der Major geſagt haben, wenn er das gehört hätte: die Mutter kennt den Widerwillen ihrer Tochter; und dennoch! Aber es geht ja in der Welt alle Tage ſo.

Man wollte Emilien nach und nach gewinnen. Karl hatte ſchon angefangen, ihr die Reitze des Stadtlebens und des Hofes zu ſchildern. Sie gab kaum Acht darauf; er kehrte ſich aber daran nicht, und glaubte, durch Wiederholung mit neuen ſchimmernden Farben endlich dennoch zu ſeinem Zwecke zu kommen. Auf einmal wurden ihm durch Emiliens dreiſten Schritt die Augen geöffnet. Er fand nun in ihrem Herzen Schwierigkeiten; aber zugleich auch Mittel ſich zu helfen. Der Plan wurde mit der Mutter verabredet, und dann ging Karl ſogleich zu ſeiner Schweſter.

Emilie erſchrak, als ſie ihren Bruder kommen ſah, weil ſie nicht viel Gutes vermuthete. Er nahm ihre Hand, und ſagte in einem mitleidigen Tone: ich bedaure dich, liebe Emilie. Freilich begreife ich ſehr wohl, daß ein junges Herz, wie das deinige, zu dergleichen ſüßen Irrthümern kommen kann; aber

liebes Kind, nimm es mir nicht übel, eine ſolche Leidenſchaft, an die doch zuverläſſig weiter Niemand von der ganzen Tiſchgeſell=ſchaft glaubte, als du, dein Geliebter, und höchſtens der Onkel — eine ſolche Leidenſchaft ſo öffentlich Preis zu geben: das war. . . . Wenn ich nur wüßte, liebe Emilie, wie du auf den Einfall gekommen biſt, das öffentlich zu ſagen, was du ſchlechterdings heimlich ſa=gen mußteſt! Denn daß Mama eine ſolche Romanen=Verbindung zugeben würde, das haſt du doch unmöglich glauben können. Sei=bold hat dir das Leben gerettet. Nun ja! Aber darauf kannſt du dich nicht berufen; denn wenn der Schweinehirt hier in Moor=berg dich aus dem Waſſer gezogen hätte — was würdeſt du ſagen, wenn er deine Hand zur Belohnung dafür verlangte? Es iſt alſo offenbar, daß du darauf kein Recht bauen kannſt. Tauſend Thaler wollte ich darum ge=ben, wenn du geſchwiegen hätteſt.

Emilie antwortete nicht, weil ſie ihm nicht trauete. Du haſt, fuhr er fort, die ärgerliche Sache nun einmal ins Publikum gebracht; jetzt kann nur ein eben ſo raſcher Schritt dei=

nen guten Namen retten, und die Mama beruhigen. Die arme Mama! ſie wird den Tod davon haben, wenn du bei deinem Sinne bleibſt! — Den Tod? fragte Emilie, ſchnell erblaſſend; den Tod? meine Mutter? O Karl, darf ich ſie ſehen? — Ja, liebe Emilie, antwortete er ſanft; ſie ſelbſt verlangt nach dir. Ihr Herz iſt gebrochen, liebe Schweſter. In der That, du haſt ſie nicht kindlich behandelt! — Jetzt ſprang Emilie laut weinend auf, und bat ihn, ſie zu ihrer Mutter zu bringen.

Er wollte ſie erſt vorbereiten; aber ſie ſtürzte bei ihm weg, in das Zimmer ihrer Mutter, und er folgte ihr. Die Mutter ſaß auf dem Sofa, und hatte ihr Geſicht auf ein Polſter gelegt. Emilie warf ſich ihr zu Füßen, ergriff ihre Hand, und bedeckte ſie mit Thränen und Küſſen. Das Muttergefühl erwachte bei der Frau von Halden mit wirklicher Zärtlichkeit. Sie hob das Geſicht von dem Polſter auf, und blickte mit weinenden Augen auf ihre Tochter. Dieſe Stellung, dieſe Blicke waren in der Familie ſo ungewöhnlich, daß Beide jetzt deſto inniger fühlten, was eine Mutter der Tochter iſt, und

was eine Tochter der Mutter ſeyn ſoll. Ach, Emilie! ſeufzte die Mutter mit gebrochenem Herzen. Emilie hob die Arme zu ihr auf, und rief: „o, theure Mutter, vergeben Sie mir. Ja, ich will Alles thun, was Sie wünſchen. Alles! alles!"

Alles? erwiederte die Mutter, indem ſie ihre Arme um Emilien ſchlang, und ſie an ihre Bruſt zog. Dieſe zärtliche Umarmung, auf welche Emilie nicht gerechnet hatte, vollendete den Triumph der Mutter. Emilie fühlte in dieſem heiligen Augenblicke nichts, als daß ſie Tochter war. „Alles, alles," rief ſie, „was Sie nur fordern!"

Nun biſt du meine Tochter wieder, ſagte die Mutter. So bitte ich dich, Kind, gieb deine Hand dem Präſidenten Selenberg!

Emilie wurde bleich, und ein heftiger Schauer durchflog alle ihre Glieder. Sie wendete ſich troſtlos ab, und hob die zitternden Hände zum Himmel auf. „Nennen Sie einen andern Mann, liebe Mutter," ſagte ſie endlich mit leiſer Stimme; „ich will ihn nehmen, will unglücklich ſeyn, weil Sie es wünſchen. Aber nennen Sie einen andern Mann!"

Warum willſt du Selenbergen nicht? fragte die Mutter, und ihre Schläfe wurden blutroth. Warum? Sag deine Gründe!

„Weil er ein ausſchweifender, abſcheulicher Menſch iſt. O, ich bitte Sie, liebe Mutter . . .“

Sey vernünftig, Emilie! Selenberg iſt ein angeſehener Kavalier, den der Hof ſchätzt; er iſt ein reicher Mann, und hat durch ſeine Familie den größten Einfluß. Er iſt wild geweſen; je nun! das ſind alle junge Leute. Du wirſt ihn ſchon korrigiren.

„Ach, Mutter, iſt Ihre Emilie nur dazu beſtimmt, einen elenden Menſchen zu beſſern? Soll ich ſelbſt denn nicht glücklich seyn?“

Das biſt du ja, wenn du Selenbergen deine Hand giebſt: am Hofe, reich, geehrt, und im Stande, Karln bei ſeinen Planen zu helfen.

„O, liebe Mutter, um Karln zu helfen, ſoll ich verzweifeln? Bin ich denn nicht auch Ihr Kind? Gott erbarme ſich meiner!“

Das ſind Poſſen. Genug, du mußt. Karl hat Selenbergen ſein Wort ſchon gegeben.

„Karl?“ fragte Emilie, und betrachtete

ihren Bruder. „Wenn er das Recht hat, meine Hand zu verſprechen, ſo habe ich das Recht, ſie zu verweigern. Selenberg wird nie mein Mann; glauben Sie mir das, Mutter.“ Sie verſank in ſich ſelbſt.

Ich werde Mittel finden, dich zu zwingen! rief die Mutter in aufwallender Hitze.

Emilie, ſagte der Bruder heimlich, ich weiß, deine Liebe zu Seibolden ſteht dir im Wege. Aber, ſo wirf doch nur einen Blick auf die Umſtände! Als Frau von Selenberg haſt du keinem Menſchen mehr Rechenſchaft von deinem Thun und Laſſen zu geben; und hier wirſt du nie die Freiheit haben, Seibolden zu ſehen.

„O du abſcheulicher, du niederträchtiger Menſch!“ rief Emilie laut, und ihre Augen funkelten von Zorn und Verachtung. Schnell wendete ſie ſich zu ihrer Mutter, und ſagte ſtolz: „Mutter, dem elenden Buben da werde ich auch nicht dieſen Faden aufopfern!“ (Sie riß die Friſur um ihr Halstuch weg.) „Jetzt will ich von keinem Vorſchlage hören, um den der verächtliche Menſch da nur weiß.“ Mit dieſen Worten ging ſie ſtolz zur Thür hinaus.

Mutter und Sohn ſtanden betreten da; der feine Karl wußte nicht einmal, daß er ſich in dem Netze ſeiner eigenen Niederträchtigkeit gefangen hatte.

Emilie ging auf ihr Zimmer, und Karl folgte ihr bald dahin nach, um die Sache wieder ins Geleiſe zu bringen. So wie er in die Thür trat, klingelte Emilie, und ihre Jungfer kam. Karl ſagte: Emilie, ich habe mit dir allein zu ſprechen. Emilie ſagte: Sie bleibt hier, liebes Kind. — Sie geht! rief der Kammerjunker mit zornigem Geſichte; und das Mädchen eilte aus dem Zimmer.

Karl fing an zu reden; Emilie nahm ihre Harfe, und ſpielte. — Emilie! rief Karl erhitzt; ich rathe dir . . .! — Emilie ſagte bitter: „zum Herrn meiner Hand hat dich meine Mutter gemacht; aber Herr meiner Ohren werd' ich doch bleiben!" — Er mußte zuletzt gehen, da ſie ſchlechterdings nicht auf ihn hörte.

Die Mutter wollte Strenge gebrauchen; Karl verhinderte das aber. Strenge, ſagte er, wird ſie noch hartnäckiger machen, als ſie ſchon iſt. Man überließ nun Emilien ſich

ſelbſt, und nahm ſich nur vor, ſie genau zu beobachten. In der Nacht ſchrieb ſie den Brief, den die Leſer ſchon kennen. Früh Morgens ſah ſie einen Bauer, dem ſie Wohlthaten erwieſen hatte, warf ihm den Brief aus dem Fenſter zu, und bat ihn, daß er damit ſogleich nach Sollingen gehen möchte.

Endlich kam der Major in vollem Galopp, und eilte, ſobald er vom Pferde geſtiegen war, die Treppe hinauf, zu ſeiner Schwägerin. „Was macht Emilie?" fragte er gleich beim Eintritt, mit einem Geſichte, auf dem ſchon ſchwarze Gewitterwolken hingen.

Der Major war der einzige Mann, den Karl und die Mutter fürchteten. Er ſprach ſeit langer Zeit bei allem mit, was in Moorberg geſchah, und hatte gleichſam ein väterliches Anſehen im Hauſe. Zwar that man nichts von dem, was er wollte; aber man zitterte doch vor ſeiner Freimüthigkeit, die niemanden verſchonte. Liebe Mama, ſagte Karl oft zu ſeiner Mutter, bedeuten Sie doch dem Major einmal in Ernſt, daß er hier nicht mitzuſprechen hat! — Eben daſſelbe ſagte die Frau von Halden ihrem Manne. Der Kam-

merherr mußte freilich ſonſt immer thun, was ſeine Frau von ihm forderte; doch in dieſem Falle war er ungehorſam, und wies ſie mit den Worten ab: das ſag du dem Major ſelbſt! Er fürchtete ſeinen Bruder, wie ſeine Frau und Karl. — Mutter und Sohn ſahen wohl ein, daß Emilie, ſo lange der Major ſein Anſehen im Hauſe behielte, nicht zu zwingen ſeyn würde.

Emilie, antwortete die Frau von Halden dem Major, iſt eine Närrin, die das vierte Gebot verlernt hat; und Sie, Herr Bruder, werden wohl daran thun, wenn Sie das Mädchen nicht in ihrer Narrheit beſtärken. Mein Mann und ich, wir ſind Vater und Mutter, und wiſſen für unſre Kinder ſelbſt zu ſorgen.

„Ihr Mann? mein Bruder?" antwortete der Major. „Daß Gott erbarm! Der hat ſich ja das Regiment aus der Hand winden laſſen. Er weiß wohl noch nicht einmal, was hier mit Emilien werden ſoll! . . . Iſt Emilie auf ihrem Zimmer?"

Ja; aber ich habe ihr verboten, Beſuche anzunehmen.

„Ich bin kein Beſuch; ich bin ihres Vaters Bruder."

Nun ja! Aber ſie ſoll Niemanden ſprechen, ohne daß ich dabei bin! anwortete die Mutter, und ging mit ihm.

„Was ich Emilien zu ſagen habe," erwiederte der Major im Gehen, „das kann meinethalben gedruckt werden."

Als der Major zu Emilien in das Zimmer trat, flog ſie ihm mit einem Freudengeſchrei entgegen. O, mein gütiger Oheim! rief ſie, und hängte ſich an ſeinen Hals. Er drückte ſie voll Vergnügen an ſein Herz, da er ſie ſo wohl ſah, ſchwieg aber, weil er nicht wußte, wie er in Gegenwart der Mutter zu ſprechen anfangen ſollte. Die Frau von Halden ließ es ſich nicht einfallen, daß der Major ihr Vorhaben mit dem Präſidenten Selenberg ſchon wüßte, und ſagte ſpitz: nun! ſo iſt es recht, wenn der Onkel eine ungehorſame Tochter in Schutz nimmt!

„Ungehorſam? Was nennen Sie ungehorſam?"

Die Mutter ſuchte auszuweichen. Sie werden es doch wohl nicht hübſch finden, daß Emilie ſich einem Menſchen . . . ich will mich nur gelinde ausdrücken . . . einem Menſchen,

der nicht von ihrem Stande iſt — daß ſie ſich einem ſolchen Menſchen öffentlich in einer großen Geſellſchaft anbietet, als wäre ſie mannstoll?

„Hm!“ ſagte der Major: „hübſch find' ich das nicht; unbeſonnen find' ich's, und hab' es ſchon geſtern ſo gefunden, ob ich gleich begreife, wie Emilie ſich von Dankbarkeit ſo hinreißen laſſen konnte. Ja, unbeſonnen find' ich's. Aber,“ fuhr er mit fürchterlich funkelnden Augen und lauter Stimme fort — „hölliſch, teufeliſch, mehr als teufeliſch, find' ich's, daß Ihr das Mädchen da an das ausgemergelte Geſpenſt, an den Schurken, den Selenberg, verkuppeln wollt. Was? Ihr könnt Euch unterſtehen, dem unſchuldigen, jungen, keuſchen, und — ja, das will ich auch ſagen — Liebe verlangenden Mädchen da, einen Menſchen vorzuſchlagen, deſſen Blut nichts iſt als hölliſches Gift aus den Pariſer Bordellen, dem die Sünde aus dem Triangelgeſicht, aus den todten Glasaugen, aus der welken bleichen Haut lebendig hervor guckt? Hölle, Tod und Teufel! Meine arme, verlaſſene Emilie ſoll Wittwe wer-

den, ehe ſie noch Frau iſt? ſie ſoll verwelken, ohne von einer Minute ihres Lebens ſagen zu können: ich bin glücklich geweſen? So habt Ihr's mit dem Mädchen im Sinne; und Ihr wollt noch ein Wort dagegen ſagen, wenn ſie Luſt hat, einem geſunden, tugendhaften, klugen Manne, einem Manne, ohne den ſie nicht mehr lebte, ihre Hand zu geben? ... Sey ruhig, liebe Emilie. Ehe du Selenbergs Frau werden ſollſt, — das ſchwör' ich dir bei meiner Seligkeit! — eher will ich deinem Bruder den Schurkenkopf vom Rumpfe hauen, und hier das Mord- und Raubneſt anſtecken. Gott weiß, ich habe in Feindes Land nicht geſengt und gemordet; und hier zwingen ſie mich dazu!"

Die Frau von Halden wurde darüber, daß der Major ihren Plan ſchon wußte und ihn nun vereiteln wollte, weit zorniger, als über ſein Schimpfen. Sie ſtieß Emilien heftig von ſich, und rief: das will ich dir gedenken! ich will dich deine Mutter beklatſchen lehren! — Emilie taumelte zu Boden, mehr, weil ſie nicht auf den Stoß gefaßt war, als von deſſen Heftigkeit. Der Major hob ſie auf. —

„Wie?“ ſagte er etwas ſanfter, weil Emilie ſein Mitleid erregte: „ſoll das Kind es nicht ſeinem einzigen Freunde klagen, ſoll es nicht ſeine Arme nach Hülfe ausſtrecken, wenn die Mutter es dem Moloch opfern will?“ Er drückte Emilien an ſeine Bruſt, und küßte ſie. Schnell ging ſein Mitleiden wieder in die größte Heftigkeit über, und er rief: „nein, Madame! meines Vaters Enkelin ſollen Sie nicht mißhandeln! . . . Komm Milchen!“ Er faßte ihre Hand, führte ſie in den Vorſaal, und rief aus dem Fenſter: „Hennig, ſattle auch den Goldfuchs! . . . Du ſollſt zu mir, Emilie.“

Die Frau von Halden fühlte, daß alles verloren wäre, wenn der Major ihre Tochter mit nach Sollingen nähme. Sie ſah im Geiſte Emilien ſchon mit Seibolden kopulirt. In der Angſt lief ſie nach ihres Mannes Zimmer, öffnete die Thür, und ſchrie ihm zu: komm heraus, und rette deine Tochter! — Der Kammerherr gerieth über das fürchterliche Geſicht ſeiner Frau in großen Schrecken. Er ſprang auf, und fragte: iſt ſchon wieder ein Unglück geſchehen? — Karl kam dazu,

und die Mutter machte ihn tobend mit des Majors Abſicht bekannt. Bruder! rief der Kammerherr nun, halb bittend, halb drohend: was ſoll das in meinem Hauſe? — „In deinem Hauſe? Toffel, du haſt noch die Dreiſtigkeit, ſo zu ſprechen? Wenn du Vater und Herr hier biſt, ſo ſage mir doch: an wen wollen deine Frau und dein Sohn Emilien verheirathen?“ — Verheirathen? erwiederte der Kammerherr; ich weiß von nichts.

„Schäme dich Toffel! Der Junge da will die Hand deiner Tochter verſchachern, und du weißt nicht ein Wort davon! Ja, ja! verſchachern an einen Schurken, für den eine H...e noch zu gut ſeyn würde: an Selenbergen! Du Herr im Hauſe? Ein Miethsmann biſt du, dem der Junge da aus Gnade ſein Zimmerchen läßt! ... Emilie ſoll mit mir nach Sollingen.“

Der Kammerjunker wollte ſich in die Sache miſchen; ſeine Mutter bat ihn aber, zu ſchweigen: denn der Major trat ſchon mit einem fürchterlichen Geſichte auf ihn zu. Emilie hätte jetzt ohne Widerrede mit nach Sollingen reiten können; ſie näherte ſich aber

ihrer Mutter, und ſagte: liebſte Mutter, verſprechen Sie mir, kein Wort weiter von Selenbergen zu reden; und ich bleibe hier. Die Mutter verſprach das; und der Bruder wollte es ebenfalls verſprechen. „Still, Burſche!" rief der Major; „du haſt hier nichts mitzureden! Und ich rathe dir dein Kuppeln bleiben zu laſſen, wenn ich dich nicht fuchteln ſoll, daß du vier Wochen lang nicht gehen und ſtehen kannſt!"

Die Frau von Halden machte aus der Noth eine Tugend, und umarmte Emilien, weil es das beſte Mittel war, den Major zu verſöhnen; und wirklich wurde er bei dieſem Anblicke ſogleich wieder ſanfter. Er ſprach Emilien nachher einige Augenblicke allein. „Sie werden dir nicht Wort halten, Emilie!" — Das weiß ich, lieber Onkel; aber ich will Seibolden zeigen, daß ich meine Pflicht thun kann, daß ich ſeiner werth bin. — Der Major verſicherte ihr dagegen, daß Seibold in Sollingen bleiben ſollte. Er machte ihr keine Hoffnungen; aber ſie ſah doch, daß er mehr für, als gegen ihre Liebe war, und ſie wurde nun ſo heiter, als wäre ſie ſchon Braut des

edlen Mannes. Der Major verſprach ihr noch beim Abſchiednehmen, öfters ſelbſt zu kommen und ſich zu erkundigen, ob man ihr auch Wort hielte.

Er war zufrieden, weil er doch nun wußte, daß man Emilien nichts zu leide gethan hatte; aber deſto unzufriedener waren die Mutter und Karl. Beide begriffen nicht, was denn der Major und Emilie eigentlich gegen Selenberg hatten. Sie wollten das Mädchen gar nicht aus Haß mit dem Präſidenten verheirathen. Daß er ausſchweifend geweſen war, wußten ſie freilich, und eben ſo, daß er auf die ſchändlichſte Weiſe unſchuldige Mädchen verführte; allein ſolche Kleinigkeiten konnte man ihm ja wohl überſehen, da er Einfluß hatte, und reich, von gutem Hauſe, ein Mann von Welt, und bei Hofe beliebt war. Wie konnte Emilie je einen beſſeren Mann bekommen? Und der Major wollte den ganzen ſchönen Plan auf einmal wieder zerſtören! Mutter und Bruder gaben zwar die Idee nicht auf, Emilien dahin zu bringen, daß ſie einwilligte; aber Beide ſahen ein, daß ſie erſt den verhaßten Major aus dem Spie-

le ſchaffen müßten. Karl erſann einen Plan, und theilte ihn ſeiner Mutter zum Ausführen mit. Der Kammerherr ſollte nehmlich dem Major allen Umgang förmlich aufſagen, und zwar in einem höhniſchen, verächtlichen Tone.

Es war nicht leicht, den Kammerherrn zu einem ſolchen Schritte zu bewegen; er liebte ſeinen Bruder, ſo viel er jemanden lieben konnte, und überdies hatte er ſich ein Paar Worte entfallen laſſen, aus denen man ſehr deutlich merkte, daß er dem Major im Grunde nicht ſo ſehr Unrecht gab. Indeß die Frau von Halden wußte ſchon, wie ſie ſich gegen ihren Mann zu benehmen hatte. Sie jammerte, weinte, und maulte ſo lange, bis er endlich fragte, was ihr wäre. Nun kam eine ganze Klag-Litanei über den Schwager. Er wird mich noch unter die Erde bringen, hieß es; alle Menſchen, meine Kinder, und ſogar meinen Mann, zieht er von mir ab. Sag, habe ich das um dich verdient? — Der Kammerherr widerſprach der Behauptung, daß ſein Bruder ihn von ihr abziehen wollte. Nun fing ſie noch lauter an zu weinen und zu klagen, bis er ihr Recht

gab, doch mit dem Zuſatze: es würde dem Major nicht gelingen. Sie erwiederte dagegen: es iſt ihm ſchon gelungen; ſonſt würdeſt du es nicht ſo hingehen laſſen, daß dieſer Satan mich mit Fäuſten ſchlägt. (Sie war in einer Verhandlung, wie die gegenwärtige nicht weniger bibelfeſt, als der Major.) — Was verlangſt du denn von mir, liebe Frau? fragte endlich der Kammerherr. — Du mußt ihm ſchreiben: er ſoll keinen Fuß mehr nach Moorberg ſetzen, und nicht wieder ſagen, daß er dein Bruder iſt. — Liebe Frau, das geht wirklich nicht! — Nun weinte, klagte, maulte und ſchalt ſie wieder ſo laut, daß die Dompfaffen ſchwiegen, die Turteltauben ſich verkrochen, und die Kanarienvögel unruhig umher flogen. Als auch das noch nicht half, ſprang ſie auf, und rief: ich möchte alle dieſe Thiere würgen, die du lieber haſt, als deine Frau! Um nur ſeine Lieblinge zu retten, ſagte der Kammerherr in großer Angſt: Herzens-Frau, ja, ja; du haſt Recht! Sag nur, was ſoll ich ſchreiben. — Sie zog ein Koncept zu einem Briefe hervor, das Karl entworfen hatte. Er ſetzte ſich und ſchrieb, obgleich mit

heimlichem Seufzen über die harten Ausdrücke, an denen er nichts ändern durfte, weil ſeine Frau ihm über die Schulter ſah.

„Was Henker!" ſagte der Major, als er den Brief bekam; „vom Bruder Toffel? Das iſt ja ein Meerwunder!" Er las einige Zeilen vor ſich leiſe; dann ſagte er laut, halb lachend, halb ärgerlich: „hör' einmal, Hannchen! hören Sie Seibold! Das ſchreibt er:"

„Ich muß dich bitten, lieber Bruder, mein Haus künftig ganz und gar mit deinen Beſuchen zu verſchonen, da du nur den Samen der allerbitterſten Zwietracht zwiſchen Eltern und Kindern darin ausſäeſt. Du haſt meine Tochter gegen mich und meine Frau aufgehetzt, und ſogar Gewaltthätigkeiten in meinem Hauſe verübt, die, wenn ich den Schutz der Geſetze aufforderte, dich in den Verdacht bringen würden, daß du raſend, oder ein Straßenräuber wäreſt. Ich bin Vater meiner Kinder, und will es auch bleiben; ich bin Herr in meinem Hauſe, und gebe dir die Verſicherung, daß ich das erſtemal, wenn du meine Schwelle wieder

betrittſt, mein Hausrecht gebrauchen werde.“

„Ich könnte mich ordentlich freuen, wenn er Herz dazu hätte,“ ſagte der Major dazwiſchen; „ſo wäre doch nicht alle Hoffnung verloren.“

„Mit meiner Tochter verbitte ich den Briefwechſel hinter meinem Rücken; ſonſt ſehe ich mich genöthigt, alle brüderlichen Rückſichten aus den Augen zu ſetzen, und den Schutz der öffentlichen Gewalt gegen einen Menſchen aufzurufen, der“...

„Wie? was!“ Er las vor ſich weiter...

„verächtlich genug dachte, eine Kammerjungfer zur Frau zu nehmen, und nun auch meine Tochter gern bereden möchte, einen ſeiner Domeſtiken zu heirathen.“

Der Major ſteckte den Brief mit einem finſtern Geſicht in die Taſche, umarmte ſeinen Neffen, der eben in das Zimmer trat, ging dann ruhig an ſeinen Schreibtiſch, und ſchrieb:

„Deinen Brief, Bruder Toffel, habe wohl erhalten, und ſehe daraus, daß du dich noch immer in der Gewalt deiner Frau

befindeſt. Von deiner Hand iſt der Brief geſchrieben; ich hoffe aber zur Ehre unſerer ſeligen Eltern, daß du ihn bloß abgeſchrieben haſt, oder, daß er dir diktirt worden iſt. Du magſt, wie der Kreuzträger Hiob, genug dabei geſtöhnt haben. Die erſte Pfeiſe Tabak, die ich rauche, will ich an deinem Briefe anſtekken, daß er nicht etwa nach meinem und deinem Tode in die Hände deines Sohnes Hennig fällt, der ja dabei vor Scham roth werden müßte, wie ein gekochter Krebs. Mit dem Hausrechte hat es nichts zu ſagen, ſo lange der Säbel an meiner Seite hängt. Siehſt du, mit dem jagte ich dich und deinen Herrn Sohn, ſammt ſeinem Winde und ſeinen Treſſen, von Dan bis gen Ber Seba. Sag deiner Frau, daß ich den letzten Tropfen Gift hinunter habe, und daß er mir weh gethan hat. Aber er iſt vergeſſen; denn eben trat dein Sohn Hennig in das Zimmer, und küßte mich. Uebrigens bin ich dein Diener in allen ehrlichen Dingen."

„Dein Bruder Fritz."

„P. S. Du ſollteſt dich ſchämen, daß du dich bereden läßt, ſo etwas abzuſchreiben. Es iſt ein ſchlechtes Stück, das glaub mir; und es geht mir herzlich nahe, daß du ſo ein hölzern Bild biſt, das die Prinzeſſiin Michal für den David ausgab. 1. Samuel. XIX.“

Als man dieſe Antwort in Moorberg geleſen hatte, ſaßen Mutter und Sohn mit dem einfältigen Geſichte da, das man gewöhnlich macht, wenn man auf etwas Entſcheidendes in einer Sache hofft, und am Ende etwas herauskommt, das ſie noch mehr verwickelt. Er wird wegbleiben! hatte Karl geſagt. — Oder, war die Mutter eingefallen, er macht in ſeiner ſchrecklichen Hitze einen ſo auffallenden Streich, daß er überall Unrecht behält: eins von beiden gewiß! Und nun war zu ihrem Verdruſſe keins von Beiden geſchehen. Der Major mußte beleidigt, erbittert ſeyn, und hatte doch ſo kalt, ſogar, wie ſie meinten, ſcherzend und ſpottend, geantwortet. Darin irrten ſie ſich aber. Der Major ſchrieb, wie er dachte, fühlte und ſprach; und hätte er ihnen den Brief mit ſeinem Baſ-

ſe vordeklamirt, ſo würden ſie ihn zornig genug gefunden haben.

Die Frau von Halden fing an, recht aus vollem Herzen zu weinen, da ſie ſich durch ihren Schwager ſo ſehr unglücklich fühlte. Alles Mögliche, ſagte ſie, thut er mir zum Poſſen. Erſt verſpricht er uns, ledig zu bleiben, und nimmt dann doch eine Frau, und noch überdies eine ſo zweideutige Kreatur, daß man allemal blutroth wird, wenn von ihr die Rede iſt. Hennigen will er erziehen. Aber, großer Gott! was wird aus dem Jungen? Da muß er mit allem Bettelvolke umgehen, als ob es ſeines Gleichen wäre; und das Kind, das ſie bei ſich haben, nennen ſie ſeine Braut. Ein Hurkind ſoll die Gemahlin meines Sohnes werden! Nun zieht der ſaubre Herr Major gar auch Emilien an ſich. Ein verdorbener Komödiant, ein Landſtreicher, muß ſie verführen; und dich, lieber Karl, dich haßt er, wie die Sünde, weil du deinem Stande Ehre machſt. Aergerte es ihn nicht ſchon, daß du um die junge Gräfin Espenbruch her warſt? Es ſollte nur eine Bauerdirne geweſen ſeyn, dann hätte er

dich geherzt und geküßt. O, ich weiß es wohl! Herunter ſollen wir! Ihr alle Drei ſollt ſo niederträchtig heirathen, wie er ſelbſt: das iſt ſein Wille!

So klagte die Frau von Halden, und ſo würde in ihrem Falle wohl manche Andre geklagt haben. Die meiſten Menſchen ſind ja noch ſo ſchwach, daß ihnen die Humanität des Beſſeren Naſerei ſcheint, und daß ſie glauben, er thue ihnen Unrecht, wenn er ſich ihrer unbedachten Unmenſchlichkeit in den Weg ſtellt. Hunderte von Müttern, welche dies leſen, können vielleicht dem Major Recht geben; man bringe ſie aber in den Fall, daß ſie zwiſchen einem ſchlechten Menſchen von ihrem Stande, und einem edlen Manne von geringerem für ihre Tochter wählen ſollen: ſie werden dann gerade eben ſo denken und handeln, wie die Frau von Halden.

Das Projekt mit Selenbergen konnte nicht aufgegeben werden; denn die Vortheile einer Verbindung mit ihm fielen allzu ſtark in die Augen. Selenberg, ſagte Karl, iſt in der That ſo ausgemergelt, daß er höchſtens nur noch einige Jahre lebt; dann iſt Emilie die

reichſte Wittwe im ganzen Lande. Wie kann das Mädchen ihr und mein Glück ſo von ſich ſtoßen! Iſt Selenberg ihr Mann, ſo ſteige ich bei Hofe immer höher, und bekomme durch ſeinen Einfluß die junge Gräfin Espenbruch. Wenn man mit dem tollen Major nur vernünftig ſprechen könnte, er müßte das ſelbſt einſehen. Das hängt ja an einander, wie das Einmal Eins. Emilie muß ſchlechterdings Selenbergen heirathen, wenn ich mein Glück machen ſoll; denn gäbe ſie ihre Hand dem elenden Menſchen da drüben in Sollingen — ſagen Sie ſelbſt, welche Familie im Lande, die auf Ehre hält, würde ſich mit mir einlaſſen? Der Graf Espenbruch müßte ja befürchten, daß ſein Schuſter oder Schneider ihm eine Rechnung ſchickte, mit der Ueberſchrift: für meinen hochgebornen Herrn Vetter an Arbeit verfertigt.

Der Mutter leuchtete das ſo ein, daß ſie mit einem Schwure verſicherte: Emilie ſollte Selenbergen nehmen. Karl ging nun zu ſeiner Schweſter, um ordentlich mit ihr über die Sache zu ſprechen. Er ſetzte ihr Alles, was er der Mutter geſagt hatte, mit vieler Be-

redtſamkeit aus einander, und ſie hörte auf⸗merkſam zu. „Biſt du nun fertig?“ ſagte ſie dann. „Nun, ſo höre auch mein Glaubens⸗bekenntniß. Du willſt ſteigen; ich frage dich aber: warum? wozu? Unſere Familie, die Halden, unſre Nachkommen, ſollen große Männer werden und die vornehmſten Stellen im Lande haben. So müßten denn künftig alle Herren und alle Fräulein von Halden es wieder ſo machen, wie wir; ſie müßten, um in den erſten Stellen zu bleiben, Perſonen heirathen, die ihnen verhaßt wären, und Ver⸗bindungen aufgeben, in denen ſie glücklich ſeyn würden. Nun ſage mir einmal: wer von un⸗ſern Nachkommen ſoll denn am Ende der ſeyn, der das nicht mehr dürfte, für deſſen Glück ich mein eignes aufopfern ſollte?“

Liebe Schweſter, das Steigen ſelbſt iſt ja ein Glück.

„Für dich, ja. Doch nicht für jeden, nicht für mich. Steige du immerhin, weil du darin dein Glück findeſt; aber laß mich fallen, weil ich das wünſche. Und — ich kann dich ja mit deinen eigenen Waffen ſchlagen. Die Halden ſtiegen; meine Kinder aber hießen Selen⸗

berge, und je höher deine Familie käme, deſto tiefer müßte die meinige herunter. Ich ſollte mich alſo für Fremde aufopfern; und das wirſt du doch nicht von mir verlangen. Kurz und gut: ich nehme Selenbergen nicht; und nun mach, was du willſt. Du lächelſt? Ich verſichre dir, wenn ich keine andre Wahl mehr hätte, als zwiſchen Selenbergen und den Mühlrädern, ich würde ohne Bedenken dieſe wählen. Du glaubſt daran nicht, das weiß ich wohl. Aber ſtelle mich auf die Probe. Bringe Selenbergen her; und das erſte Wort, das ich ihm ſage, wird ſeyn: Herr Präſident, meine Mutter will mich mit Ihnen verheirathen; ich aber will nicht, weil Sie ein liederlicher, ausſchweifender, verächtlicher Menſch ſind. Sieh, das erklärte ich ihm mit aller Gelaſſenheit; und was wäre dann?"

Du würdeſt dich vor der ganzen Welt lächerlich machen, verſpottet, verachtet werden.

„Das iſt dir fürchterlich; mir aber nicht im geringſten. Ich möchte wahrhaftig nicht einmal, daß die Welt mich ehrte."

Karl faßte ſich. Nun, Emilie, wenn du ſo wenig Schweſter biſt, daß du mir nicht

helfen willſt, ſo ſey mir wenigſtens nicht hinderlich. Nähmeſt du Seibolden zum Manne, ſo machteſt du mich unglücklich. Jedes Haus würde mir ſeine Tochter abſchlagen, weil ſie die Schwägerin eines gemeinen Menſchen, eines Bettlers, werden müßte. Verſprich nur, daß du nie Seibolden nehmen willſt.

Emilie lächelte. „Du willſt glücklich werden; und auch ich will es. Aufrichtig, Karl: wenn Seibold meine Hand will, ſo iſt ſie ſein.“

Wenn Seibold deine Hand will, ſagſt du? Ich dächte, der möchte wohl wollen. Du ſpotteſt, Emilie!

„Seibold liebt mich, und würde ohne mich unglücklich ſeyn. Aber dennoch ſchlägt er meine Hand aus. Sieh Bruder, ich begreife ſehr oft dich eben ſo wenig, wie du einen ſolchen Menſchen.“

Er ſchlägt deine Hand aus? und Emilie, ein Fräulein von Halden, will ſich ihm aufdringen?

„Denke nur, wie abſcheulich! und doch iſt es ſo. Indeß — ich habe ihm einen Ring gegeben; kannſt du den von ihm wieder be-

kommen . . . dann bin ich zwar unglücklich, ſehr unglücklich! aber frei von ihm. Sieh, ſo ſteht es."

Alſo wenn ich dir den Ring bringe, Emilie? fragte Karl lächelnd und erwartend.

Emilie ſchwieg einige Sekunden; dann ſagte ſie auf einmal heftig: „ja! wenn er den Ring weggiebt, ja, dann habe ich mich in ihm betrogen! dann will ich euch helfen, daß ihr ſteigen könnt, und unglücklich ſeyn." Mit dieſen Worten ging ſie in ein Nebenzimmer.

Emilie hatte jetzt eine Romanenidee im Kopfe. Es war ihre größte Unruhe, daß ſie dennoch nicht zuverläſſig wußte, ob Seibold ſie liebe, da ihr Oheim über dieſen Punkt nichts geſagt hatte. Sie beſaß kein Geſchenk von Seibold; allein ſie fühlte, daß man ihr einen Ring, den ſie von ihm hätte, nur mit dem Leben würde entreißen können. Daher ergriff ſie mit großer Heftigkeit den Gedanken, durch den Ring, welchen Seibold von ihr bekommen hatte, ſeine Liebe zu prüfen.

Die Mutter wollte ihre Tochter ſtreng behandeln; Karl hielt ſie aber noch einmal zurück. Was können Sie mit Emilien machen? fragte

er; ſie einſperren und dadurch noch mehr auf⸗bringen? Jeder Domeſtik im Hauſe ſteht ihr ja zu Gebot; und ſie würde gewiß Mittel finden, nach Sollingen zu kommen, ohne daß wir ſie daran hindern könnten. Durch Strenge gäben wir ihr Veranlaſſung, auf einen ſolchen Gedanken zu gerathen; dann aber wäre alles verloren. Sie ſchwebt jetzt noch zwiſchen Zwei⸗fel und Furcht; in dieſem Schwanken muß ſie erhalten werden. Das Beſte wäre, ſie zu überraſchen; aber das iſt ſchwer. Oder wenn wir ſie mit ihren eigenen Waffen, mit der Empfindelei, ſchlagen könnten! Wir haben ſchon gewonnen, wenn unſere Feinde nur un⸗thätig bleiben; wecken dürfen wir ihre Thätig⸗keit nicht.

Endlich überließ die Mutter die ganze Sa⸗che ihrem Sohne. Er rieth ihr, ſich um Emiliens Liebe zu bewerben, weil er dann mit Sicherheit auf des Mädchens Herz rechnen zu können glaubte. Die Mutter ſah ein, daß er Recht hatte, und nahm ſich vor, ihre Toch⸗ter mit Zärtlichkeit zu behandeln; ja, ſie that es wirklich. Emiliens Herz öffnete ſich nun ſogleich; denn ſie fühlte das Unnatürliche,

Drückende des Verhältniſſes, worin ſie mit ihrer Mutter ſtand. Aber dieſe ſchönen Augenblicke der wiederkehrenden Liebe nützte die Frau von Halden nicht, ſich in dem Herzen ihres Kindes erſt zu befeſtigen; ſie fragte jedesmal ſogleich: nun, haſt du dich beſonnen? willſt du Selenbergen? Dann antwortete Emilie entſchloſſen: nein! — Die Stunde, welche mit Liebe anfing, endigte ſich jedesmal damit, daß die Mutter bittre Vorwürfe, heftige Drohungen ausſtieß, und daß die Tochter immer kälter wurde.

Sehr unerwartet kam in Kurzem der Major nach Moorberg. Als die Frau von Halden, die gerade am Fenſter ſtand, ihn von fern heran reiten ſah, fühlte ſie die Strafe dafür, daß ſie ihren Mann gezwungen hatte, einen ſo unmenſchlichen Brief zu ſchreiben. Sie dachte an das Hausrecht; aber wer ſollte es ausüben? Ihr Mann ſteckte das bleiche Geſicht in ihr Zimmer, und rief ſehr furchtſam: der Major kommt! In der Angſt ſchickte ſie einen Bedienten hinunter, der ihm ſagen ſollte: die Herrſchaft ſey nicht zu Hauſe! Dann trat ſie hinter die Gardine, um die Wirkung dieſer

Lüge abzuwarten. Der Bediente beſtellte ſeinen Auftrag, als der Major eben vom Pferde ſtieg. „Das iſt mir lieb,“ antwortete dieſer, und ging auf das Haus zu. Wüthend eilte die Frau von Halden nach dem Zimmer ihres Mannes, und rief drohend hinein: geh ihm entgegen, und ſag ihm, du willſt ſeine Beſuche nicht! — Das laſſe ich wohl bleiben, erwiederte der Kammerherr; du kennſt ja meinen Bruder! — Nun hörten ſie ſchon den polternden Gang des Majors auf der Treppe. Ich ſagte es gleich, fing der Kammerherr ängſtlich wieder an: es war ein dummer Streich mit dem Briefe; aber wird denn je auf mich geachtet?

Der Major ging quer über den Saal, und man hörte Emiliens Thür zumachen. Die Frau Kammerherrin weinte vor Wuth, und konnte ihrem Karl, der bald nachher in das Zimmer trat, kaum erzählen. — Wenn Sie mir Erlaubniß geben, ſagte Karl zu ſeinem Vater, ſo will ich den Major bald wegſchaffen. Für meinen Kopf darf ich es nicht; Sie aber ſind Herr im Hauſe, und ſollten . . . —

Ich ſoll immer Herr ſeyn, erwiederte der

Kammerherr kläglich, wenn es mit dem Major etwas giebt! Laßt mich in Ruhe; ich habe nichts damit zu thun.

So will ich nur gehen! ſagte Karl ſpöttiſch; es iſt ja, als ob der Onkel über alle Geſetze wäre. Und nun hielt er, mit der Hand ſchon auf dem Drücker der Thür, eine lange Rede, worin er bewies, daß der Major nicht das Recht hätte, wider den Willen des Vaters nach Moorberg zu kommen. Mitten in ſeinem Vortrage hörte er Emiliens Thür aufgehen, und zog ſich an die Kanarienhecke zurück. Raſch öffnete der Major das Zimmer, trat herein, und ging mit offnen Armen, mit lachendem Geſichte, auf ſeinen Bruder zu. Der Kammerherr, der bis jetzt ſehr furchtſam da geſtanden hatte, breitete ebenfalls, wie mechaniſch, die Arme aus. Der Major umarmte ihn, fliſterte ihm etwas ins Ohr, und verließ dann, ohne ein Wort weiter zu ſagen, das Zimmer. Alle Drei ſchwiegen erſt; ſobald aber der Major vom Hofe hinunter trabte, ſchimpfte die Frau von Halden hinter ihm her, ſchalt auf ihren Mann, und verlangte zu wiſſen, was der grobe Menſch ihm zugefliſtert hätte.

Der Kammerherr ſagte: ich hörte nur, „der Brief iſt verbrannt;“ ein Paar andre Worte konnte ich nicht verſtehen. — Er hatte ſie indeß recht gut verſtanden. Der Major ſagte noch: „Sieh, wie wenig es koſtet, eine Frau in Reſpekt zu erhalten! Bruder, und dazu haſt du nicht einmal Kraft genug!“

Man ging nun zu Emilien, um ſie zu fragen, was der Major mit ihr geſprochen hätte. Sie ſagte: er hat ſich bloß nach meinem Befinden erkundigt. Die Mutter warf zwar mißtrauiſche Blicke auf ihre Tochter, und machte ihr auch bittre Vorwürfe; ſie mußte ſich aber doch mit dem begnügen, was Emilie für gut gefunden hatte, ihr zu ſagen.

Karl begriff, daß man mit dem Major ſehr zufrieden ſeyn könnte, wenn er nichts mehr thäte, als heute. Er hatte zwar einen Augenblick den Gedanken gehabt, den Schutz der Geſetze gegen des Majors Eingriffe in die Rechte des Vaters zu verlangen; aber — das konnte nicht ohne Eklat abgehen: und für jeden Eklat war Karl nun einmal gar nicht; ſo etwas, meinte er, müßte man bis zur allerhöchſten Noth verſparen.

Daß Mutter und Sohn bei dem Beſuche des Majors ſo gut davon kamen, hatten ſie Emilien zu danken; denn eigentlich war Beiden eine derbe Predigt zugedacht. „Ich muß mein Herz einmal wieder erleichtern," ſagte der Major zu Hannchen, die ihn bat, zu Hauſe zu bleiben. „So ganz umſonſt können ſie den Brief doch nicht ausgeheckt haben!" Seibold, dem ſelbſt daran gelegen war, Nachricht aus Moorberg zu bekommen, bat ihn beim Abſchiednehmen nur, Emilien nichts von dem Zuſtande ſeines Herzens zu ſagen; und das verſprach der Major. Emilie ging, als der Onkel in ihr Zimmer trat, heiter auf ihn zu, und küßte ihn mit Herzlichkeit. Ihr zweites Wort war natürlicher Weiſe eine Frage nach Seibold. Der Major ſagte kalt: „er befindet ſich wohl, und läßt dich grüßen." — Nur Eine Frage beantworten Sie mir, lieber Onkel! Darf ich hoffen, je glücklich zu werden? liebt mich Seibold? — Durch dieſe Frage gerieth der Major in Verlegenheit. Er wollte nicht lügen, und auch nicht die Wahrheit geſtehen. „Höre', Milchen," ſagte er nach einigem Beſinnen; „ich habe Seibol-

den verſprechen müſſen, über dieſen Punkt ſtockſtill zu ſchweigen.“ — Dann will ich auch nichts wiſſen! erwiederte Emilie mit dem froheſten Geſichte. Ja, lieber Onkel, fuhr ſie fort, und lehnte ſich an ſeine Bruſt; ja, ich hoffe einſt glücklich zu werden, wenn nicht in Seibolds Armen, doch in dem Bewußtſeyn, meine Pflichten erfüllt zu haben. Sagen Sie meinem Freunde, daß ich ſehr ruhig bin, und daß ich meine Pflicht nicht vergeſſen werde, wenn man mich auch ſogar mißhandeln ſollte. Und nun, lieber Onkel, überlaſſen Sie Ihre Emilie ſich ſelbſt. Ihre Beſuche erbittern die Mama nur noch mehr; und wirklich, lieber Onkel, es ſieht ſo aus, als ob ich mit Ihnen gegen meine Eltern komplottirte. Man bildet ſich ein, Seibold ſtände mit mir in einer geheimen Verbindung, die doch immer Unrecht wäre, und Sie brächten mir Nachrichten von ihm. Ich bedarf in der That Ihres Schutzes jetzt nicht. Und was kann man mir auch thun? Mißhandlungen habe ich nicht leicht zu befürchten. Meine Mutter liebt mich wohl nicht; aber ſie achtet mich doch. Und im äußerſten Nothfalle kann es

mir ja nie an Mitteln fehlen, Sie von meiner Lage zu unterrichten. Beſuchen Sie mich nicht wieder, lieber Onkel. Sie erſparen mir dadurch unangenehme Empfindungen. Meine Mutter wird gütiger gegen mich ſeyn, ſobald ſie den ungerechten Verdacht nicht mehr hat, daß ich mit Ihnen und Seibolden Heimlichkeiten habe.

Der Major fand es ein wenig gefährlich, Emilien ſo gänzlich ihrer Mutter zu überlaſſen. „Hm!" ſagte er, „das iſt, als ob du dich einem erbitterten Feinde auf Gnade und Ungnade ergäbeſt. Laß uns erſt eine ehrenvolle Kapitulation machen; dann will ich . . ."

Würde man ſie denn halten, lieber Onkel? fiel Emilie ein. — Der Major verſprach ihr zuletzt, fürs erſte nicht wieder zu kommen. Er nahm mit zärtlicher Rührung von ihr Abſchied, und ließ in dem Uebermaße ſeiner Liebe ein Paar Worte fallen, aus denen ſie leicht wiſſen konnte, was ſie hoffen durfte. „Halte dich brav!" ſagte er; „und die Hochzeit will ich geben."

Die kleine Heuchlerin! An ihre Mutter dachte ſie nur nebenher; eigentlich war ſie

mit einem romantiſchen Plane beſchäftigt, den ihre Phantaſie entworfen hatte. Allein wollte ſie ſiegen, und Seibolden zeigen, daß ſie für ſeinen Beſitz zu kämpfen wüßte. Er ſollte die Größe ihres Herzens kennen lernen, und ſich dann noch feſter an ſie knüpfen. Was wird er ſagen, dachte ſie, wenn ich nicht einmal mehr etwas von ihm erfahre, und ihm dennoch treu bin! wenn ich nichts Beſtimmtes von ſeiner Liebe weiß, (die aber der Oheim ſo offenbar verrathen hatte) und dennoch für dieſe Liebe den Kampf mit meinen Verwandten wage!

Der Major hatte der Kammerherrin und ihrem Sohne ſeine Predigt nur aus dem Grunde erlaſſen, weil er Emilien nicht ſchaden wollte. Als er nach Hauſe kam, ſagte er lächelnd: „nun bin ich zum letztenmale in Moorberg geweſen; Emilie hat mir die Thür gewieſen. Das Mädchen ſpricht wie ein Buch!“ Er erzählte ſeine Unterredung. Seibold bewunderte Emiliens Muth; aber, er fing mit großer Aengſtlichkeit an zu zweifeln, ob ſie ihn auch wohl ſtark genug liebe, um den Bitten und Drohungen ihrer Anverwandten widerſtehen zu können.

So war nun alle Verbindung zwiſchen den beiden Liebenden durch ihre eigene Schuld abgebrochen. Jetzt blieb ihnen nur noch der Glaube an einander übrig: ein unſichtbares Band, aber das feſteſte zwiſchen zwei Herzen.

Das Betragen des Majors war ſo ſeltſam, ſo lachend, ſo ſicher geweſen, daß die Mutter glaubte, er müßte einen Plan mit der Tochter abgeredet haben. Man beobachtete nun Emilien ſehr genau, und ließ ihr bei allen ihren Spaziergängen jedesmal ein Paar Leute unbemerkt folgen; aber ſie that nichts, was zu Argwohn berechtigte. Der Bruder hatte heimlich die Papierbogen in ihrem Schreibtiſche gezählt, das Siegellack gemeſſen, und die Federn bezeichnet; aber ſie ſchrieb auch nicht, wenigſtens keine Briefe. Sie ließ ihre Schlüſſel ſtecken, und Karl unterſuchte, als ſie ſpazieren gegangen war, ihren Schreibtiſch. Er fand Briefe von Seibold, und las ſie mit Begierde; aber ſie enthielten nichts als vortreffliche Belehrungen über die Pflichten der Tochter und des Mädchens. Er fand Aufſätze von Emilien, Verſe, einige Briefe aus der neuen Heloiſe; doch nichts von dem, was er zu finden hoffte.

Emilie blieb ſich in ihrer Ruhe gleich, und ließ ſogar die beſten, ihr abſichtlich gemachten Gelegenheiten, nach Sollingen zu ſchreiben, unbenutzt vorübergehen. Auch in Sollingen, wo Karl unter den Domeſtiken einen Spion hatte, war man eben ſo ruhig, eben ſo unthätig; und der Major hatte bei Tiſche erklärt, daß er nicht wieder nach Moorberg reiten würde. Karl fing nun an Emilien keinen Plan mehr zuzutrauen. Er ſagte eines Tages zu ihr: der Major kommt ja nicht mehr! — „Ich habe ihn gebeten,“ erwiederte ſie unbefangen, „uns mit ſeinen Beſuchen zu verſchonen, weil ich bei der Mama in Verdacht bin, als hätte ich allerlei Heimlichkeiten mit ihm. Er hat mir verſprochen, nicht wieder zu kommen.“

Emilie war Karln unbegreiflich; denn ungeachtet ihrer Unthätigkeit blieb ſie dennoch feſt bei ihrem Entſchluſſe, von Selenbergen nichts hören zu wollen. Wenn Karl ſie bat, wenigſtens Seibolden aufzugeben, ſo ſagte ſie: „ſchaffe mir meinen Ring von ihm, und ich habe ihn verloren.“ Karl entſchloß ſich endlich zu dieſem Wageſtücke. Sobald er von ſei-

nem Spion in Sollingen erfuhr, daß der Major und Hennig an dem und dem Tage um eine beſtimmte Zeit nicht zu Hauſe wären, ging er in Geſellſchaft eines Jägers, eines ſtarken Kerls, hinüber.

Seibolds gewöhnlicher Spaziergang war ein dunkles, einſames Wäldchen am See; dorthin ging Karl, und der Jäger mußte in einer kleinen Entfernung warten. Endlich kam Seibold, die Hände über die Bruſt gekreuzt, den Weg vom Dorfe her. Sobald er in dem Wäldchen war, trat Karl auf ihn zu. Seibold erſchrak ein wenig, als er Emiliens Bruder vor ſich ſah. Ich habe mit Ihnen zu ſprechen, fing Karl ſehr artig, aber in einem feſten Tone an, zu dem Seibolds Erſchrecken ihm Muth gab. Wollen wir uns ſetzen? Man ſagt von Ihnen, Sie wären ein edler Mann, Herr Seibold; ich ſelbſt glaube das, und bin beinahe überzeugt, daß Sie auf keine Weiſe an dem neulichen ſeltſamen Auftritte in Moorberg Schuld geweſen ſind. Sie kennen die Welt, und ich traue Ihnen daher zu, daß Sie nicht einmal den Wunſch haben, ein Mädchen, das Ihnen an

Range

Range ſo ungleich iſt, zu beſitzen. Es würde mir unangenehm ſeyn, eine ſolche Thorheit von einem Manne glauben zu müſſen, dem jedermann Klugheit zuſchreibt, und dem wir für die Rettung Emiliens Dank ſchuldig ſind. — Seibold ſchwieg. — Wie muß ich Ihr Schweigen nehmen, Herr Seibold? Ich möchte Ihnen gern noch mehr verdanken, als das Leben meiner Schweſter: ihre Ehre.

„Sie haben mich überraſcht, Herr von Halden;" antwortete Seibold noch immer verlegen. „Was ſoll ich antworten? Die Begebenheit, von der Sie ſprechen, iſt ſo einzig in ihrer Art, ſo ſeltſam, daß Reden Ihren Verdacht gegen mich vielleicht nicht weniger beſtärken könnte, als Schweigen. Um unſerm Geſpräche über dieſen Gegenſtand für immer ein Ende zu machen, gebe ich Ihnen die Verſicherung, daß ich Emilien ſeit jenem Mittage nicht wieder geſehen, und daß ich auf keine Weiſe, weder ſchriftlich, noch durch einen andern Weg, eine Verbindung mit ihr unterhalten habe. Noch mehr, Herr von Halden! Ich hoffe nichts, und wünſche nicht einmal eine Veränderung des Zuſtandes, in welchem

ich jetzt bin, und der Ihnen wohl ſchwerlich Unruhe machen kann.”

Das heißt, wenn ich Sie recht verſtehe: Sie entſagen jeder Verbindung mit meiner Schweſter?

„Herr Kammerjunker, die Sache iſt ſo zart, daß ich Sie bitten muß, meine Worte zu gebrauchen, und keine andern. Ich hoffe nicht auf eine Verbindung mit Ihrer Schweſter, und werde, wie die Sachen jetzt liegen, nie etwas thun, um dieſer Verbindung näher zu kommen. Entſagen! Sie werden doch einſehen, Herr Kammerjunker, daß ich dieſes Wort nur gegen Fräulein Emilien ſelbſt, ſonſt gegen keinen Menſchen auf der Erde, gebrauchen dürfte?”

Ich muß geſtehen, Sie denken ſehr fein. Wenn aber dieſes Wort beweiſen könnte, daß Sie den lächerlichen Handel endigen wollten, und Sie weigerten ſich dennoch, es auszuſprechen: — was müßte ich davon denken?

„Entſagen, Herr Kammerjunker, ſetzt Anſprüche voraus; und die geſtehen Sie mir gewiß nicht zu. Oder ſoll entſagen heißen: erklären, daß ich auch dann, wenn Ihre

Schweſter eine Bürgerliche wäre, eine Verbindung mit ihr nicht wünſchen würde? Und wenn Sie mir eine Welt für dieſes einzige Wort böten, ich ſpräche es doch nicht aus. Eben ſo leicht könnte ich dem Leben, dem Bewußtſeyn meines Werthes, und allen Hoffnungen für die Zukunft entſagen, als dem Gefühle: Emilie iſt die Edelſte ihres Geſchlechtes, und der Mann, deſſen Gattin ſie wird, hat ſchon auf der Erde den Himmel. Ich hoffe nicht auf dieſes Glück, und werde nichts thun, um es mir zu verſchaffen. Das iſt Alles, was ich Ihnen ſagen darf. Und nun muß ich Sie bitten, dieſer Unterredung ein Ende zu machen."

Meinen Sie denn in Ernſt, Herr Seibold, ich ſoll mich mit dieſen Sophismen begnügen? Es kommt hier ja nicht auf die grammatiſche Bedeutung des Wortes: „entſagen" an; ſondern auf das Glück einer Familie, die von Ihnen Ruhe verlangt. Gebrauchen Sie dieſes unhöfliche Wort immerhin, ohne alles Bedenken. Wenn Emilie nun glaubt, Ihnen verbunden zu ſeyn und Ihnen Anſprüche gegeben zu haben! — Wahr oder nicht —

genug, Sie müſſen dieſen vermeinten Anſprüchen entſagen, wenn Sie Willens ſind, in unſerm Hauſe den Frieden wieder herzuſtellen.

„O, wenn es nur das iſt, Herr von Halden,“ erwiederte Seibold, doch ein wenig beſtürzt; „von Herzen gern! Ich gebe Fräulein Emilien ihr Wort zurück, und erlaſſe ihr alle Verbindlichkeiten, alle Anſprüche, die ich an ſie haben könnte. Es iſt mein herzlicher Wunſch, daß Emilie heirathen und glücklich ſeyn mag. Glauben Sie mir, Sie ſelbſt und Ihre Frau Mutter können das nicht eifriger wünſchen, als ich. Nun aber bitte ich ...“

Bald, Herr Seibold! Es fehlt dieſer Handlung nur eine kleine Formalität. Emilie gab Ihnen an jenem Mittage einen Ring; — ja, das iſt er, da an Ihrem Finger! — ſchikken Sie ihr den zurück.

„Dieſen Ring? Nein, Herr Kammerjunker! Den gab mir Emilie zum Andenken an . . . — Ich würde ihn Emilien ſelbſt abſchlagen. Es iſt das Einzige, auf das ich gerechte Anſprüche mache; und ſolchen Anſprüchen entſage ich für nichts in der Welt.“

Es könnte Ihnen, wenn ſie den Ring

behielten, einmal einfallen, auch Ihre andren Anſprüche auf Emilien für gerecht zu halten.

„Sie erlauben Sich einen Ton, Herr von Halden, den ich . . .“

Der mir aber beliebt! Kurz, ich will den Ring haben, und hoffe nicht, daß Sie Sich noch lange weigern werden.

„Herr von Halden!“

Das iſt mein Name; und er mag Sie daran erinnern, daß Sie wohl thäten, wenn Sie mein Verlangen erfüllten. Auch mein Onkel und mein Bruder heißen ſo. Vielleicht haben Sie bei denen vergeſſen, welche Achtung Sie dem Namen „von Halden“ ſchuldig ſind. Ich ſage Ihnen, daß unſre Familie ſehr leicht andre Mittel gebrauchen könnte, als ich jetzt, um Sie fühlen zu laſſen . . . Kurz, ich will den Ring haben!

„In der That, Sie fangen an lächerlich zu werden, Herr Kammerjunker!“

Gottfried! (Der Jäger ſprang herbei.) Wollen Sie mir den Ring geben? Tret Er näher, Gottfried! Ich frage: wollen Sie mir den Ring geben?

„Das ſcheint auf einen Straßenraub ab-

geſehen zu ſeyn," ſagte Seibold ganz kalt. „Diebe ſind allemal feige Schurken, Herr Kammerjunker."

Unterdeſſen war Hennig in das Gebüſch gekommen. Er hatte mit ſeinem vortrefflichen, immer im freien Felde geübten Auge den Kammerjunker in einer ſehr weiten Entfernung geſehen, und war neugierig geworden, was den wohl nach Sollingen bringen möchte.

Karl zog ſein Couteau. In demſelben Augenblicke ſprang ſein Bruder Hennig mit flammenden Augen, und vor Zorn bebend, aus dem Gebüſche hervor. Ohne ein Wort zu ſagen, ſchlug er mit der Reitpeitſche, die er in den Händen hatte, auf ſeines Bruders Rücken los, Karl wendete ſich um, und wollte, ſo wie er ſeinen Bruder erblickte, mit dem Couteau nach ihm hauen. Hennig parirte aber den Hieb mit ſeiner Peitſche, unterlief ihn, warf ihn nieder, riß ihm das Couteau weg, und gab ihm, als er ſchon am Boden lag, noch einige derbe Hiebe. Das alles geſchah in einer halben Minute. Seibold fiel, ſobald er ſich nur beſonnen hatte, ihm in die Arme, und entriß ihm die Peitſche. Es iſt dein Bruder, Hennig!

ſagte er. — „Mein Bruder wäre der elende feigherzige Schurke?“ antwortete Hennig mit Bitterkeit. „Nein, einen Buben, einen Straßenräuber erkenne ich nicht dafür.“

Karl war unterdeſſen mit Hülfe des Jägers aufgeſtanden. Er legte die Hand an die Stirn, und ſah mit giftigen Blicken bald auf den Boden, bald auf ſeinen Bruder. Wart! ſagte er endlich mit Zähneknirſchen; du ſollſt es bereuen, daß du mich geſchlagen haſt!

Hennig, dem der Zorn durch die Exekution vergangen war, antwortete ziemlich gütig: „du biſt ein Narr! Die Paar Hiebe haſt du verdient; denn es war ein Schurkenſtreich, auf einen völlig unbewaffneten Mann mit einem Couteau los zu gehen. Und (zu dem Jäger) wenn Er da, Hans Haſenfuß, ſich noch einmal hier auf ſolchen Wegen betreten läßt, ſo habe er ja ein Fläſchchen Branntwein bei ſich, die Striemen zu waſchen! . . . Nimm mir das nicht übel, Bruder, es iſt und bleibt ein Schurkenſtreich; und wenn es der Onkel erführe, der würde dich ganz anders fuchteln. Danke dem Himmel, daß mir der Zorn ſo bald vergangen iſt, und lerne beſſer fechten.

Du läßt dir ja dein Meſſer unterlaufen, als ob es ein Binſenhalm wäre. Adieu."

Er faßte Seibolden unter den Arm, und ging mit ihm den Weg nach Sollingen. Karl ließ ſich von dem Jäger bis zu dem nächſten Dorfe bringen, und ſchickte ihn dann nach Moorberg, um ein Pferd zu holen. Sobald er das hatte, eilte er nach Hauſe. Dort war ſeine Schande ſchon bekannt; denn die gnädige Frau hatte gefragt, weshalb ihr Sohn ein Pferd verlangte. O, ſagte der Jäger; es iſt ein Streit vorgefallen mit dem Junker Hennig. Der Herr Kammerjunker ſprachen mit dem Informator von Sollingen, und der mochte grob ſeyn, oder was es ſonſt war; und da ſprang auf einmal der Junker Hennig aus dem Gebüſche; ja, wie ein Bliß, Ihr' Gnaden. Heraus, zuſchlagen, das Couteau in die Luft werfen, den Herrn Kammerjunker zu Boden ſtoßen, und auf ihn einhauen für toll und für blind — Ihr Gnaden, das alles war Ihnen, als wenn es zehn Menſchen auf einmal thäten. Der Herr Kammerjunker hinken ein Bißchen, und haben ein Paar Hiebe im Geſichte; ſonſt iſt alles noch recht gut abgelaufen.

Man denke ſich die Wuth der Mutter, als Karl nach Hauſe kam, und ihr erzählte. Durch lange Trennung von ihrem zweiten Sohne, durch die Gewohnheit, ihn als ihren Feind zu betrachten, war bei ihr ſchon längſt alle mütterliche Liebe zu ihm erloſchen; doch jetzt entzündete ſich auch eigentlicher Haß gegen ihn in ihrem Herzen. Da ſie ihn nicht hatte, und auch wußte, daß ſie ihm nicht beikommen konnte, ſo fiel ihre ganze Erbitterung auf die unſchuldige Emilie. Zu dieſer eilte ſie hin, um ihrem Zorne Luft zu machen. Sie überhäufte das unſchuldige Mädchen mit Verwünſchungen und den bitterſten Spöttereien, ſchimpfte in den gemeinſten Ausdrücken auf den Major, auf Seibold, auf Hennig, und ſagte unverhohlen, daß ſie es thäte, um Emilien zu kränken. Dieſe erfuhr erſt ſpät, wovon die Rede war; denn die Mutter rief endlich: den Ring wollen wir von dem elenden Kerl wohl wieder bekommen!

In Emiliens Herzen regte ſich jetzt, mitten unter den unangenehmſten Empfindungen, auch eine ſehr angenehme. Ihre geheime Freude darüber, daß Seibold den Ring nicht hatte

herausgeben wollen, hinderte ſie, irgend etwas zu antworten. Dieſes Schweigen brachte die Mutter noch ſtärker auf. Sie faßte Emilien bei dem Arm, und ſchrie: den Augenblick, ſag' ich, ſetze dich hin und ſchreib an den gemeinen Menſchen, was ich dir diktiren werde.

„Mutter," erwiederte Emilie, „Sie haben mir verboten, an Seibolden zu ſchreiben; ich ſchreibe nicht."

Aber das kannſt du doch ſchreiben, daß ſie auf der Landſtraße wie Mörder über deinen leiblichen Bruder herfallen müſſen? Ich rathe dir Gutes! den Augenblick! Du Schandfleck deiner Familie! du ſollſt nicht länger hier ſitzen und Komplotte gegen deine Eltern machen. Schreib, ſag' ich!

Emilie blieb bei ihrer Weigerung, und wurde nun körperlich gemißhandelt. Sie eilte, als ihre Mutter ſie losließ, zu ihrem Vater, warf ſich an ſeine Bruſt, und ſagte jammernd: „ſchützen Sie mich!" Die Mutter kam ihr bald nach. Emiliens bleiches Geſicht, ihr fliegender Buſen, die Heftigkeit ihrer Bewegungen, (die unwürdige Behandlung ihrer Mutter hatte ſie tief empört) und ein ſehr zorniger

Blick, deſſen der Kammerherr ſich hier einmal nicht erwehren konnte, brachten die Mutter wieder zu ſich ſelbſt. Sie ſchwieg verlegen; dann warf ſie ſich auf einen Stuhl, nahm ihre Zuflucht zu dem Hülfsmittel, durch das alle ungezogenen Weiber ihr Unrecht verbergen wollen, zu einer Fluth von Thränen, erhitzte ſich bald aufs neue, und endigte zuletzt wieder mit einem Strome von Schimpfwörtern auf alle Menſchen, — ſich ſelbſt und ihren Karl ausgenommen.

Emilie, die jetzt aufs neue Mißhandlungen befürchtete, erlaubte ſich eine kleine Liſt. Sie ſank mit ſchlaffen Armen auf einen Stuhl, ſagte matt: „ach! wie wird mir!" und verſchloß die Augenlieder. Nun ſprang die Mutter ängſtlich auf, nahm Emilien in ihre Arme, bat ſie tauſendmal um Verzeihung, verſprach, ſo etwas nie wieder zu thun, und nannte ſie mit den liebkoſendſten Nahmen. Sie ſelbſt führte Emilien auf ihr Zimmer, half ſie entkleiden, und war jetzt nichts als Zärtlichkeit. Die thörichte Frau! verkehrt in ihrem Haſſe, wie in ihrer Liebe, gleich tauſend andern Müttern!

Emilie wurde gerührt; doch konnte ſie die

Ungerechtigkeit, die Härte dieſer Behandlung nicht wieder vergeſſen, und ihre kindliche Liebe war mit der Achtung für die Mutter verſchwunden. Jetzt fühlte ſie nicht die geringſte Unruhe mehr bei dem Entſchluſſe, ſo bald als möglich, und durch jedes Mittel, die Gattin des edlen, von ihrer Mutter ſo ungerecht geſchmäheten, Seibolds zu werden. Von dieſem Augenblicke an trennte ſie ſich gänzlich von ihren Eltern, und trat auf die Seite ihres Oheims.

So waren nun Menſchen, welche die Natur durch die heiligſten Bande des Blutes zu wechſelſeitiger Liebe beſtimmt hatte, durch den thörichten Ehrgeitz und die kindiſche Rangſucht einer Frau getrennt, wie Feinde. Nur Einmal, bei der Geburt ihres zweiten Sohnes, beleidigte die Mutter ein Gefühl der heiligen Natur; und aus dieſer Thorheit entſpringt giftiger Haß in einer Familie, die durch Liebe ſo glücklich werden konnte. Wann wird der Menſch lernen, daß man kein Böſewicht zu ſeyn braucht, um endlich Verbrechen zu begehen! wann, daß die zarten Verbindungen der Natur auch nicht ein einziges mal verletzt werden dürfen!

Wozu Karln vorher nur Eigennutz und Habſucht getrieben hatten, dazu trieb ihn jetzt auch Rachbegierde. Er ſah ein, daß ſeine Schweſter aus des Majors Nähe entfernt werden müßte, wenn ſein Plan gelingen ſollte. Die Mutter billigte ſeinen Vorſchlag, Emilien in die Hauptſtadt zu einer Tante zu bringen. Man überlegte nun, wie ihr beizukommen wäre. Es wurde von einer Reiſe geſprochen, auf der Emilie ihre Mutter begleiten ſollte, deren Zweck man aber immer im Dunkeln ließ. Man widerſprach ſich bald, und Emilie konnte nun leicht merken, daß der Plan ſie allein betreffen müßte. Sie erſchrak Anfangs vor dem Gedanken, daß ſie die Gegend verlaſſen ſollte, worin Seibold lebte. Einen Augenblick hatte ſie ſogar Neigung, ihren Oheim um Schutz zu bitten, und ſo den Plan ihres Bruders zu vereiteln; indeß beſann ſie ſich wieder. Seibold ſoll ſehen, dachte ſie, daß ich alles thun kann, was meine Mutter von mir fordert, und dennoch nicht aufhöre, ihn zu lieben. Ich will ihm ein Beiſpiel der Geduld und Standhaftigkeit geben!

Sie ſuchte ihren Bruder auf, und ſagte

lächelnd: ich ſoll von hier weg. Glaubſt du denn, ich ſehe nicht, daß die Reiſe mich gilt? Es wäre in der That beſſer, wenn man aufrichtig mit mir umginge; dann könnte man ſich viele Sorge erſparen. Wohin ſoll ich? in die Hauptſtadt? Wohl! ich gebe dir mein Wort, daß ich dieſer Reiſe nicht das geringſte Hinderniß in den Weg legen will."

Emilie war ſo kalt, ſo ruhig, daß ihr Bruder über ſie erſtaunte. Er ſah nun wohl ein, daß ſie ſchwerlich mit den gewöhnlichen Waffen beſiegt werden könnte; und wenn nicht ſein Haß gegen Seibolden jetzt allzu ſtark geweſen wäre, ſo hätte er ſeine Idee vielleicht wieder aufgegeben. — Du biſt eine kleine Närrin! antwortete er Emilien lächelnd, und machte ſogleich Anſtalten, die Geſinnung ſeiner Schweſter zu benutzen. Der zur Abreiſe beſtimmte Tag kam näher. Emilie ſelbſt half ruhig ihre Kleider einpacken, und blieb ſich auch da noch gleich, als ſie in den Wagen ſtieg. Die Mutter und der Bruder konnten ſich nun nicht viel von einem Mittel verſprechen, das auf Emilien ſo wenig Eindruck machte.

Hennig war nach der Schlägerei mit ſei-nem Bruder ein wenig unruhig, weil der Major Unzufriedenheit geäußert hatte, und bei dieſer Gelegenheit die Parthei des Kammerjunkers zu nehmen ſchien. Er ſchwieg für jetzt, und nahm ſich vor, erſt ſeine Schweſter zu ſprechen. Aber, dachte er, liebt ſie Seibolden, geſteht ſie es mir, und iſt ſie zufrieden mit dem, was ich für ſie thun will: ſo mag es der Onkel mir nicht übel nehmen, wenn ich das Ding auf einmal endige. Ich kann es nicht länger ſo ruhig mit anſehen, daß mein guter Seibold ſich abhärmt.

Von jetzt an ging er öfters in die Gegend von Moorberg, um, wo möglich, Emilien oder ihre Bonne einmal zu ſprechen. Er traf keine von Beiden an, dafür aber den Jäger Gottfried. Hennig ſuchte ſich vor ihm zu verbergen. Gottfried ging aber dreiſt auf ihn zu, und ſagte: Herr von Halden, Sie brauchen ſich nicht vor mir zu verſtecken.

Hennig kam beſchämt hervor, und fing ein Geſpräch mit dem Jäger an. Dieſer verſicherte ſogleich: wenn Hennig etwas zu erfahren wünſchte, oder eine Beſtellung an Fräu-

lein Emilien hätte, ſo ſtände er zu Dienſten. Hennig, der nicht recht wußte, ob er trauen dürfte, fragte fürs erſte nur nach dem Befinden ſeiner Schweſter; und der Jäger erzählte ihm, daß ſie in drei Tagen mit ihrem Bruder nach der Hauptſtadt abreiſen ſollte. Eine ſo unerwartete Nachricht machte Hennigen etwas beſtürzt; doch erkundigte er ſich weiter nach den näheren Umſtänden der Reiſe, nach der Begleitung und dem Wege. Der Jäger ſagte lächelnd: Herr von Halden, das ganze Haus liebt Fräulein Emilien, und wünſcht, ſie glücklich zu ſehen. Sie iſt zwar heiter; aber ich wollte wohl darauf wetten, daß ſie nicht gern von hier weg geht. Wer ſie begleiten wird, das weiß ich nicht; doch ſeyn Sie morgen Abend wieder hier: dann werde ich Ihnen Alles ſagen können.

Hennig kam, und erfuhr nun von dem Jäger den Weg, die Zeit der Abreiſe und die Begleitung. Am folgenden Morgen ſaß er früh zu Pferde, und mit ihm der alte Hennig, nebſt einem muthigen jungen Menſchen, der auch ein Handpferd mitnehmen mußte. Der Alte wunderte ſich zwar über den Huſaren-

Säbel

Säbel an Hennigs Seite, und es ahnete ihm auch, daß es auf eine Unternehmung abgeſe-hen wäre; doch das war ihm eben recht. Er fragte diesmal nicht, wie ſonſt gewöhnlich, wo-hin es ginge, und blieb immer funfzig Schrit-te zurück, um nicht vielleicht etwas zu erfah-ren, das er widerrathen müßte.

Hennig hielt im Eingange eines Gebüſches, und hatte die Augen immer auf den Moor-berger Weg geheftet. Endlich zeigte ſich der Wagen, worin Emilie, ihr Bruder und ihre Mutter ſaßen. Sobald er im Gebüſche war, ritt Hennig hervor, und rief mit drohender Stimme: halt! Seine Begleiter erfuhren nun erſt, was ihr Anführer zur Abſicht hatte, und ſetzten ſich in Bereitſchaft, ihn zu unter-ſtützen.

Hennig näherte ſich dem Schlage, und nahm, als er davor war, in großer Verle-genheit den Hut ſehr höflich ab. Er hatte geglaubt, eine ſehr wirkſame Rede halten zu können, und wußte nun, als ſeine Mutter ihn fragte: was willſt du? nicht ein Wort hervor-zubringen.

Fahr zu! rief Karl; der Kutſcher ſchüttelte

aber den Kopf: denn der alte Hennig und der junge Menſch warfen ihm ſchweigend drohende Blicke zu. „Liebe Mutter,“ ſagte Hennig beſtürzt: „ich will Sie und Karln gar nicht aufhalten; aber ich bitte Sie, Emilien mit mir reiten zu laſſen.“ Mutter und Sohn glaubten, die Sache wäre mit Emilien verabredet. Karl ſagte bitter: du Betriegerin! und die Mutter warf einen grimmigen Blick auf ihre Tochter.

Emilie wurde durch dieſen Vorfall überraſcht; ſie fand aber darin augenblicklich etwas ſo Romanhaftes, daß ihre Augen vor Vergnügen leuchteten. Das beſtärkte die Mutter und den Bruder noch mehr in ihrem Verdachte. Karl faßte Emiliens Arm, und ſagte: du mußt mich ermorden, ehe du dieſe ſchändliche Kreatur in deine Gewalt bekommſt! Die Mutter verwünſchte ihren Sohn in den Abgrund der Hölle. Hennig ſtieg ab, riß den Schlag des Wagens auf, blickte ſeinen Bruder drohend an, bekam von der Mutter einen derben Schlag ins Geſicht, und hob, ohne ſich darum zu bekümmern, Emilien aus dem Wagen. Der junge Menſch brachte das Hand⸗

pferd heran, und Hennig ſagte: geſchwind, liebe Schweſter! — Emilie ſetzte ſich auf; Hennig rief: fahr zu, Kutſcher! und wollte davon. — Emilie winkte ihm, noch zu warten, und ritt an den Schlag. „Sehen Sie, Mutter,“ ſagte ſie kalt und groß; „jetzt bin ich frei! Ich danke dir, Bruder Hennig, für deine Liebe zu mir, und für deine Sorgfalt.“ Mit dieſen Worten ſtieg ſie wieder vom Pferde, öffnete den Schlag, ſprang in den Wagen, warf hinter ſich zu, und rief: „grüße den Onkel, Hennig! und den Retter meines Lebens! . . . Fahr zu, Kutſcher!“

Hennig wußte nicht, wie ihm geſchah, und was er thun ſollte. In ſeiner Verlegenheit trabte er noch eine Weile hinter dem Wagen her, weil er glaubte, daß Emilie ſich beſinnen würde. Sie beſann ſich aber nicht, und er mußte umkehren, ohne ſich ihr Betragen erklären zu können.

Eben ſo wenig begriff die Frau von Halden etwas von der ganzen Sache; ſie ſchüttelte nur zuweilen den Kopf, und ſchimpfte auf den Straßenräuber Hennig. Karl ſah Emilien ſcharf an, als wollte er in ihrem Ge-

ſichte die Erklärung des Vorfalles leſen; und Emilie ſann lächelnd nach, was wohl Seibold, wenn er die Begebenheit erführe, davon denken würde.

„Erzählt nichts!" ſagte Hennig zu ſeinen beiden Begleitern, als er nahe an Sollingen kam; und die Sache wurde dort wirklich verſchwiegen. Er ſchloß aus Emiliens Weigerung, mit ihm zu reiten, daß ſie Seiboldeu doch nicht liebe; und um dieſen nicht zu betrüben, ſagte er auch ihm kein Wort von ſeinem Abentheuer.

Die Frau von Halden fing endlich an, mit der größten Bitterkeit von der Sollingiſchen Familie zu reden. Emilie hörte eine Zeitlang ruhig zu; dann ſagte ſie: „Mutter, Sie könnten machen, daß ich, wenn noch einmal ein irrender Ritter mich aus dem Wagen höbe, in Verſuchung geriethe, nicht wieder einzuſteigen. Ich liebe die Sollinger, weil ſie m i ch lieben." Die Mutter gerieth hierüber in noch größeren Zorn, und entfernte durch bittre Kränkungen das Herz ihrer Tochter immer weiter von ſich. Karl ſchwieg Anfangs; um aber den Fehler ſeiner Mutter einigermaßen

wieder gut zu machen, ſprach er endlich einige Worte für die Sollinger, doch ohne deshalb ſeinen Bruder weniger zu haſſen, der ihm, wie er wohl fühlte, leicht ſeine herrlichſte Ausſicht zerſtören konnte.

Alle häuslichen Zwiſtigkeiten hatten Karln nicht abgehalten, ſeinen Plan auf die Gräfin Louiſe von Espenbruch einzuleiten. Er ritt öfters nach Ransleben; und ſo oft er kam, war die erſte Frage der kleinen Gräfin: „Herr Kammerjunker, was machen meine Herren Gevattern? was Emilie? was der Herr Major?" Die Begebenheit in Moorberg hatte ſehr tiefen Eindruck auf Louiſen gemacht, und ſie ſprach davon jedesmal mit leuchtenden Augen. War ein Fremder zugegen, wenn ſie dieſe Fragen an den Kammerjunker that, ſo erzählte ſie den ganzen Vorfall, und mit der ſichtlichſten Theilnahme an den Sollingern. „Sehen Sie nur," ſagte ſie mit großer Lebhaftigkeit in ihren Bewegungen; „unſer Wagen wollte eben auf die Brücke einlenken, und die Brücke war voller Pferde und Reiter mit Federbüſchen, und alles glänzte von Gold. Auf einmal flog die Schweſter des Herrn da über

das Geländer in den tiefen Graben. Ein Mann, Herr Seibold, ſtürzte ſich den Augenblick von der andern Seite nach; und der Bruder des Herrn — ja, es iſt, als ſähe ich ihn noch — flog durch die wilden Pferde weg, und von dem hohen Ufer hinunter in das Waſſer, daß es ihm über dem Kopfe zuſammen ſchlug. Ich ſprang aus der Kutſche, und ſchrie, als ob ich ſelbſt im Graben läge und die beiden edlen Menſchen mich retten ſollten. Es war auch nur ein Augenblick, da hatten ſie das Fräulein ſchon, und trugen es in ihren Armen an das Ufer. Ach, ich werde das in meinem ganzen Leben nicht vergeſſen! Das Fräulein war wie todt; und nun lief Herr Seibold mit ihr ins Haus, als trüge er eine Feder. Es muß doch eine rechte Freude ſeyn, einem Menſchen das Leben gerettet zu haben! Ich ſaß den Mittag zwiſchen den beiden Herren. Zwiſchen zwei Königen hätte ich nicht ſo vergnügt geſeſſen! Ich war auch ganz naß; und da ſagte der Herr Major von Halden: die Naſſen müſſen beiſammen ſitzen!"

So, und oft mit noch größerer Theilnah-

me, mußte der Kammerjunker Louiſen von der Begebenheit ſprechen hören. Aus Verdruß wagte er es einmal, ein Gegenſtück von ſeines Bruders Rohheit zu erzählen. „Ja,“ unterbrach ihn die Kleine; „von der Couſine höre ich auch immer, daß Ihr Bruder ſehr wild ſeyn ſoll. Aber, wenn er das nicht ein Bißchen wäre — wer weiß, ob er dann in das Waſſer geſprungen ſeyn würde! Die Couſine hätte ſich nicht einmal aus dem Wagen gerührt, um nicht einen Fleck auf ihr ſchönes Kleid zu bekommen. Es iſt wohl gut, wenn man ordentlich und nicht wild iſt; aber wenn ich einmal ins Waſſer fiele — ſo wollte ich doch, Ihr Bruder wäre da; denn Sie ſprängen nicht hinein: das hab' ich wohl geſehen.“

Karl konnte nicht zweifeln, daß ſein Bruder ihm bei der Gräfin Louiſe leicht gefährlich werden könnte. Aus Furcht bat er ſeine Mutter, ja zu verhindern, daß der Graf Espenbruch und ſein Onkel nicht Freunde würden. Er ſchmeichelte Louiſen, erwies ihr tauſend Gefälligkeiten, war auf jeden ihrer Wünſche aufmerkſam, und fing wirklich ſchon an, ihr Wohlwollen in einem vorzüglichen Grade zu gewin-

nen. Nun mußte er wieder in die Reſidenz zurück; er behielt indeß bei Louiſen eine große Beſchützerin: die Couſine, deren Gunſt er ſich durch Artigkeit und Schmeichelei erworben hatte. Das alte Fräulein und die Frau von Halden waren in der That ſchon darüber einig, daß Karl Louiſens Hand bekommen ſollte, doch unter der Bedingung, daß er die Couſine alsdann mit in die Hauptſtadt nähme.

Die Reiſegeſellſchaft aus Moorberg kam ohne weitern Unfall in der Reſidenz an. Nach einigen Tagen, in denen man die Galakleider verfertigen ließ, wurde Emilie dem fürſtlichen Hauſe vorgeſtellt. Man erwartete, daß der Glanz des Hofes die größte Wirkung auf ſie thun würde; und Seleuberg bauete darauf ſogar einen kleinen Plan, der von ſeiner Weltkenntniß zeugte. Er wußte, daß man jemanden durch nichts einen größeren Dienſt erweiſen kann, als wenn man ihn von einer geſellſchaftlichen Verlegenheit befreiet. Nun wollte er Emilien, wenn ſie bei dem ungewohnten Glanze, bei den ſtarren Blicken und dem Flüſtern der Hofleute den Kopf verlöre, ihn wiedergeben, immer an ihrer Seite bleiben,

und ihre Verwirrung mit ſeiner Geſprächigkeit verbergen. Die Süffiſance des Hofes, ſagte er lächelnd zu Karln, ſoll mir zu der Gunſt Ihrer Schweſter verhelfen. Sie wird ſehr beſtimmt fühlen, daß ich ihr Freund bin, und daß ſie ſich an mich halten muß, wenn ſie hier fortkommen will. Ich werde ihr den reitzendſten Triumph verſchaffen; und geben Sie Acht, ſchon heute Abend wird ſie anders von mir denken, als jetzt.

Man lächle nicht über den eitlen Hofmann. Selenberg hatte in den Sälen des Schloſſes Männer, die oft dem Tode mit kalter Ruhe Trotz geboten, den Kopf verlieren ſehen; und er wußte, wie viel ein freundliches Wort, ein vertrauliches nichts ſagendes Geſchwätz, eine unbedeutende Frage dem werth iſt, der zitternd zum erſtenmale am Hofe erſcheint. Er kannte die Menſchen, nur dieſes Mädchen nicht.

Emilie hatte, ehe ſie Moorberg verließ, ſehr wohl überlegt, was auf ſie wartete. Sie wußte, daß Selenberg der Liebling des ganzen Hofes, und daß der Plan mit ihm nicht aufgegeben war. Nun dachte ſie ſich den Fall, daß man ſogar den Fürſten in dieſe Sache

miſchte, und daß der ihr beföhle, dem Präſidenten ihre Hand zu geben. Sie prüfte ſich, ob ſie wohl Muth genug haben würde, ſelbſt ihm zu widerſtehen. Daß man ſie nicht zwingen könnte, ſah ſie leicht ein. Daher war ſie ihrer Sache ſehr gewiß, und wußte ſchon auswendig, was ſie dem Fürſten in einem ſolchen Falle ſagen wollte. Es wurde ihr nun ſogar eine angenehme Ausſicht, an den Hof zu gehen und auch den zu einem glänzenden Schauplatze ihrer Treue, ihrer Liebe zu machen. Dieſe Idee gab ihr eine Entſchloſſenheit, die ſelbſt der blendende Glanz des Hofes nicht zerſtören konnte.

Als ſie ſich dem Saale näherte, wurde ſie doch ein wenig ängſtlich. Ihr Bruder bemerkte es, und ſagte lächelnd: der Anblick wird dich überraſchen, Emilie; er iſt einzig! — Sie antwortete, voll von ihren Gedanken: „ce n'est pas de tout cela, qu'il s'agit!" Beim Eintritt in den Saal, blickte ſie ſchnell um ſich. Der Fürſt, dem ſie bald nachher vorgeſtellt wurde, empfing ſie mit einem ſehr artigen Komplimente. Sie antwortete, weil ſie ein wenig ängſtlich war, mit einer gewiſſen

Heftigkeit, doch beſtimmt, kurz, entſchloſſen. Nach einer Minute war ſie ruhig, ſo daß Selenberg keine Gelegenheit fand, ihr mit ſeinen Künſten beizuſtehen. Er hatte dem Fürſten geſagt: ein Mädchen voll Geiſt, Ew. Durchlaucht; aber auf dem Lande erzogen. Wahrſcheinlich werden Sie ihr Anfangs Manches zu gute halten müſſen. — „Hm!" ſagte der Fürſt jetzt lächelnd und heimlich zu Selenbergen; „hier habe ich nichts zu gute zu halten!"

Emilie und ihre Mutter wurden zur Tafel eingeladen. Die Fürſtin, ſelbſt eine Frau von Geiſt, der Emilie gegenüber ſaß, fand Geſchmack an ihrer Unterhaltung. Jedermann am Hofe erklärte Emilien für liebenswürdig; und niemand wußte an ihr ſonſt etwas zu tadeln, als ein wenig Pedanterie in dem Tone ihrer Stimme. Selenbergs Nachbar fliſterte: elle est grave comme un profeſseur, et chaque propos, même le badinage, l'échauffe. — Das wird ſich geben! erwiederte Selenberg. — „Und giebt es ſich nicht," ſagte die Fürſtin, die das Geſpräch hörte: „ſo ſoll es mir noch lieber ſeyn; ich mag wohl einmal einen Menſchen ſehen."

Die Frau von Halden war entzückt über Emiliens Aufnahme bei Hofe. Selenberg erzählte am folgenden Morgen, wie vortheilhaft der Fürſt und die Fürſtin von ihr urtheilten; und Emilie wäre kein Mädchen geweſen, wenn das nicht einen ſehr angenehmen Eindruck auf ſie gemacht hätte. Die Mutter war nun ganz wieder mit dem alten Plane, ihre Tochter an den Hof zu bringen, beſchäftigt, und bat ſie faſt mit Thränen, ihre Einwilligung nicht zu verweigern. Emilie wollte ſich nicht entſchließen; man mußte alſo auf Ueberraſchung denken.

Selenberg erinnerte die Fürſtin faſt täglich an das Fräulein von Halden, und ſuchte zu bewirken, daß ſie ſelbſt Emilien eine Hofdamenſtelle antrüge. Endlich erreichte er ſeine Abſicht. Eines Tages, als Emilie einmal wieder bei Hofe aß, ſagte die Fürſtin zu ihr: Fräulein von Halden, Sie wünſchen an meinem Hofe zu leben; Selenberg hat mir davon geſagt. Nun, Sie gefallen mir recht wohl, und ich hoffe, Sie werden bei mir glücklich ſeyn. — Was konnte Emilie antworten? Sie verbeugte ſich, küßte die ihr dar-

gebotene Hand der Fürſtin, und war nun gegen ihren Willen Hofdame.

Ich ſtehe dafür, Mama, ſagte Karl, Seibold wird bald vergeſſen ſeyn. Jetzt, da wir ſie ſo weit haben, bin ich ohne Sorgen. Unſer Spiel iſt gewonnen, und das haben Sie mir zu verdanken.

Er hatte Recht. Emilie würde, ungeachtet der Ueberraſchung, nicht Ja geſagt haben, wenn nicht Karl ihr ſehr liſtig die Idee beigebracht hätte: die Fürſtin ſey unglücklich, und habe ſich ſchon lange eine Freundin gewünſcht, um glücklicher zu werden. Dies hörte Emilie von dem ganzen Hofe beſtätigen. Die Fürſtin, ſagte man, hat ſonderbare Grillen; ſie verlangt etwas Unmögliches: reine Freundſchaft. Emilie mußte nun einmal in der Reſidenz bleiben; und wer kann ſich wundern, daß ſie eine Frau glücklich zu machen wünſchte, deren Liebe ſo ehrend war. Sie hatte dabei ſogar Seibolden im Auge. Die Fürſtin, dachte ſie, iſt gewiß darum unglücklich, weil ſie ihre Hand ohne ihr Herz hat weggeben müſſen. Ich will mir ihre Liebe erwerben, und ſie wird es gern ſehen, wenn ihre Freundin glücklicher iſt, als

ſie. Kurz, Gutherzigkeit, Bewußtſeyn ihres Werthes, und, wenn man will, ein wenig Eitelkeit, bewogen Emilien, die Stelle anzunehmen, die ſo wenig für ſie paßte.

Die Fürſtin ſchien ihre neue Hofdame in den erſten Tagen eben nicht zu bemerken. Emilie dachte: deſto beſſer! gewiß hat ſie ſich oft betrogen. Sie drängte ſich nun mit Dienſteifer an ihre Gebieterin, und wurde nicht länger überſehen. Freilich bemerkte ſie noch keine Spur von Freundſchaft; aber ſie meinte, die würde wohl noch kommen. Die Fürſtin vertrauete ihr einige Kleinigkeiten, die jeder bei Hofe wußte; und Emilie dachte: ſie will mich prüfen. Endlich aber ſchien in der That zuweilen eine kleine Spur von Wärme durch die gewöhnliche Kälte der Fürſtin hervor zu brechen. Emilie nahm an keiner Kabale Theil, hatte nie etwas zu bitten, und vertheidigte beſcheiden, doch ſehr entſchloſſen, einige redliche Hofleute, gegen die man ihre Gebieterin eingenommen hatte. Sie buhlte nicht um die Gunſt der Fürſtin, ſondern ſuchte ſie zu verdienen; und auf einmal erſchien das Glück, das ſie ſich verſprochen hatte.

Eines Tages, als ſie in das Zimmer der Fürſtin trat, ſagte dieſe zu ihr mit einer Umarmung und einer Art von Heftigkeit: ich weiß, liebe Halden, daß Sie es redlich mit mir meinen. Fahren Sie fort, meine Freundin zu ſeyn. Laſſen Sie Sich von den Andern nicht hinreißen, und bleiben Sie mir treu! — Nun zeigte Emilie die zärtlichſte Innigkeit, und benetzte die Hand der Fürſtin mit Thränen der ehrerbietigſten Liebe. Die Fürſtin ſchien gerührt; ſie ſtreichelte dem weinenden Mädchen freundlich die Wange, und fragte: lieben Sie mich denn wirklich ſo ſehr, gute Halden? — Damit war die Scene geendigt, weil eben eine andre Dame gemeldet wurde. „So habe ich denn endlich dieſes mißtrauiſche Herz überwunden!“ dachte Emilie triumphirend. Aber wie würde ſie ſich geſchämt haben, wenn ſie gewußt hätte, wem ſie dieſen Triumph verdankte!

Selenberg ſprach unaufhörlich mit der Fürſtin von Emiliens Liebe zu ihr, und theilte ihr tauſend Lobeserhebungen mit, in die Emilie ausgebrochen ſeyn ſollte. — So etwas hat ſie mir nie geſagt! antwortete die Fürſtin. Ja,

Ew. Durchlaucht, erwiederte Selenberg; das Fräulein denkt ſehr ſonderbar. Sie würde der Kaiſerin ihren Tadel ins Geſicht ſagen; aber Lob ſagt ſie immer nur hinter dem Rücken. Dies Geſpräch gab die Veranlaſſung zu der Scene, die Emilien ſo rührte. Die Fürſtin war von der innigen Empfindung ihrer jungen Hofdame überraſcht. Sie glaubte Selenbergen nun, und nannte von jetzt an Emilien immer: ihren kleinen Sonderling.

Die Gunſt der Fürſtin zeigte ſich bald ſehr deutlich, und machte Emiliens Hoffnung, ihre Freundſchaft zu erlangen, beinahe zur Gewißheit. Es war eine Partie nach einem reitzenden Luſtſchloſſe angeſetzt. Da allein, ſagte die Fürſtin oft zu Emilien, bin ich nichts als Menſch. Emilie hatte ſich lange auf dieſe kleine Reiſe gefreuet; aber gerade als man abfahren wollte, ließ ſie der Fürſtin melden: ſie könnte nicht mit. Der Hoffourier ſchüttelte den Kopf, und ſagte zu der Fürſtin: das Fräulein Halden iſt krank geworden. Emilie war geſund, doch ihre Jungfer war krank; und ſie wollte das Mädchen, ein ſehr gutes Geſchöpf, durchaus nicht verlaſſen.

Die Fürſtin fuhr ab, und hörte ſchon un-terweges von einer Dame, daß die Halden ſich recht wohl befände. Als ſie zurückkam, war ſie kalt gegen Emilien, und machte ihr mit Stolz einige Vorwürfe. Emilie ſagte ganz offen, weshalb ſie zu Hauſe geblieben wäre. Die Fürſtin erwiederte Franzöſiſch (ein Zeichen, daß ſie empfindlich war): ich glaubte, es würde Ihnen Vergnügen machen, einige ganze Tage in meiner Geſellſchaft zu ſeyn. Die Oberhofmeiſterin ſagte: ich hoffe, Sie werden das Unſchickliche Ihres Benehmens einſehen! und Emilie antwortete mit einem ernſten Blicke auf die Fürſtin: malheur à qui ne sait pas sacrifier un jour de plaisir aux devoirs de l'humanité!

Alle andern Damen wurden blaß vor Schrecken über dieſe Antwort; aber zu ihrem Erſtaunen reichte die Fürſtin Emilien die Hand, und ſagte Deutſch: man muß meinem kleinen Sonderling etwas zu gute halten. Bei der Tafel erzählte ſie dem Fürſten mit offenbarem Vergnügen die Antwort ihrer Halden, und ſetzte dann hinzu: Sie werden aber auch geſtehen müſſen, daß ich eine Freundſchaft

verdiene, die kein Bedenken trägt, mir ſo etwas zu ſagen!

Sie verdienen die Huldigungen einer Welt, erwiederte der Fürſt; aber die Antwort der Halden macht Ihnen ſo viel Ehre, wie ihr ſelbſt. Es würde ſehr ſchwer zu entſcheiden ſeyn, was größer iſt: ſo etwas Menſchliches ohne Furcht zu ſagen, oder es ohne Empfindlichkeit zu hören. — Emilie wunderte ſich, daß man ihr einige Worte ſo hoch anrechnete, und ſie deshalb mehr, als vorher, zu achten ſchien.

Sechs Tage in der Woche war die Fürſtin durch Ball, Oper, Koncert und andre Luſtbarkeiten beſchäftigt; nur Einer blieb ihr übrig, den man den guten nannte, der aber für die Damen und die Bedienung der Fürſtin ſehr übel war. Sie wußte dieſen ſiebenten Tag nicht auszufüllen, und wollte ihn doch von den übrigen unterſcheiden, weil man ihn an dem Hofe ihres Vaters der Einſamkeit und nützlichen Geſchäften widmete. An dieſem Tage hatte ſie ſchon tauſenderlei angefangen: gezeichnet, geſtickt, Klavier und Harfe geſpielt, Erbauungs- und andere Bücher geleſen; aber alles deſſen war ſie beim zweiten- oder dritten-

male wieder überdrüßig geworden. Sie nahm Unterricht in der Engliſchen Sprache, in den ſchönen Wiſſenſchaften, in der Geſchichte ihres Fürſtenhauſes; und dennoch blieb dieſer gute Tag der langweiligſte in der ganzen Woche, ſo daß jedermann dem Himmel dankte, wenn er zu Ende war.

Emilie, eine Freundin der Einſamkeit und des Nachdenkens, benutzte dieſen Tag, blieb an ihm jedesmal auf ihrem Zimmer, und nahm keine Beſuche an. Als ſie aber von der Fürſtin mit ihrer Freundſchaft beehrt wurde, ſollte ſie ihn immer bei ihr zubringen. Emilie trauete ſich Kraft genug zu, ihre neue Freundin von der langen Weile zu befreien; und wirklich gelang es ihr die erſten male. Sie las der Fürſtin vor, und ſprach mit ihr über das Geleſene. Auch brachte ſie ihre Arbeit mit: ein Hemde, das ſie für ein armes Kind nähen wollte. Die Fürſtin fand es vortrefflich, den Tag zwiſchen Bildung des Geiſtes und Wohlthätigkeit zu theilen. Man ſchnitt nun Hemden zu, und die Damen näheten ironiſch lächelnd mit der Fürſtin um die Wette an der groben Leinwand. Die Hemden wurden am

zweiten guten Tage fertig, und Emilie ſollte ſie vertheilen; denn außer ihr kannte keine Dame eine arme Familie, der es an Hemden fehlte. Emilie erzählte nachher der Fürſtin die kleinen rührenden Scenen, welche die Geſchenke veranlaßt hatten. Die Fürſtin vergoß einige Thränen, und ließ ſogleich noch einige Stücke grobe Leinwand kaufen, aus denen an den guten Tagen Hemden gemacht werden ſollten.

Man erzählte bei der Arbeit, an der auch die Kammerfrauen helfen mußten, Geſpenſtergeſchichten, man las, ſang, und wurde heiter, ſo daß noch ein Paar gute Tage recht angenehm vergingen. Allein dann hatte die Fürſtin Kopfweh, und ließ ſagen: heute könnten die Damen einmal in ihren Zimmern arbeiten. Nun wurde das Nähen für Arme wieder vergeſſen, und das Studium der Antiken kam an die Reihe. Man hörte an dem guten Tage von weiter nichts ſprechen, als von naſſen Gewändern, von Gruppirung, von der Schlangenlinie, Hetruriſchem Styl, Basreliefs, dem Torſo, dem Apoll, dem Antinous, u. ſ. weiter.

Kurz, Emilie war noch kein halbes Jahr am Hofe, ſo wußte ſie, daß ſie nicht auf die Freundſchaft der Fürſtin rechnen könnte. Die Fürſtin verlangte Liebe; aber ſie wollte keine dafür wiedergeben und immer Fürſtin bleiben. Oft war ſie eine ganze Stunde mit Emilien allein; dann öffnete ſie ihr Herz zuweilen ein wenig, ſagte Emilien die angenehmſten Dinge, und vergoß ſogar Thränen an ihrem Halſe. Doch kaum war dieſe Aufwallung vorüber, ſo nahm die Fürſtin ihren gewöhnlichen kalten Ton wieder an, und begegnete Emilien wie allen ihren andern Damen. Emilie benutzte einmal eine gute Stunde, um wegen Seibolds hin zu horchen; aber zu ihrem Erſtaunen bekam ſie die Antwort: pfui, Halden, pfui! Nicht ein Wort mehr von einer ſolchen Liebe! Sehen Sie! — (Mit dieſen Worten zog ſie einen Kaſten in ihrem Bureau auf.) Da liegt ein unerbrochener Brief von einer Frau, die mit m am Hofe meines Vaters erzogen wurde, und die meine völlige Gnade hatte. Sie heirathete, ohne auf meine Warnung zu achten, unter ihrem Stande; ſeitdem habe ich ſie nicht wieder ſehen mögen.

Sie hat mir wohl zehnmal geſchrieben; aber ich will nichts von ihr wiſſen, durchaus nichts. Pfui, Halden!

Emilie, an deren Liebe zu der Fürſtin, offenherzig geſtanden, auch der Eigennutz ſeinen Theil gehabt hatte, wurde von dieſem Augenblicke an völlig kalt gegen ſie. Sie ſuchte nicht länger Gelegenheit, in dem Zimmer ihrer Gebieterin ſeyn zu können, und gab ſich nicht mehr die geringſte Mühe, in ihrer Gunſt zu bleiben. Die Fürſtin erſetzte ihre Stelle durch eine andre Dame, und vergaß ihren kleinen Sonderling, ohne ihm deshalb gram zu werden. Das verdroß Emilien Anfangs; doch bald war es ihr vollkommen gleichgültig. Ihre Kammerjungfer bedauerte ſie, daß ſie die Liebe der Fürſtin verloren hätte, und tadelte dieſe mit einiger Bitterkeit. Emilie erwiederte: es fehlt ihr nicht an Geiſt; aber die ewigen Zerſtreuungen haben dieſem Geiſte alle Kraft genommen. Sie iſt wirklich gut, mitleidig, zur Freundſchaft und zur Liebe geboren. Eine Frau von ihrem Range, die eben ſo dächte, wie ich, könnte ſie wohlthätig und glücklich machen; doch von ihren Damen wird nie eine das können.

Selenberg war unterdeſſen nicht unthätig geweſen. Sein Rang gab ihm faſt alle Tage Gelegenheit, mit Emilien zuſammen zu ſeyn; und er nützte das mit der ganzen Feinheit des erfahrnen Hofmannes. Aber er mochte thun, was er wollte — ſie wußte ihm für nichts Dank, und zeigte die entſchiedenſte Abneigung gegen ihn. Doch deſſen ungeachtet wurde die Begierde des Wollüſtlings mit jedem Tage ſtärker, da Emilie immer reitzender aufblühete, und ihre Figur immer edler, ihre Farbe immer friſcher wurde. Er hatte geglaubt, der Hof ſollte ihm den Triumph über ſie erleichtern; und ſie behielt mitten unter allen Verſuchungen, an denen es auch dort nicht fehlte, die Reinheit ihrer Seele, und die Energie ihres Herzens. Doch der Widerwille, mit dem ſie jetzt am Hofe war, gab ſeinen Hoffnungen neue Stärke. Er zeigte ihr die reitzende Ausſicht eines Lebens auf dem Lande, und auch ihr Bruder mußte ſie ihr zeigen. Sie ergriff dieſen Gedanken mit großer Lebhaftigkeit; allein ſobald der Nahme Selenberg genannt war, ſagte ſie: „lieber wollte ich mein ganzes Leben hier in dieſen öden Sälen zubringen, als nur einen Tag lang Selenbergs Gattin ſeyn.“

Selenberg hatte jetzt nur noch Eine Hoffnung: das Vorwort des Fürſten. Hierzu wollte er nur im äußerſten Nothfalle greifen; doch er mußte zuletzt, da Emilie ſich durchaus nicht mit ihm einließ, und da er folglich nicht Eine von ſeinen Künſten anwenden konnte. Er wendete ſich endlich an den Fürſten ſelbſt und dieſer ſagte lächelnd: „Selenberg, Sie haben wohl noch nie in einem ſolchen Falle einen Andern für ſich geſchickt! Iſt denn die Abneigung der Halden ſo groß? und weiß die Familie darum? Denn, Selenberg, die Familienrechte taſte ich nicht an; ſie ſind die heiligſten, über die ſich kein Fürſt unter irgend einem Vorwande hinausſetzen ſollte.

Der Kammerjunker verſicherte, daß ſeine Eltern dieſe Verbindung wünſchten. — „Und warum will Ihre Schweſter nicht?“ fragte der Fürſt. — Halden zuckte die Achſeln. Romane, Ew. Durchlaucht, eine unverſtändige Gouvernante, die glatten Worte eines elenden, aber pfiffigen Menſchen! . . . Meine Schweſter hat eine reitzbare Phantaſie, Grundſätze aus den Zeiten der Tafelrunde. Und dazu kam eine gewiſſe Begebenheit. Der

Menſch, deſſen ich eben erwähnte, rettete ihr zufälliger Weiſe das Leben. Ueberſpannte Dankbarkeit, Ew. Durchlaucht. Kurz, ſie iſt Willens, unſer Haus durch eine Mißheirath zu beſchimpfen.

„Hm!“ erwiederte der Fürſt mit Lächeln; „das ſollte man dieſem edlen, ſtolzen Geſichte nicht zutrauen! Wohl, ich werde mich für Selenbergen verwenden. Das nächſtemal, wenn ich Ihre Schweſter ſehe, will ich um ihre Hand werben; und mir wird ſie keine abſchlägige Antwort geben.“

Der Kammerjunker zuckte wieder die Achſeln: ich bedaure es, Ewr. Durchlaucht ſagen zu müſſen, daß ſie in dieſem Punkte ſehr eigenſinnig iſt.

„Wir werden ja ſehen! Sie ſollen Nachricht bekommen. Uebrigens verbitte ich alle Gewalt. Ihre Schweſter wird ſchon vernünftig werden. Ueberlaſſen Sie die Sache nur mir, und Sie ſollen zufrieden ſeyn.“

Der Hof ging auf das Land. Emilie eilte, ſo bald ſie konnte, in das reitzende Bosket bei dem Luſtſchloſſe, an welches auch Alleen ſtießen. Hier begegnete ihr der Fürſt,

der eben vom Pferde geſtiegen war und noch eine Weile ſpazieren gehen wollte. Er erinnerte ſich ſogleich ſeines Verſprechens, und redete Emilien an. So jung, ſo ſchön, und ſo allein? ſagte er lächelnd. Die Herren hier müſſen ſehr wichtige Beſchäftigungen haben, daß Sie ſo einſam gelaſſen werden! Kommen Sie Fräulein. Der Abend iſt ſo angenehm; wir gehen die Allee noch einmal auf und nieder. Apropos, liebe Halden. Ich habe eine Bitte an Sie, die Sie mir nicht abſchlagen dürfen.

„Ewr. Durchlaucht Bitten ſind für mich Befehle," ſagte Emilie. In dem Augenblicke fiel ihr Selenberg ein, und ſie ſetzte ſchnell hinzu: „denn Ew. Durchlaucht fordern nichts von uns, wodurch wir uns nicht glücklich fühlten."

Dies Lob, liebe Halden, möchte ich gern von allen meinen Unterthanen verdienen. Nun, ich hoffe, auch Sie ſollen durch die Erfüllung meiner Bitte glücklich werden. Ich will Sie verheirathen, und lade mich zu ihrer Hochzeit ein. — Emilie erblaßte. — Daß ihr Mädchen doch allemal roth und blaß

werdet, wenn vom Heirathen die Rede iſt, und dennoch alle heirathet! Aber Sie zittern ja! Setzen Sie Sich. Wie geſagt, liebe Halden, eine Fehlbitte müſſen Sie mich nicht thun laſſen. Sie ſollen einen Mann haben, den der ganze Hof für ſehr artig und fein erklärt, und, noch mehr, der mein Freund iſt: den Präſidenten von Selenberg.

Emilie blieb ſtarr ſitzen, ohne ein Wort zu erwiedern. Endlich erholte ſie ſich. „Ew. Durchlaucht haben den Präſidenten Ihren Freund genannt; ich muß alſo verſchweigen, wie ich von ihm denke. Indeß darf ich doch ſagen, daß der Herr Präſident ſehr fein und artig ſeyn kann, ohne deshalb einen guten Ehemann zu verſprechen. Er paßt vielleicht für den Hof, aber nicht für das häusliche Verhältniß; und wenn man heirathet, ſo rechnet man doch auf Glück. Ew. Durchlaucht werden es mir zu Gnaden halten, daß ich Nein ſagen muß.“

Das ſollen Sie aber nicht! Oder Sie müſſen mir geſtehen, wie Sie von Selenbergen denken. Sie werden ihm, hoffe ich, doch einige Thorheiten der flüchtigen Jugend über-

ſehen? Wer iſt ſein ganzes Leben hindurch von aller Thorheit frei geblieben!

„Thorheiten, Ew. Durchlaucht, wollte ich ihm gern zu gute halten; nur nicht ſeinen Charakter. Ich mag des Mannes Frau nicht ſeyn, den keine Mutter ohne Sorge eine halbe Stunde mit ihrer Tochter allein laſſen darf.“

O, das war einmal, liebes Kind! Sehen Sie ihn doch nur an! Die Sünde hat ihn verlaſſen.

„Und könnten Ew. Durchlaucht mir rathen, meine Hand einem Manne zu geben, von dem man weiter nichts ſagen kann, als das? Aber die Sünde hat ihn nicht einmal verlaſſen; jetzt fällt ja ſeine Begierde — denn von Liebe kann ein ſolcher Mann nichts wiſſen — auf mich!“

Es wird ja doch keine Sünde ſeyn, Sie reitzend zu finden; ſonſt wäre ich eben ſo ſtrafbar, wie Selenberg. Aber — was wetten Sie? — ich weiß die Urſache Ihrer Weigerung. Es ſteckt Ihnen ein Menſch im Köpfchen, der Sie einmal aus dem Waſſer oder Feuer geholt hat. Nicht wahr, ich habe es getroffen?

Emilie erröthete. „Ew. Durchlaucht, wäre

mein Herz auch völlig frei, ich gäbe dennoch Selenbergen meine Hand nicht, ſo lange ich fühlen kann, daß ein Betrieger ein verabſcheuungswürdiger Menſch iſt."

Ein Betrieger? Liebe Halden, Sie drükken Sich in der That ein wenig hart aus! Der Mann ſteht in meinen Dienſten, und iſt mein Freund.

„Ein Betrieger, Ew. Durchlaucht! Sie werden ungnädig; aber ich kann ihn nicht anders nennen. Wer ein gutes, rechtſchaffnes Mädchen mit ſeinem Range, ſeinen Künſten, ſeinem Gelde, liſtig verführt, ein Mädchen, deſſen ganzer Reichthum Unſchuld, deſſen Verheirathung vielleicht die einzige Hoffnung der Eltern war, für das dieſe ihr ganzes Leben hindurch arbeiteten, an dem ſie ſich in Stunden des Kummers, der Sorge, des Mangels die Freude ihres Alters verſprachen; ein Mädchen, das vielleicht das treue Weib eines rechtſchaffnen Mannes, die glückliche Mutter einer großen Familie geworden wäre — wer ein ſolches Mädchen verführt, und es dann der Schande, dem Unglück überläßt: wie ſoll ich den Elenden nennen? Hier allein, in Ihrer

Reſidenz, ſind vielleicht hundert Mütter, die über Verführung ihrer Töchter jammern; und der Menſch, der daran Schuld iſt, wäre kein Betrieger? wäre nicht abſcheulich?"

Emilie ſprach, wie in Begeiſterung, mit funkelnden Augen und fliegendem Buſen. Der Fürſt ſah hier einmal, was er ſo ſelten geſehen hatte: ein volles Herz, das ſich ergoß. Er betrachtete Emilien mit Vergnügen. Als ſie geendigt hatte, ſagte er: ich merke, man muß Sie nicht zu Worte kommen laſſen; ſonſt hat man verloren. Seyn Sie ruhig, Fräulein. Ich werde Selenbergen das Alles getreulich mittheilen. Soll ich?

„Wenn er in mich dränge, ich würde es ihm ſelbſt ſagen."

Nun! ſetzte der Fürſt lächelnd hinzu; und wenn ihn das nicht von Grund aus heilte, ſo wüßte ich nicht mehr, was ich von ihm denken ſollte. In der That, es mag wohl bisweilen ſo ſeyn, wie Sie ſagen. Sie haben mich ernſthaft gemacht, liebe Halden. Aber ſolche Sünden gehören nicht vor meinen Richterſtuhl. — Alſo Selenbergen wollen Sie nicht. Nun, es ſollte mich freuen, wenn ich

einmal auf andre Art zu Ihrem Glücke beitragen könnte. Ich weiß jetzt, wie Sie haſſen; in der That, ich möchte wohl auch einmal ſehen, wie Sie lieben. Nur, Kind, mit ihrem Retter aus dem Feuer oder Waſſer bleiben Sie weg. Auf mein Wort! daraus wird nichts.

Der Fürſt ging. Emilie war zufrieden; ſie hatte nun die Erfahrung gemacht, daß man viel kann, wenn man ernſthaft will: und ihre Hoffnung, trotz allen Hinderniſſen am Ende dennoch Seibolds Gattin zu werden, bekam dadurch neue Stärke.

Der Fürſt erzählte dem Kammerjunker, wie ſeine Bewerbung abgelaufen war, und gab ihm einen Wink, den Plan mit Selenbergen lieber fahren zu laſſen. Damit war man aber nicht zufrieden. Karl ſagte dem Fürſten: ſeine Eltern drängen durchaus auf dieſe Verbindung; es beruhe ein Familien-Arrangement darauf. Man bat den Fürſten nach einigen Tagen aufs neue um ſein Vorwort. Er weigerte ſich Anfangs; doch endlich verſprach er, noch einmal einen Verſuch zu machen. Ich weiß nicht, Selenberg, ſagte

er, wie Sie von mir verlangen können, ein ſo ſchönes Mädchen zu ängſtigen. Sie hätten Sich an meine Gemahlin wenden ſollen! Die darf befehlen, wo ich bitten muß.

Selenberg ſah wohl ein, daß der Fürſt Recht hatte, und er würde dieſen Weg längſt eingeſchlagen haben, wenn nicht die Fürſtin eine ſonderbare Grille gehabt hätte. Sie hielt es nehmlich für eine Beleidigung gegen den ihr ſchuldigen Reſpekt, wenn eine von ihren Damen die Liebe eines Mannes ihrem Umgange vorzög; das war aber dem Fürſten völlig unbekannt.

Der Fürſt ſuchte nun Gelegenheit, Emilien allein zu finden, und die konnte ihm nicht fehlen, da ſie jeden Abend das Bosket beſuchte. Er ſprach aufs neue für Selenbergen, ſchien ſogar empfindlich zu werden, und bekam immer dieſelbe Antwort. Endlich verlangte er, etwas Näheres von ihrer Begebenheit mit Seibold zu wiſſen. Emilie erzählte ſo gut, und ihre ſchönen Augen waren ſo zu rechter Zeit voll Thränen, daß der Fürſt auch ihre Liebe zu dem Retter ihres Lebens nicht mehr ſo ganz unrecht fand, ob er ſich gleich

davon

davon nichts merken ließ. Er ſprach mit Emilien nun auch von andren Dingen, und konnte dabei, ohne zu gähnen, eine Stunde lang mit ihr im Bosket auf und nieder gehen.

Natürlicher Weiſe fliſterte man nun auf dem Schloſſe ſehr bald einander zu: die Halden gefällt dem Fürſten; er iſt jeden Abend mit ihr im Bosket. Selenberg war nicht der letzte, der dies erfuhr; und ſobald er es wußte, entwarf er einen andern Plan, ſich Emiliens Beſitz zu verſchaffen.

Schon nach einigen Stunden war der Fürſtin hinterbracht, daß Se. Durchlaucht faſt jeden Abend ſtundenlang mit dem Fräulein von Halden im Bosket ſpazieren gingen. Sie ſchwieg, und behandelte Emilien nur mit auffallender Kälte, oder vielmehr Verachtung. Am folgenden Tage war Selenberg bei ihr, und lenkte das Geſpräch auf Heirathen. Sie nannte ihn neckend einen Hageſtolz; und er ſagte: ich würde recht gern eine Frau nehmen, wenn Ew. Durchlaucht ſie mir geben wollten. — „Darf ich den Nahmen der Glücklichen wiſſen, die Sie erobert hat?" — Das

Fräulein von Halden. — Die Fürſtin erröthete und ſchwieg.

Am Abend zog ſie Selenbergen in ein Fenſter, das nach dem Bosket hinaus ging, und fragte ihn: iſt es Ihr Ernſt, daß Sie die Halden heirathen wollen? — Mein völliger, Ew. Durchlaucht. Ich habe ſchon die Einwilligung der Eltern, und ſchwieg bisher nur deshalb, weil Ew. Durchlaucht das Fräulein mit Ihrer vorzüglichen Gnade, ja faſt möchte ich ſagen, mit Ihrem Vertrauen, zu beehren ſchienen. — „Haben Sie Sich ſchon gegen die Halden geäußert?" — Bis jetzt nicht, aus dem Grunde, den ich Ewr. Durchlaucht ſchon geſagt habe. Ich glaube indeß, mir ſchmeicheln zu dürfen, daß ſie mir nicht abgeneigt iſt; nur ſeit einigen Tagen bemerke ich eine Kälte an ihr, die mich verlegen macht.

Die Fürſtin erröthete, ſchwieg eine Weile, und ſagte dann: „die Halden ſoll Ihre Frau werden! Ueberlaſſen Sie Alles nur mir, und ſagen Sie ihr nichts; ich ſelbſt will das Vergnügen haben, ſie damit bekannt zu machen."

Am folgenden Morgen ließ die Fürſtin Emilien zu einem Spaziergange rufen. Sie ging eine Zeitlang, ohne zu ſprechen, das Bosket auf und nieder, und Emilie neben ihr. Dann blieb ſie auf einmal ſtehen, ſah Emilien ſcharf in das Geſicht, und hob an: Fräulein Halden, Selenberg hat bei mir um Sie angehalten, und ich habe Sie ihm zugeſagt. — Emilie hatte durch die Unterredungen mit dem Fürſten eine Art von Leichtigkeit über dieſen Punkt zu ſprechen, bekommen. Sie ſagte ſehr beſcheiden: „Ewr. Durchlaucht Wunſch würde für mich ein Befehl ſeyn . . .“

Ich wünſche es nicht, unterbrach die Fürſtin ſie kalt; ich will es, ich befehle es, und ich haſſe jedes Aber, wenn ich befohlen habe. — Sie winkte einem Bedienten, der in der Ferne ſtand; und das Geſpräch war abgebrochen. — Sie können gehen! ſagte ſie dann kalt zu Emilien. Kommt! rief ſie dem Bedienten zu, und verlor ſich in das Bosket.

Da ſtand nun Emilie auf einmal von aller Hülfe verlaſſen. Es war ihr, als forderten tauſend Stimmen ſie auf, nach Sollingen zu fliehen und den Major um Schutz zu bitten.

Schwankend, matt, ohne Entſchluß, von tauſend verwirrten Gedanken, tauſend Schmerzen beſtürmt, ging ſie, ohne die Augen vom Boden zu erheben, dem Schloſſe zu. „Gott Lob!" dachte ſie endlich; „ich habe noch nicht Ja geſagt." Nun fühlte ſie wieder einige Kraft; und in dem Augenblicke bemerkte ſie in einiger Entfernung Selenbergen. Sie eilte auf ihn zu, und ſagte in einem ſcharfen Tone, der ihren Abſcheu verrieth: „Herr Präſident, Sie haben bei der Fürſtin um mich angehalten, und ſie hat Ihnen meine Hand verſprochen. Ich aber, ich erkläre Ihnen ſehr feierlich, daß ich nicht will. Nehmen Sie Ihr Wort wieder zurück, ich bitte Sie darum; denn ich bin nun einmal feſt entſchloſſen, nie zu wollen."

Selenberg erwiederte mit einiger Verlegenheit: daß ich dieſen Weg, den ich lieber nicht genommen hätte, dennoch gewählt habe, meine Gnädige, muß Ihnen ein Beweis ſeyn, wie unendlich ich Sie liebe. Welcher Mann auf der Erde darf glauben, Sie zu verdienen! Und ſo können Sie es gewiß nicht tadeln, daß ich eine mächtige Fürſprecherin zu Hülfe

nehme. Ihre verehrungswürdigen Eltern, gnädiges Fräulein, Ihr Bruder, die Fürſtin — Alle wünſchen, mich durch Sie glücklich zu ſehen. Laſſen Sie mich hoffen, daß Ihre Güte meine zärtliche Liebe nicht immer verwerfen wird. Leider habe ich eine Jugend gelebt, die ich ſelbſt mir nie verzeihen kann. Aber, mein Fräulein, Sie würden mich nicht verachten, wenn Sie mein Herz kennten; Sie würden aufhören, mich zu haſſen, wenn Sie wüßten, wie ſehr ich Sie liebe.

„Der Weg, den Sie gewählt haben, führt gewiß nicht zu meinem Herzen. Ich muß noch einmal . . .“

Geben Sie mir nur die allerkleinſte Hoffnung; dann ſoll weiter nichts für mich ſprechen, als meine Ehrerbietung, meine zärtliche Liebe, die Erfüllung aller Ihrer Wünſche.

„Nein, Herr von Selenberg, auch nicht die kleinſte Hoffnung mache ich Ihnen. Müßte ich zwiſchen Ihnen und dem Bauer wählen, der dort Waſſer trägt: ich gäbe ohne Bedenken d e m meine Hand. Sie ſehen, wie unnütz alle Ihre Bemühungen ſind. Ich bitte, nehmen Sie Ihr Wort bei der Fürſtin

zurück. Bis jeƷt weiß außer uns niemand etwas davon; und ich verſpreche Ihnen, zu ſchweigen. Herr Präſident, ſchlagen Sie mir die einzige Bitte nicht ab, die ich je an Sie thun kann. Glauben Sie, es iſt bei mir nicht Eigenſinn, ſondern überdachter, feſter Entſchluß!"

Ich hoffe, ſagte Selenberg ein wenig erröthend, Sie werden einſt gütiger ſeyn, als jeƷt, und den ungerechten Haß überwinden, den Sie gegen mich zu haben ſcheinen.

Er verbeugte ſich ſehr tief, und ging, mit den Zähnen knirſchend, in den Garten. Emilie eilte auf ihr Zimmer, legte den Kopf in ihre Hand, und ſann, doch mit umher fliegenden Augen, über ihre Lage. Endlich faßte ſie einen Entſchluß: ſie wollte ſich, ſobald die Fürſtin aus dem Bosket zurückkäme, ihr zu Füßen werfen, und ſie um Mitleiden bitten. Als ſie aber durch das Fenſter das kalte befehlende Geſicht ihrer Gebieterin ſah, war ihr Muth wieder verſchwunden. Sie ging zwar die Treppe hinunter, und bis vor das Zimmer der Fürſtin; doch wagte ſie ſich nicht hinein. Indem ſie noch unentſchloſſen da

ſtand, trat die Oberhofmeiſterin aus ihrem Zimmer, und bemerkte ſie. Fräulein Halden, iſt Ihnen nicht wohl? Sie ſind ja ſo bleich, wie eine Büſte! Was fehlt Ihnen? Kommen Sie doch zu mir herein! — Emilie umfaßte, ſobald ſie in dem Zimmer war, die Oberhofmeiſterin mit Heftigkeit, und beſchwor ſie mit heißen Thränen, bei der Fürſtin für ſie zu bitten.

Liebes gutes Kind, ſagte die Oberhofmeiſterin; das kann ich in der That nicht. Ihre Sache würde dann noch ſchlimmer: das wiſſen Sie ja ſo gut wie ich. Da iſt nun keine Hülfe mehr; Sie müſſen Selenbergen heirathen! . . . Aber, mein Gott, es ſchlägt ja ſchon Eins, und Sie ſind noch nicht friſirt! Gehen Sie! Es iſt nur noch eine Stunde bis zur Tafel. Und ich bitte Sie, liebe Halden, ſeyn Sie klug. Es iſt nun einmal nicht anders; Sie müſſen!

Emilie ging wieder weg, ließ ſich ankleiden, und verwünſchte dabei den Hof, der ſie ſo unglücklich machte. Zitternd trat ſie dann in das Zimmer der Fürſtin, verbeugte ſich faſt bis zur Erde, und blieb furchtſam an der

Thüre ſtehen. Die Fürſtin ſagte langſam und kalt zu den übrigen Damen: Fräulein Halden iſt Braut des Präſidenten von Selenberg; Sie können ihr Glück wünſchen. Mit dieſen Worten ging ſie in ein Nebenzimmer.

Emilie ſtand bei den Glückwünſchen, die ihr nun geſagt wurden, wie in Betäubung da, und es rollten große Thränen aus ihren Augen. Sie fing endlich an zu ſchwanken, weil das Gefühl der Hülfloſigkeit ihrem Körper alle Kraft benahm. Man mußte ſie nach ihrem Zimmer führen. Kaum war ſie allein, ſo riß ſie in Verzweiflung die Brillanten aus ihrer Friſur, warf ſie heftig zur Erde, verhüllte ihr Geſicht, und blieb länger als eine Stunde ſo ſitzen, ohne eines Gedankens fähig zu ſeyn.

Endlich ſagte ihre Jungfer, die, mit ihr weinend, am Fenſter ſaß: da fährt die Fürſtin hin! . . . Und der Fürſt kommt eben von der Jagd zurück! Er iſt recht freundlich. Wenn ich ihn um etwas zu bitten hätte, ſo thäte ich es jetzt, auf der Stelle. — Emilie eilte, wie ſie war, mit zerſtörtem Kopfputze und in der halben Kleidung, die Treppe hinunter, dem Fürſten entgegen, und rief mit Leidenſchaft:

„Ach, Ew. Durchlaucht!" Der Fürſt öffnete ſein Zimmer, und führte ſie hinein. Emilie warf ſich vor ihm nieder. „Ew. Durchlaucht, ich habe keinen Freund, keine Hülfe mehr, als Sie. O, retten Sie mich von dem ſchrecklichſten Elende!"

Liebes Kind, ſtehen Sie auf! Wenn jemand käme!

„Nein! hier will ich liegen, bis ich Ihr Wort habe, daß Sie mich retten wollen."

Nun, ſagte der Fürſt, ſo muß ich auch wohl nieder knieen. — Er machte wirklich eine Bewegung dazu, und Emilie ſtand auf. — Kommen Sie, liebe Halden, in mein Kabinet! Da ſind wir ungeſtörter. — Nun ſagen Sie mir, wie kann ich Ihnen dienen?

Emilie erzählte. Der Fürſt ſchüttelte den Kopf, und ſagte: aber, liebe Halden, es iſt in der That beſſer, wenn Sie Selenbergen nehmen! Sie ſelbſt müſſen einſehen, daß ich mich nicht wohl in die Sache miſchen kann. Meine Gemahlin ſcheint die Heirath ſehr zu wünſchen; und was bleibt mir nun noch übrig?

„Ein Wort von Ihrer Hand an Selenbergen; und ich bin gerettet."

Der Fürſt ſchüttelte wieder den Kopf, und runzelte die Stirn; aber er konnte der ſchö- nen, reitzenden Emilie ihre wiederholte, drin- gende Bitte unmöglich abſchlagen. Wohl, ſagte er zuletzt, ich will thun, was Sie wünſchen, ob ich gleich fühle, was alles aus der Sache gemacht werden kann.

„O mein Dank, Ew. Durchlaucht, meine Ehrerbietung, meine Liebe ſoll unendlich ſeyn, wenn Sie mich aus dieſer Gefahr erretten!"

Nun, was thäte man nicht um Ihrer Lie- be willen! Ich will in Ihrer Sache thun, ſo viel ich kann. Morgen oder übermorgen hoffe ich, Sie im Bosket zu ſehen. Laſſen Sie Sich lieber krank melden. Hätten Sie mir etwa noch einige Worte zu ſagen, oder ſollte etwas vorfallen, ſo ſchreiben Sie mir nur. Ich wer- de bisweilen meinen alten Ahrens unter ei- nem guten Vorwande zu Ihnen ſchicken. Und nun adieu, meine ſchöne Halden. Wer weiß, was ich an Selenbergs Stelle thäte! Adieu! Adieu!

Der Fürſt ſchrieb ſogleich an Selenbergen folgendes Billet:

„Mein lieber Präſident, Ihre Sache mit dem

Fräulein von Halden nimmt eine Wendung, die mir allerdings nicht ganz wohl gefällt, da man wiſſen kann, daß ich mich Anfangs hineingemiſcht habe. Es wird mir angenehm ſeyn, wenn Sie alle Maßregeln fallen laſſen, die nach Gewalt ausſehen. Sie werden leicht ein ſchickliches Mittel finden, die Schritte zurück zu thun, die ohne mein Wiſſen gethan ſind. Ich wünſchte, entweder gar nicht in die Sache gemiſcht worden zu ſeyn, oder ſie nun allein beendigen zu können, und ich rechne darauf, daß Sie mich nicht werden vergebens wünſchen laſſen. Morgen früh erwarte ich Sie zu einer Jagdpartie. Sie ſollen, weil Sie Bequemlichkeit beim Jagen lieben, nicht funfzig Schritte danach gehen dürfen. Adieu."

Der Fürſt bekam ſchon in einigen Minuten nachſtehende Antwort:

„Ew. Durchlaucht werden es gnädigſt meiner heißen Leidenſchaft verzeihen, daß ich einen Schritt gewagt habe, zu dem eine Bemerkung aus Höchſtdero eigenem Munde mich halb und halb zu berechti-

gen ſchien. Ich ſehe das freilich jetzt anders, und werde jedes ſchickliche Mittel anwenden, Ewr. Durchlaucht Wunſch zu erfüllen. Die Entſchuldigung, daß ich ſelbſt die Wendung, welche die Sache genommen hat, nicht vermuthet, nicht gewünſcht habe, kann ich bei Ewr. Durchlaucht nicht geltend machen; denn allerdings ſoll man erſt wiſſen, ehe man handelt. Wollen Ew. Durchlaucht die Verſicherung, daß ich von jetzt an mein Glück gänzlich Höchſtdero Händen überlaſſe, gnädig annehmen, ſo wird dies meiner Unzufriedenheit mit mir ſelbſt ein Ende machen.“

„Die Jagdpartie, zu der Ew. Durchlaucht die Gnade haben, mich einzuladen, wird ein Vergnügen für mich ſeyn.“

Dies Billet ſchrieb Selenberg in der größten Wuth darüber, daß er ſein Glück, dem er ſo nahe zu ſeyn geglaubt hatte, mit eigenen Händen wieder zerſtören ſollte. Er wußte ſchon, daß Emilie bei dem Fürſten geweſen war; und in einer halben Stunde hatte er es auch an die Fürſtin gebracht, ohne ſein Zimmer verlaſſen zu haben.

Am Abend war Spiel bei Hofe. Selenberg ging nicht eher hin, als bis er vermuthen konnte, daß der Fürſt ſchon da ſeyn würde. Die Fürſtin fragte ihn laut, wo er den ganzen Tag geweſen wäre. Er benutzte dieſe Gelegenheit, zu ihr in ein Fenſter zu treten, und halb laut zu ſagen: ich bin ſehr unglücklich, Ew. Durchlaucht, daß ich Sie bitten muß, Ihr gnädiges Vorwort bei dem Fräulein von Halden zurückzunehmen. Dringende Familienverhältniſſe nöthigen mich zu dieſer Bitte. Sie kann mir bei Ewr. Durchlaucht den Verdacht des Leichtſinnes zuziehen; aber in der That, ich bin nichts als unglücklich! . . . Ich hoffe, daß Ew. Durchlaucht noch nichts für mich gethan haben.

„Alles!" erwiederte die Fürſtin mit Bitterkeit. „Das iſt zu ſpät. Sie werden mich doch nicht kompromittiren wollen? Ah, ich errathe, woher . . ."

Selenberg verbeugte ſich tief. Alſo werden Ew. Durchlaucht mich bedauern! Ihren Händen und Ihrer Gnade überlaſſe ich mein Glück jetzt ganz allein. Ich ſelbſt darf nichts, als ſchweigen und erwarten. Ew. Durchlaucht er-

rathen meine Lage, und ich fürchte nicht, daß Dieſelben ſie noch peinlicher machen werden. — Er verbeugte ſich tief, und die Fürſtin ging an ihren Spieltiſch.

Selenberg war dieſen Abend zerſtreuet; er näherte ſich der Fürſtin nur mit Zittern, und nahm einen Kammerherrn bei Seite, um über das wandelbare Hofglück zu klagen. Kurz, die Fürſtin hörte bald, ſo wie der Fürſt, zu ihrer Verwunderung, daß Selenberg bei ihr in Ungnade gefallen wäre. — Der Selenberg iſt doch ein ehrlicher Mann! ſagte der Fürſt lächelnd; und die Jagdpartie fiel ſehr vergnügt aus. — Der Selenberg iſt doch ein feiner Kopf! ſagte die Fürſtin. Sie behandelte ihn am folgenden Tage bei dem Diner mit ſehr bemerkbarer Kälte; er war zerſtreuet, und eilte, aus dem Saale zu kommen.

Nach Tiſche ging die Fürſtin mit ihrem Gemahle den Gang zu ſeinen Zimmern hinunter. „Ich habe,“ ſagte ſie unmuthig, „eine Klage über den Präſidenten Selenberg. Er hält bei mir um die Halden an, und ich verſpreche ſie ihm, da die Partie vortheilhaft iſt, und da die Eltern ſie wünſchen. Ich ſage es

der Halden ſelbſt, und meine Damen wün⸗ſchen auf meinen Befehl ihr ſchon Glück. Nun tritt Selenberg geſtern an mich heran, ent⸗ſchuldigt ſich mit Familienverhältniſſen, und dergleichen, und will ſein Wort zurücknehmen. Sie werden das von ihm ſo unverſchämt fin⸗den, wie ich. Verlangt er, daß ich mich vor meinem ganzen Hofe kompromittiren ſoll? Ich erſuche Sie dringend, mich vor einer ſo großen Beſchimpfung zu ſichern. Die Heirath ſoll und muß zu Stande kommen."

Vielleicht, erwiederte der Fürſt verlegen, hat Selenberg andere Gründe, die ſeiner Menſchlichkeit Ehre machen. Man ſagt mir, die Halden ſoll eine beſtimmte Abneigung ge⸗gen ihn haben; und dann . . .

„Wie jedes junge Mädchen, dem man eine Verbindung anträgt. Sie ſträubt ſich, weil ſie eine Närrin iſt."

Wenn aber nun dieſe Weigerung ernſthaf⸗ter werden ſollte, ſo wäre dies vielleicht ein Mittel, die Sache abzubrechen.

„Die Halden wird ſich nicht lange weigern. Mein Gemahl kann doch gewiß nicht zuge⸗ben, daß man mich vor dem ganzen Hofe ſo

demüthigt! Das Mädchen ſoll wollen. Ich bitte Sie, Selenbergen meinen Befehl zu ſagen, und ich hoffe, daß ſchon morgen Alles beendigt ſeyn wird. In einer Sache, die mich und meine Ehre betrifft, werden Sie mich gewiß keine Fehlbitte thun laſſen."

Mais, Madame, y pensez . . .

„Je sais ce qui convient, et ferai ce qu'il faut. Je ne croirai jamais mon honneur rétabli, que quand la Halden sera la femme de Selenberg. Cela doit être, à quelque prix que ce soit!" — Mit dieſen Worten ging ſie zurück.

Der Fürſt fühlte ſelbſt, daß ſeine Gemahlin dieſe Forderung machen mußte; und doch hatte er der reitzenden Emilie verſprochen, ſie zu retten: auch wollte er ihr gern ſein Wort halten, weil er Antheil an ihr nahm, und weil ihm der Gedanke unangenehm wurde, daß ſie dem Präſidenten aufgeopfert werden ſollte.

In ſeiner Verlegenheit ließ er Emilien durch den alten Ahrens ſagen: ſie möchte noch krank bleiben. Den Abend fuhr er auf die Jagd, und blieb den ganzen folgenden Tag

weg.

weg. Emilie wurde von dem Leibarzte für ſehr krank erklärt, und Selenberg beurlaubte ſich bei der Fürſtin auf ein Paar Tage zu einer Reiſe nach der Stadt, weil, ſo lange ſeine Geliebte krank blieb, doch nichts weiter für ihn geſchehen konnte.

Der alte Ahrens ſprach Emilien noch an dieſem Abend ganz unbemerkt. Er erzählte ihr, was der Fürſt für ſie gethan hatte, und wollte ſie doch bereden, dem Präſidenten ihr Jawort zu geben. Als Emilie ſich auf den Fürſten berief, zuckte er die Schultern, und ſagte: liebes Fräulein, ich bin hier am Hofe grau geworden, und weiß wohl Beſcheid. Unſer Fürſt iſt der großmüthigſte, edelſte Mann, — wenn es ſich ſchickt.

„Wenn es ſich ſchickt?" erwiederte Emilie. „Können Großmuth und Gerechtigkeit ſich jemals nicht ſchicken?"

Ja, mein liebes Fräulein, ſo iſt es wahrhaftig! Anderswo kann man ſeyn, was man will, was man ſoll; hier aber muß man ſeyn, was ſich ſchickt. Wir ſind hier ſo lange gut, als es gehen will; dann laſſen wir das Gute fahren, und zucken hinterher die Achſeln.

Verlaſſen Sie Sich alſo ja nicht auf den Für‐ſten, mein gutes Fräulein. Glauben Sie mir, der Präſident Selenberg iſt ein feiner Kopf, der Alles überliſten kann. Ich will Ihnen nur geſtehen, es würde mich jammern, wenn Sie ihn heirathen müßten; denn Sie haben ganz Recht: er iſt ein böſer Menſch. Aber, wie geſagt, verlaſſen Sie Sich hier auf nieman‐den, als auf ſich ſelbſt. Mit dem beſten Wil‐len kann der Fürſt am Hofe öfters nicht ſo viel, wie der Handwerksmann tagtäglich in ſeinem Hauſe. Es klemmt und hakt ſich aller Orten. Wenn die Bürger und Bauern das ſo wüßten, ſie gönnten uns unſre Plaiſirs, und hielten ſich bei ihrem ruhigen Stücke Brot für weit glücklicher, als wir es jemals werden können.

Emilie wurde durch dieſen treuherzigen Ton aufmerkſam. Ahrens war, wie jeder am Hofe wußte, ein ehrlicher, unbeſtechlicher Menſch, und ſeine Treue gegen den Fürſten ohne alle Flecken. Anfangs miſchte er ſich in die Kabalen des Hofes, und drang auch zu‐weilen durch; aber man machte ihn in Kur‐zem müde. Zuletzt bekümmerte er ſich um

nichts mehr, als was den Fürſten unmittelbar anging; und auch dann miſchte er ſich nur in ſo fern hinein, daß er dieſem ſeine Meinung davon ſagte. Er mußte den Fürſten, wie den ganzen Hof, wohl kennen, und ſein Wort war alſo bei Emilien von großem Gewichte. Sie wurde blaß vor Schrecken, und ſagte: „o Gott! könnte man ſo grauſam ſeyn, mich aufzuopfern? Ach, wenn nur mein guter Onkel hier wäre! der würde mich bald retten!"

Der alte Ahrens erkundigte ſich näher nach dieſem Onkel, und ſagte dann: geſchwind, ſchreiben Sie dem Herrn Major! Ich will den Brief beſorgen. Es giebt vielleicht einen Augenblick, wo die ſtarre Ehrlichkeit des Mannes die feine Liſt hier über den Haufen rennt.

Emilie ſchrieb in ihrer Verzweiflung nur einige Worte. Ahrens legte einen etwas längeren Brief bei, worin er dem Major einige Maßregeln empfahl; und ſchon bei Tagesanbruch, als noch Alles ſchlief, ſchickte er eine Eſtafette nach Sollingen.

Der Major war jetzt gewiſſermaßen auf

Emilien böſe, weil ſie ihm, ſeit ihrem Aufenthalte in der Reſidenz, nur ein einziges mal, und noch dazu einen kalten, oder vielmehr für ihn unverſtändlichen, Brief geſchrieben hatte. Sie ſagte darin: „ich thue meine Pflicht, und bin zufrieden. Es ſollte ſo ſeyn, und es ſey ſo! Ich habe mein Glück nicht aufgegeben, und werde es auch hier finden, mitten in dem Getöſe des traurigen Frohlockens, der armſeligen Pracht. Hier ſtehe ich ganz allein; aber ich bedarf nur meiner ſelbſt. Ich ſoll mir meine Welt ſchaffen, und ſchaffe ſie.“

Der Major hatte dieſen Brief unmuthig auf den Tiſch geworfen, und geſagt: „Jungfer Milchen, wenn man anfängt in Räthſeln zu ſprechen, ſo iſt man auf dem Wege zu lügen. Ich glaube, das Mädchen iſt hochmüthig geworden. Was ſoll das alles? „Meine Welt ſchaffen!“ Was muß der liebe Gott denken, wenn ein Mädchen ihr Kleid friſirt, und dann von Schöpfung der Welten ſpricht! „Ich bedarf nur meiner ſelbſt!“ Meinetwegen; der Hochmuth kommt vor dem Falle!“

Für den guten Major waren dieſe Räthſel nicht geſchrieben, ſondern für Seibold, der ſich

alle Ausdrücke ſehr wohl zu erklären wußte, da ihn jeder an eine ſeiner ehemaligen Unterredungen mit Emilien erinnerte. Sein Herz ſchlug ungeſtüm vor Freude über dieſen Brief, der für ihn eine feierliche Verſicherung treuer Liebe enthielt. Er ſchwieg indeß, weil er ſich nicht verrathen wollte. Hennig ſchüttelte den Kopf noch ſtärker, als ſein Oheim. Er erinnerte ſich der verunglückten Entführung, und ſagte: ich weiß, lieber Onkel, was der Brief bedeutet; ſie giebt Seibolden einen Korb. — „Nun, das ſteht doch auch nicht da!“ — Hennig erzählte jetzt ſein Abenteuer; und der Major ſagte: „wie? ſie wollte nicht, guter Junge? Nun, ſo laß ſie fahren!“ — Man ſchwieg ſeitdem von Emilien, ſo viel man konnte, bis endlich die Briefe von ihr und dem alten Ahrens kamen.

Der Major rief, ſobald er nur einige Worte geleſen hatte: „großer Gott! die arme Emilie!“ Seibold ſtürzte auf dieſen Ausruf hinzu, und nahm den Brief, den der Major ihm ſchweigend hin hielt. — Herr Oberſtwachtmeiſter, wir müſſen fort!

„Freilich! denn mag es auch ſeyn, wie es

will — der Selenberg ſoll ſie nicht haben. Aber den Kopf will ich ihr waſchen, und das recht tüchtig! Was hat ſie da am Hofe zu ſuchen?"

Sie iſt gezwungen worden; ſie konnte nicht anders.

„Sie konnte wohl anders! Aber der Hochmuthsteufel hat ſie verſucht, oder wohl noch etwas Schlimmeres. Da ſtürzt ſie ſich hinein in die Gefahr. Nun ſchaffe einmal deine Welt! Da bedarf ſie ja doch Anderer; ſonſt würde ſie nicht ſo jammern und wehklagen."

Herr Oberſtwachtmeiſter, ſie wollte ihre Pflicht thun. Sie verkennen das große Herz des Mädchens.

„Verkennen? Nein, wahrhaftig nicht! Gott weiß, ich nehme meine Mütze mit tiefer Demuth vor Allem ab, was groß iſt; aber nichts iſt groß, als was aus einem einfältigen Herzen kommt. Sagen Sie mir, iſt der Komödiant, der den Alexander macht, der Alexander ſelbſt? . . . Ich habe das Mädchen lieb; aber deshalb bin ich nicht blind bei ihren Fehlern. Sie hat bei allem, was ſie

that, immer ihre Nebenabſichten gehabt; und daran ſind Sie mit Schuld. Sie tadelten die Bonne, die ihr da Liebhaber, Treue, Umarmungen und Thränen in den Kopf ſetzte. Liebe und Treue ſind eine gute und vollkommene Gabe, wohl nicht ſchlechter als Großmuth und Selbſtüberwindung. Aber es war nur ſchlimm, daß Emilie den Kopf von Treue und Liebe voller hatte, als das Herz. Nun wollten Sie den Teufel austreiben . . .”

Lieber, guter Herr Oberſtwachtmeiſter! welche harte Ausdrücke von Ihrer Emilie!

„Ei, was nicht von Gott iſt im Herzen und Kopfe, das iſt vom Teufel. Baarer Hochmuth war es. Sie wollte ihrer Treue halber eben ſo gelobt ſeyn, wie die Leute da in den Liebesbüchern. Um ihr das aus dem Kopfe zu bringen, erzählten Sie ihr von der Portia, und wie die Frauen weiter heißen. Geſchwind warf Emilie die erſte Maske weg, weil die neue hübſcher war. Ich habe mir hinterher, wenn ich an meinem Grillenfenſter ſaß, das alles an den Fingern abgezählt. Sie wollte immer etwas Anderes ſeyn, als ſie war; das können Sie gar nicht läugnen.”

Aber ſie war immer etwas Gutes; das können S i e nicht läugnen.

„Ja, allerdings läugne ich das. Sie w a r es nicht, ſie ſ t e l l t e es nur v o r. Sie w a r nicht geduldig, wenn die Mutter ihr alles Herzeleid anthat; ſie ſtellte ſich nur ſo, damit Seibold ſie recht lieb haben ſollte. Nicht aus Gehorſam gegen ihre Mutter that ſie, was man von ihr verlangte; nein, aus Liebe zu Ihnen, Seibold. Sie iſt tugendhaft; — Gott laſſe ſie das immer bleiben! — aber manche Dinge an ihr ſind Verſtellung, Nachäfferei, nicht Geiſt und Wahrheit, wie in der Bibel ſteht. Ein Theil ihres Guten, ſagten Sie einmal von einem andern Mädchen, ſind Sonnenſtrahlen, die man in einem Spiegel aufgefangen hat: ſie leuchten wohl, aber ſie wärmen nicht. Sehen Sie da meinen Hennig! Der wird, wenn Gott ſeinen Segen weiter giebt, ein Menſch, an dem die heiligen Engel ihre Freude haben müſſen. Er thut das Gute, wie ich Athem hole.“

Herr Oberſtwachtmeiſter, Sie halten Emilien für ſchlecht?

„Das ſag' ich nicht. Sie iſt gut, recht gut;

aber ſie will beſſer ſeyn, als ſie iſt: und das nenne ich Heuchelei, Romanenkram. Darum ſeh' ich es gern, daß ſie einmal gedemüthigt wird, und einſehen lernt, was Menſchen ihr ſeyn können und müſſen. Aber hin wollen wir und helfen, ſo ungern ich auch an einen Hof gehe. Ich weiß da nichts zu ſagen; doch einem ehrlichen Manne, der in einem ehrlichen Handel begriffen iſt, kann es an Worten nicht fehlen. Hennig ſoll mit; aber Sie müſſen zu Hauſe bleiben. Wir wollen erſt ſehen, was aus ihr geworden iſt, und wie es ſteht, daß meine Schwägerin nicht wieder etwas zu ſchelten hat.

Hennig wurde gerufen, dann ſogleich geſattelt, Geld eingepackt; und nun ging es der Reſidenz zu, ſo ſchnell die Pferde nur laufen konnten.

Der Major trat in dem Wirthshauſe ab, das Ahrens ihm beſtimmt hatte, und ſchickte ſogleich einen Boten nach dem Luſtſchloſſe, ihm ſeine Ankunft ſagen zu laſſen. Ahrens kam in die Stadt, beſuchte den Major, und erzählte ihm, wie Alles ſtand. Sie ſehen, ſagte er zuletzt, der Handel iſt gefährlich ge-

nug. — „Gefährlich?“ erwiederte der Major lächelnd. „Das weiß ich nicht zu begreifen. Se. Durchlaucht können ja nur ſagen: ich will nicht! und das Lied iſt zu Ende. Da ſeh' ich nichts Bedenkliches.“

Ahrens ſetzte dem Major nun die Umſtände weiter aus einander. Der Major begriff zwar noch immer nichts von dem Allen; indeß am Ende fing er an nachzugeben. „Lieber Herr Ahrens,“ ſagte er, „jeder Stand hat ſeine Maximen, und zum Richter über Andere bin ich nicht beſtellt. Aber — ſo kann ich ja zu der Fürſtin gehen, und ihr ſagen, daß Emilie nicht will, und auch nicht ſoll, weil der Selenberg kein ehrliches Mädchen verdient!“ Ahrens ſah den dreiſten Major mit Erſtaunen an; denn ein ſolcher Fall war ihm noch nicht vorgekommen. Und wenn die Fürſtin dennoch will? fragte er lächelnd. — „Ei, zum Teufel! da nehm' ich meine Nichte unter den Arm, ſetze ſie auf ein Pferd, und reite mit ihr davon.“

Es konnte nicht eher etwas geſchehen, als bis der Fürſt wieder da war, den man am folgenden Abend auf dem Luſtſchloß erwartete.

Am dritten Tage ſollte der Major ſich bei ihm melden laſſen, für Emilien um Urlaub zu einer Reiſe bitten. Dazu mußte er ſich entſchließen, ob er gleich hundertmal den Kopf ſchüttelte.

Zum Unglück hatte Selenberg den Major, deſſen Geſicht und Figur ihm aus Moorberg her ſehr gut bekannt waren, ſchon eine Stunde nach ſeiner Ankunft im Wirthshauſe, am Fenſter geſehen. Ein Billet an Karln belehrte dieſen von der Gefahr, und von dem Rettungsmittel dagegen. Schnell ging nun ein reitender Bote nach Moorberg, um Emiliens Eltern zu holen; Selenberg aber blieb fürs erſte noch in der Reſidenz, weil er auf dem Luſtſchloſſe nicht nöthig zu ſeyn glaubte.

Der Fürſt erfuhr, ſobald er zurückkam, die Ankunft des Majors und den Plan ſeines Ahrens. Auch die Fürſtin hörte von dem Major, und es wurde ihr eine ſo ſeltſame Beſchreibung von dem Manne gemacht, daß ſie ſich noch feſter vornahm, Emiliens Heirath mit dem Präſidenten durchzuſetzen. Alles war in geſpannter Erwartung, und rechnete auf den Sieg; Karl aber nahm ſich vor, jetzt,

wo möglich, aus dem Spiele zu bleiben. Er hatte endlich gemerkt, daß er es nicht mit dem Oheim und Emilien, ſondern mit dem Fürſten ſelbſt, zu thun hatte. Auch war ihm von weitem zu Ohren gekommen, daß der Fürſt Emilien reitzend fände und oft mit ihr im Bosket ſpazieren ginge.

Was in aller Welt, dachte er, iſt das? — Und von dieſem Augenblicke lag ihm nichts mehr daran, daß Emilie dem Präſidenten ihre Hand gäbe. Mit ihrer Liebe zu Seibolden ſchien es ja vorbei zu ſeyn: denn ſie hatte, wie er zuverläſſig wußte, ſeitdem ſie ſich am Hofe befand, nicht ein einzigesmal an ihn geſchrieben, und ſogar nicht einmal mehr von ihm geſprochen; jetzt durfte er alſo mit ihrer Verheirathung um ſo weniger eilen. Und überdies fiel ihm Manches ein, das ſeine erſt nur halb gedachte Vermuthung ſehr wahrſcheinlich machte. Emilie hatte die Liebe der Fürſtin in einem ſo hohen Grade gehabt; auf einmal war ſie gänzlich gefallen, und hatte ihm, als er ſie um die Urſache befragt, in ſehr räthſelhaften Ausdrücken geantwortet. Hm! dachte er; des Fürſten Wider

wille gegen dieſe Heirath, die Eiferſucht der Fürſtin, von der man faſt ſchon öffentlich ſpricht! Und nun gar der Onkel ſeit drei Tagen in der Reſidenz, ohne Emilien geſehen zu haben! Was kann den Hitzkopf bewegen, ſich ſo verſteckt zu halten? Warum geht er nicht gerade zum Fürſten oder zur Fürſtin? Wahrſcheinlich weiß er ſchon, daß er es hier mit der Liebe des Fürſten zu thun hat. Das Alles paßt doch ſonderbar zuſammen. — Karl war an geheime Plane, an Intriguen ſo gewöhnt, daß er auch hier nichts Andres ſehen konnte. O, dachte er lächelnd, wenn hier jeder ſein Spiel ſpielt — warum nicht auch ich? Der Fürſt liebt Emilien; die Fürſtin iſt eiferſüchtig; Selenberg will meine Schweſter haben; der Major will ſie Seibolden geben. Und Emilie? Wenn ich nur wüßte, was die zu thun Willens iſt! Ah! ſie hat neulich den Fürſten ſo beredt gelobt! Nun gut; entweder Selenberg, oder . . . — Der Elende wurde roth; aber an dieſem Erröthen hatte die Scham weniger Antheil, als die Freude ſeiner Ehrſucht.

Hm! dachte er endlich; wir wollen ruhig

zuſehen, und abwarten, wie die Würfel fallen. Wenn nur meine Mutter hier wäre!

Als er ſo mit ſich zu Rathe ging, ſah er auf einmal den Onkel mit dem alten Hennig durch das Schloßthor reiten, und bemerkte mit Vergnügen in ſeiner Miene Furchtſamkeit, unentſchloſſenes Nachdenken. Der Major fragte nach Emilien; und man zeigte ihm den Flügel, in welchem ſie wohnte. Karl lief über die Gänge weg nach eben dieſem Flügel, und hielt ſich verborgen, bis der Onkel hinein war. Dann fragte er im Vorzimmer nach dem Major, ſchickte den Bedienten nach einem Glaſe Waſſer, horchte, und hörte ganz deutlich: „Hochmuth! . . . Heuchelei! . . . ſeyn, was du nicht ſeyn ſollſt!" Karl dachte: das ſind offenbar Vorwürfe über Emiliens Liebe zu dem Fürſten. Er hörte wieder: — „zum Fürſten ſelbſt gehen! Er ſoll die Sprache eines ehrlichen Mannes hören!" Warum, dachte Karl, zu dem Fürſten, und nicht zu der Fürſtin, die doch an Allem Schuld iſt? Ich kann nicht länger zweifeln. — Er ging nun weg, und ſann ſchon auf Plane, wie er das Glück ſeiner Schweſter benutzen wollte.

Bald nachher kamen ſeine Eltern an, und er empfing ſie mit großer Fröhlichkeit. Man kann leicht denken, mit wie vielen Fragen die Mutter ihn beſtürmte. Er erzählte, doch nicht mehr, als ſie wiſſen ſollte, ſprach von Emilien, von dem Fürſten, in einem räthſelhaften Tone, und bat, Mama möchte ſeine Schweſter ja recht gütig behandeln. Die Mutter begriff nicht, was Karl wollte, und widerſprach ihm; aber er ſagte: glauben Sie mir, das Glück unſeres Hauſes hängt davon ab, wie Sie Sich jetzt benehmen! und nun hatte ſie kein Wort mehr einzuwenden.

Der Major ließ ſich unterdeſſen bei dem Fürſten melden, bei dem ſich gerade auch ſeine Gemahlin befand. Der Major von Halden? ſagte der Fürſt verwundert. Jetzt nicht! morgen! Was will der Mann? Oder — ich laſſe ihn auf heute Abend zum Spiele bitten. — Die Fürſtin lächelte.

Der Major, dem Ahrens ſeine Rolle gegeben, und den er nach langen Bemühungen endlich zu einer Unwahrheit beredet hatte, kam Abends, näherte ſich dem Fürſten, als ſeine Gemahlin neben ihm ſtand, und bat in

den einfachſten Ausdrücken: Se. Durchlaucht möchten ſeiner Nichte erlauben, auf einige Wochen zu verreiſen, weil ein Familien-Arrangement es nothwendig mache. — Der Fürſt erwiederte: ich bewillige Ihre Bitte von Herzen gern, und zweifle nicht, daß meine Gemahlin es auch thun wird. An die müſſen Sie Sich noch wenden. Uebrigens wünſche ich Ihnen Glück, Herr Major, zu der Verheirathung Ihrer Nichte mit dem Präſidenten Selenberg.

Der Major antwortete keine Sylbe. Die Fürſtin ſagte, mit einem triumphirenden Blikke: Ihre Nichte iſt zwar krank, Herr Major, und mein Leibarzt hat ihr ſogar unterſagt, das Zimmer zu verlaſſen; indeß, wenn Sie darauf beſtehen . . . — Der Major verbeugte ſich, ohne zu antworten.

Die Fürſtin fühlte wohl, daß ſie das Verlangen des Majors nicht verweigern konnte. Sie wendete ſich ab, und ſah rings umher, ob Selenberg nicht da wäre. In dem Augenblicke trat Karl in die Thür, und grüßte den Major. Die Fürſtin ſagte zu ihm: Ihre Schweſter will mit Ihrem Onkel auf einige

Zeit

Zeit nach Hauſe. — Mit meinem Onkel? erwiederte Karl, und ſtarrte erſt die Fürſtin, und dann den Fürſten an. Dieſer beſtätigte es; er ſah aber dabei ſo zweideutig aus, daß Karl glaubte, er dürfte ohne Bedenken ſagen: daran zweifle ich in der That, Ew. Durchlaucht. Meine Eltern . . .

Die Fürſtin unterbrach ihn. Eben eines Familien-Arrangements wegen, hat ja der Major, wenn ich recht verſtanden habe, den Auftrag, Ihre Schweſter abzuholen. — Wann gehen Sie ab, Herr Major?

„Morgen mit dem Früheſten.“ Dies Familien-Arrangement, ſagte Karl mit einem boshaften Lächeln, iſt jetzt wohl unnöthig, da...

„Sehr nöthig!“ fiel der Major ein, dem bei dieſer Unterredung gar nicht wohl zu Muthe wurde; „ſehr nöthig!“

Jetzt nicht mehr; denn eben dieſes Arrangements wegen ſind meine Eltern hieher gekommen. Sie bitten um die Gnade, morgen Ewr. Durchlaucht ihre Ehrfurcht bezeugen zu dürfen.

„So?“ ſagte der Major, hoch erröthend. „Die ſind alſo hier? Nun, dann iſt es nichts.“

Er zog die Stirn in Falten, und ſah bald den Fürſten, bald die Fürſtin an. Endlich brach er los. „Das Arrangement, Ew. Durchlaucht, (zu der Fürſtin) war nichts Andres, als meine Nichte vor einem Manne zu bewahren, für den ſie kein Herz hat, und für den ſie, die Wahrheit zu ſagen, viel zu gut iſt. Ich wollte, dieſer Mann, der Präſident Selenberg, wäre hier!" Er ſuchte ihn mit den Augen.

Ich bedaure, erwiederte die Fürſtin; da kommen Sie zu ſpät, Herr Major. Dieſe Heirath iſt decidirt.

„Ich bitte unterthänig um Vergebung. Eine Heirath zu hindern, kommt man vor der Kopulation nie zu ſpät."

In der That zu ſpät, Herr Major! ſagte der Fürſt; meine Gemahlin hat ihr Wort gegeben.

„Ew. Durchlaucht ſind wohl ſo gnädig, ihr Wort einmal zurückzunehmen; denn es würde dem Mädchen ihr Glück, das Glück ihres ganzen Lebens, koſten. Ich trete nicht gern einen Wurm todt; und wenn ich ihn ſehe, ſo ziehe ich den Fuß wieder zurück, den ich ſchon aufgehoben hatte."

Sie verlangen in der That zu viel, Herr Major! ſagte der Fürſt.

„Das Glück, das ganze irdiſche, ja vielleicht auch das ewige Glück eines Menſchen verlange ich; und das kann freilich kein Fürſtenthum bezahlen.“

In der That, Ihr Ton iſt ſehr beſtimmt, Herr Major! ſagte die Fürſtin mit gerunzelter Stirn.

„Wenn ich den Ton nicht treffe, Ew. Durchlaucht, der hier im Gange iſt, ſo halten Sie mir das zu Gnaden. Ich habe nie vor Fürſten geſtanden, außer vor dem großen König, und das immer nur mit dem Säbel in der Hand, dem Feinde gegenüber. Wenn man da den Tod und die Ewigkeit vor ſich hat, ſo denkt man nicht auf Redensarten. Halten Sie es einem alten Manne zu gute, wenn ein Wort in die Quer mit unterlaufen ſollte. Ich habe meine Nichte lieb: ſie iſt meines Vaters Enkelin; und könnte ich hier ſchweigen, Ew. Durchlaucht, hier, wo es auf ihr ganzes Glück ankommt: ſo würde ich nicht das Herz haben, die Bibel wieder aufzumachen; denn ich könnte gerade den Spruch tref-

ſen: Fürchtet euch aber vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle. Alſo bitt' ich Ew. Durchlaucht . . ."

Ich dächte, unterbrach ihn Karl, dieſe Sorge gehörte zunächſt den Eltern; und meine Eltern ſind hier.

„Leider! und das macht meine Angſt um Emilien noch größer. Laſſen Ew. Durchlaucht mich nicht gehen, ohne meine Bitte zu gewähren."

Es iſt doch in der That nicht meine Sache, erwiederte die Fürſtin, zu entſcheiden, wem die Tochter gehört: dem Onkel oder den Eltern. — Mit dieſen Worten ging ſie zu ihrem Spiele.

Der Major ſchüttelte den grauen Kopf, blickte, wie troſtlos, in dem hellen Saale umher, und ſchlug dann die Augen zu Boden. „Hier," ſagte er halblaut, „ſollte kein Menſch mit ſolchen Empfindungen ſtehen, wie ich!" Auf einmal wendete er ſich wieder an den Fürſten. „Ja, Ew. Durchlaucht, es iſt wahr; den Eltern gehört die Entſcheidung, und wenn ſie auch wären wie Feinde! . . . Iſt denn der Herr von Selenberg nicht hier?" Sein

Geſicht war bei dieſer Frage dunkelroth. Der Fürſt ſah Karln ernſthaft an; und dieſer ging. — Herr Major, ſagte der Fürſt alsdann, Sie werden hitzig. Eine Unbeſonnenheit würde ſich für Ihr graues Haar nicht ſchicken. Sprechen Sie Selenbergen nicht früher, als bis Sie weiter von mir hören. Ich hoffe, daß alles gut gehen wird.

„Das gebe Gott, Ew. Durchlaucht! Ich habe meinen Säbel und meine Piſtolen nie anders gebraucht, als gegen den Feind; aber an das Glück des jungen unſchuldigen Mädchens könnt' ich wohl noch einmal mein Leben wagen. Gott behüte mich davor!" Er empfahl ſich, und ging zu Emilien, wo er ihre Eltern antraf. Zu ſeiner Verwunderung behandelte die Mutter ihre Tochter, nach des Kammerjunkers Rathe, mit der größten Güte. Er blieb nur einige Minuten, gab Emilien, als er ihr beim Abſchiednehmen die Hand drückte, einen Wink mit den Augen, und ritt dann ſogleich wieder nach der Reſidenz, ohne unterweges ein Wort mit ſeinem alten Hennig zu ſprechen.

Der junge Hennig fragte ihn, ſo bald er wieder auf dem Zimmer war: wie ſteht es?

wie iſt es? — Der Major erzählte. „Aber,“ ſagte er zuletzt, „Emilien haben wir halb und halb unrecht gethan; ſie hat ihren Seibold noch immer von Herzen lieb.“ Man überlegte nun, was weiter zu thun ſey. „Geht es nicht,“ ſagte der Major, „ſo will ich einmal bei dem Selenberg anklopfen. Er hat kein Gewiſſen, und iſt alſo feigherzig. Aber, wenn er das auch nicht iſt — mein rechter Arm wird ja noch den Säbel führen können!“

Jetzt ſtritten ſich der Neffe und der Oheim, wer von ihnen Beiden ein ernſthaftes Wort mit Selenbergen reden ſollte. Der alte Hennig machte dem Streit ein Ende. Welcher ehrliche Menſch, ſagte er, wird ſich mit dem Schurken ſchießen oder hauen? Während Sie, lieber Herr Oberſtwachtmeiſter, da umherzogen von Milchen zu dem Kammerdiener, und von dem die große breite Treppe hinauf in den hellen Saal, da ließ ich dem Hans die Pferde, und ſpionirte ein wenig die Wege auf und ab. Ich dachte: was läuft doch der Herr, und kredenzt, und läßt ſich pudern, und ſteckt da noch auf ſeine alten Tage zwi-

ſchen dem ſeidenen Volke? Ich in ſeiner Stelle ließe einen Wagen hinter das kleine Wäldchen fahren, und gäbe Emilien einen Wink. Sie käme herunter, ſetzte ſich ein, und es ginge fort nach Sollingen. Da ließ' ich ſie mit Seibolden kopuliren, und der Tanz wäre zu Ende.

Der junge Hennig fand dieſen Gedanken vortrefflich. Lieber Onkel, ſagte er, das iſt der ſicherſte Weg! Mit den Menſchen hier richten wir nichts aus.

„Nein, Hennig," erwiederte der Major; „das geht nicht! Dem Fürſten eine Hofdame ſo vor der Naſe wegzukapern, das könnte uns übel bekommen. Die Eltern würden klagen; dann müßten wir Emilien wieder herausgeben, die Heirath würde kaſſirt, und das Herzeleid wäre noch größer. Das iſt alſo nichts. Freilich, wenn nichts auf der Welt mehr helfen wollte, Geſetze und Menſchen nicht: dann dürften wir; aber nicht eher."

Der Fürſt ſagte zu Ahrens bei dem Auskleiden: Alter, das war wieder nichts mit dem Major! Wir machen die Halden nicht los. Meine Gemahlin hat nun einmal ihren

Kopf darauf geſetzt. — Der Major iſt aber ein herrlicher alter Mann. Du haſt Recht, man freuet ſich, einmal einen Menſchen zu hören, der das Herz auf der Zunge trägt. Aber die Eltern der Halden ſind hier, und beinahe argwohne ich, auf Selenbergs Betrieb. Wenn du nicht noch andern Rath weißt, ſo iſt es vorbei. — Ahrens breitete ſich erſt recht weitläuftig über Selenbergs Charakter aus, und bewies dem Fürſten, daß es ſchändlich ſeyn würde, das keuſche, unſchuldige Mädchen einem ſolchen Wollüſtlinge zu übergeben. Der Selenberg hat viele Mädchen auf ſeinem Gewiſſen, Ew. Durchlaucht! . . . (Er ſchien mit ſich ſelbſt zu kämpfen, ob er noch mehr von dem Präſidenten ſagen ſollte.) — Es giebt noch Ein Mittel, Ew. Durchlaucht: Gewalt. Und dazu iſt der Major der rechte Mann; auch der Bruder des Fräuleins, den er bei ſich hat, ein Engel von einem jungen Menſchen, Ew. Durchlaucht!

Gewalt, alter Ahrens? Gewalt? Bedenkſt du auch . . .?

Ich habe bedacht, Ew. Durchlaucht.

„Und was ſollte dabei herauskommen?

Der Major brächte die Halden nach Sollingen; die Eltern reklamirten ſie; meine Gemahlin forderte Genugthuung: und — könnte ich ſie verweigern? Das hieße unſere Freunde aus dem Regen in die Trauſe führen.“

Ahrens ſann einen Augenblick nach, und ſagte dann: wahr, Ew. Durchlaucht! Nach Sollingen darf ſie nicht; auch muß der Major nichts von der Sache wiſſen. Aber, Ew. Durchlaucht, ich, ich! Auf mich hat kein Menſch Verdacht. Ich will die Halden entführen. Ja, wahrhaftig! ſo geht es! Das trifft ſich Alles vortrefflich!

„Aber, daß ich nicht in Verlegenheiten komme! . . . Wohin willſt du ſie bringen? Meinſt du, man wird nicht nachforſchen?“

Da forſcht kein Menſch, Ew. Durchlaucht. Zu meinem Schwager nach Waldengrund! . . . O, es geht alles glücklich! — Er kämpfte wieder mit ſich ſelbſt, ob er dem Fürſten nicht jetzt etwas entdecken ſollte, das er ſo lange verſchwiegen hatte.

Ahrens bat Emilien in einem Billet, mit dem Schlage Eins an der Treppe zu ſeyn. Er ſelbſt ging vor Emiliens Zimmer, und lauerte,

bis ſie allein war. Dann öffnete er die Thür, warf das Billet hinein, und war den Augenblick wieder verſchwunden. Emilie entſchloß ſich ſogleich. Um Ein Uhr ſtand ſie, mit einem Bündel Wäſche und Kleidung, bereit. Ahrens führte ſie durch die Zimmer des Fürſten eine geheime Treppe hinunter in das Wäldchen; und nach zwanzig oder fünf und zwanzig Minuten ſtanden ſie Beide an einem leichten offnen Wagen. Hier, Bruder, ſagte Ahrens, haſt du die Mamſell Schlütern. Es iſt doch wahr, daß du Niemanden geſprochen haſt? Denn ſonſt . . . — Das weißt du ja! antwortete eine tiefe Baßſtimme. — Gut, ſo laß die Pferde ein wenig raſch laufen, und am Tage mag die Mamſell Schlütern ſich in dem Wagen niederlegen. Adieu, Bruder; und grüße zu Hauſe.

Die Pferde flogen in vollem Trabe davon; und Ahrens kam eben ſo unbemerkt wieder auf das Schloß, wie er es verlaſſen hatte.

Am folgenden Morgen wurde Emilie vermißt. Ihr Garderoben-Mädchen dachte: ſie wird bei ihren Eltern ſeyn. Aber bald kam

die Frau von Halden, und fragte nach ihrer Tochter. — Ich glaubte, ſagte das Mädchen, ſie wäre bei Ihnen. Gewiß iſt ſie wieder im Bosket. — Um zwölf Uhr kam der Major, und erkundigte ſich nach Emilien. Man ließ ſie ſuchen, und ſie war nicht zu finden. Jetzt gerieth man in Verlegenheit. Das Garderoben-Mädchen und die Kammerjungfer durchſuchten Emiliens Kleider und Wäſche. Es fehlte ein Theil davon, und auch ihre Briefe waren weg. Nun konnte man nicht länger zweifeln, daß ſie entflohen wäre.

Karl glaubte, der Onkel hätte ſie entführt, und ſprengte nach der Stadt. Dem Major, der ihm bald nachfolgte, fiel Selenberg ein. Jener erkundigte ſich in dem Wirthshauſe, und erfuhr, daß der Major, ſo wie ſeine Begleiter, ſehr ruhig geſchlafen hätte, und daß er erſt gegen 11 Uhr mit einem alten Huſaren ausgeritten wäre. Er ging zu Selenbergen, und ſagte beſtürzt: Emilie iſt fort! — Selenberg erwiederte todtenbleich: dein toller Onkel! — Faſt in demſelben Augenblicke flog die Thür auf, und der Major fragte wüthend: „wo iſt Emilie, Herr Präſident?" Selen-

berg war erſchrocken, und Karl erzählte. Auf einmal fiel dem Major ein, daß Emilie Kleider mitgenommen hatte, und daß ſie alſo freiwillig gegangen ſeyn mußte. Er ſagte: „nein, Sie haben das Mädchen nicht!" Mit dieſen Worten ging er ſogleich wieder weg, ohne Abſchied zu nehmen.

Sollte der Fürſt . . . ? ſagte Karl. — Selenberg lächelte. Du biſt ein Narr, Halden! . . . Und doch, ſetzte er nachſinnend hinzu, — und doch kannſt du Recht haben! In vier und zwanzig Stunden wollen wir wiſſen, wo ſie iſt. Laß mich nur! Meine Kleider! Wenn der Major ſie nicht hat!

Es wurden ein Paar Bedienten abgeſchickt, alle Fuhrleute in der Stadt auszufragen; auch erkundigte man ſich genau an den Thoren. Ein Kutſcher aus der Stadt hatte ſie nicht gefahren; alſo ging es hinaus nach dem Luſtſchloſſe. Die Fürſtin ließ Selenbergen ſogleich zu ſich kommen, und ſagte: die Halden iſt fort. Noch hat man keine Spur, wohin ſie ſeyn mag. Wiſſen Sie etwas davon? — Selenberg zuckte die Achſeln, und fing weiter an zu forſchen. Es fehlte kein Wagen und kein

Pferd auf dem Luſtſchloſſe; auch hatte ſich keiner von des Fürſten Leuten gerührt. Nun wurden die umliegenden Dörfer durchſucht; aber auch da war keine Spur zu finden.

Der Major, ſein Neffe, Hennig und Hans ſtreiften in der ganzen Gegend umher, und kamen erſt den andern Tag zurück, ohne nur das Mindeſte entdeckt zu haben. Der Fürſt ſelbſt ſchickte Leute aus; doch auch die konnten natürlicher Weiſe eben ſo wenig etwas erfahren. Man kam zu Tiſche, zum Koncert, und beobachtete einander, ohne von der Sache zu ſprechen.

Die Mutter tobte, und ſchalt auf den Major, der noch immer bei ihr in Verdacht ſtand. Karl ſagte lächelnd: der Major hat Emilien nicht entführt; ich glaube — der Fürſt ſelbſt! — Das kam der Mutter ganz unerwartet. Der Fürſt? rief ſie, und wollte ſogleich nach deſſen Zimmern. Karl konnte ſie kaum aufhalten. Wenn es ſo iſt, ſagte er bittend, ſo begreifen Sie doch wohl, daß Emilie eingewilligt hat; und was wollen Sie dann machen? — Wie? rief die Mutter: Emilie Maitreſſe des Fürſten? Sie tobte ſehr; doch Karl ſagte:

geſchehene Dinge ſind nicht zu ändern, und es iſt der Klugheit gemäß, ſo großen Vortheil aus der Sache zu ziehen, als nur möglich. Ich bitte Sie, Mama, laſſen Sie den Major nichts merken. Der würde mit ſeiner Hitze alles verderben.

Es währte in der That lange genug, ehe Karl ſeine Mutter überreden konnte, ruhig zu ſeyn; doch endlich begriff ſie, daß bei der Sache nichts zu thun wäre, und daß Emilie, als Maitreſſe des Fürſten, ihren Karl außerordentlich heben könnte. Liebe zu ihrem Sohne überwand bei ihr das Gefühl der Schande.

Der Major, der ebenfalls mit ſeinem Verdachte bei dem Fürſten ſtehen blieb, ging zu dem alten Ahrens, um ſeinem Herzen Luft zu machen. Ahrens lächelte, und entdeckte ihm nach einigen Vorbereitungen den Zuſammenhang. Er machte dem Major begreiflich, daß Emilie in Sollingen nicht ſicher geweſen wäre, und verſprach ihm, daß er öfters Briefe von ihr bekommen ſollte.

Daß der Major nunmehr ſehr ruhig war, beſtrafte Karln für ſeine Niederträchtigkeit. Er konnte das nimmermehr ſeyn, ohne Emiliens

Aufenthalt zu wiſſen; und, wenn er wußte, daß der Fürſt ſie entführt hatte, ſo war ſeine Ruhe unbegreiflich. Sollte es dennoch ſich anders verhalten? dachte Karl mit großer Angſt und bei den quälendſten Zweifeln. Selenberg allein blieb thätig. Er ließ ſich auf allen Luſt- und Jagdſchlöſſern im Lande erkundigen; doch nirgends wußte man etwas von Emilien. Sobald der Fürſt zu Pferde ſtieg, erfuhr Selenberg durch die beſtochenen Reitknechte, wohin es ging; aber er hatte ſein Geld vergebens angewendet.

Der Major ritt wieder nach Sollingen, ſo bald Emilie ihm geſchrieben hatte, daß ſie ruhig und glücklich wäre. Auch die Eltern wollten zurückreiſen, und empfahlen ſich bei Hofe. Die Fürſtin fand in der Ruhe, welche ſie an der Frau von Halden bemerkte, einen Beweis, daß ſie in die Schande der Tochter gewilliget hatte, und behandelte ſie daher mit auffallender Verachtung; deſto freundlicher war der Fürſt. Nun ärgerte die Frau von Halden nichts mehr, als daß ſie ſo ganz verſchweigen mußte, welch ein Glück ihre Tochter gemacht hatte!

Selenberg hörte nicht auf zu forſchen. Nach

einigen Tagen ſagte er mit großer Freude zu Karln: endlich bin ich auf der Spur! — Karl erſchrak, war dann kalt, und ſuchte Selenbergen abzulenken. Nun kam es zu einem Wortwechſel zwiſchen Beiden, und am Ende verließen ſie einander kalt, doch höflich. Karl war wie berauſcht von dem Gedanken, daß ſeine Schweſter die Geliebte des Fürſten ſey, und nahm einen ſehr ſchneidenden Ton an. Der Hof, der daſſelbe glaubte, drängte ſich jetzt an ihn: ein neuer Beweis für die Fürſtin, daß es ſo war, wie ſie dachte. Natürlicher Weiſe behandelte ſie Karln, beſonders da ſie ſeine Anmaßungen ſah, nun mit augenſcheinlicher Kälte, und war in ihrem Betragen gegen ihn bisweilen hart, bisweilen ſpöttiſch. Das verdroß Karln; und in dem Gefühle ſeiner jetzigen Wichtigkeit ließ er ſich einige Nachläſſigkeiten zu Schulden kommen. Die Fürſtin behandelte ihn nun einmal öffentlich mit Härte. Darüber fand er ſich ſehr beleidigt, und ging zu dem Fürſten, um Genugthuung zu verlangen. Er brachte ſeine Klage vor, und ſetzte dann mit einer Verbeugung hinzu: es iſt nichts als Haß gegen meine Schweſter,

der mich trift! — Der Fürſt ſah ihn kalt, mit Verachtung an, und ſagte: ich befehle Ihnen, meine Gemahlin um Verzeihung zu bitten, daß Sie Sich über ſie beklagt haben; und dann erlaube ich Ihnen, um Ihren Abſchied anzuhalten.

Das war ein Donnerſchlag für den Kammerjunker. Sobald er ſich von ſeinem Schrekken wieder erholt hatte, wendete er ſich ſchriftlich in den demüthigſten Ausdrücken an den Fürſten. Dieſer ſchrieb mit eigner Hand unter den Brief: es bleibt durchaus bei meinem Befehle.

Karl forderte nun ſeinen Abſchied, bekam ihn, und hielt ſich dann noch einige Monathe in der Reſidenz auf. Er hoffte, irgendwo angeſtellt zu werden; aber man hatte ihn vergeſſen, und mußte ſich auf ſeinen Nahmen beſinnen, wenn man ihm begegnete. Endlich ging er, tief gedemüthigt, doch mit Gift und Galle im Herzen, nach Moorberg.

Man kann ſich die Empfindungen der Mutter denken, als ſie die Ungnade ihres Lieblings erfuhr, und als er nun ſelbſt zurückkam. Sie und ihr Karl quälten ſich mit ei-

ner Menge von Zweifeln, Vermuthungen und neuen Planen. Iſt Emilie die Geliebte des Fürſten, oder nicht? Wahrſcheinlich das Letztere! Aber wo mag ſie denn ſeyn? Warum blieb der Major, als ſie verſchwand, ſo ruhig? Weiß er ihren Aufenthalt? Welchen Plan kann er wohl haben? Iſt er Schuld daran, daß Karl in Ungnade gefallen iſt? und wie läßt ſich das nun wieder gut machen? — Die Ehrſucht iſt ein Orkan, der in jedem Augenblicke umſpringt, und das Herz von allen Seiten erſchüttert. Hoffnung und Furcht, Gefühl von Rachbegierde und Demüthigung, Stolz und Scham trafen wechſelsweiſe die Seelen der Frau von Halden und ihres Sohnes.

Karl hatte indeß durch ſeine Entlaſſung aus den Dienſten des Hofes doch etwas gewonnen; der Graf von Espenbruch begegnete ihm jetzt, wegen des ähnlichen Schickſales, das ſie Beide betroffen hatte, mit ausgezeichnetem Wohlwollen. Die Freundſchaft zwiſchen Ransleben und Moorberg wurde mit jedem Tage genauer. Hier hoffte man ſtärker als jemals auf eine künftige Verbindung bei-

der Familien, und machte ſchon Anſpielungen darauf, bei denen der Graf ſehr angenehm zu lächeln pflegte.

Von dem Major war alles Unglück, das die Frau von Halden erlitten hatte, entweder geradezu, oder doch mittelbar entſtanden; daher befürchtete ſie, daß er auch dieſen Plan verderben könnte. Um dies zu verhüten, erzählte ſie gefliſſentlich von ihm und von ihrem Sohne Hennig alles Böſe, das ſich nur irgend wahrſcheinlich machen ließ. Auch Emiliens Flucht wurde ganz auf die Rechnung des Majors geſchrieben. Bald ſollte er ſelbſt das Mädchen irgendwo verſteckt haben, um ſie ſeinem Seibold zu geben; bald hatte er ſie, mit Hennigs Hülfe, an den Fürſten verkuppelt. Um recht ſicher zu gehen, trieb die Frau von Halden ihren Tadel und ihre Verläumdung ſo weit, daß ſelbſt dem Grafen ihre Erbitterung am Ende auffallen mußte.

In der That ſchienen der Major und ſeine Familie dazu beſtimmt, die Strafe der Moorberger zu ſeyn; und daran war wieder Hennig Schuld. Die Reviere von Ransleben und Sollingen ſtießen zuſammen. Hennig

liebte die Jagd, und traf daher öfters auf den Förſter und die Jäger des Grafen. Er konnte nun einmal keinen Menſchen bei ſich vorüber gehen laſſen, ohne ihm ein freundliches Wort zu ſagen; und ſo liebten die Leute in Ransleben ſchon längſt den jungen, freundlichen und muntern Edelmann von Sollingen, der immer ſeine Liqueur-Flaſche und ſeinen kalten Braten mit ihnen theilte. Jeder Freund der Jagd mußte auch Hennigs Freund ſeyn; denn er hatte die beſten Hunde, wußte, wo jeder Hirſch ſtand, that nie einen Fehlſchuß, hatte immer ein Jagdgeſchichtchen auf der Zunge, und für die Jäger bei jeder Gefälligkeit, die ſie ihm erwieſen, einen Gulden in der Taſche. War in dem Ransleber Revier Treibjagen, ſo wurde der junge Hennig von Halden gewiß dazu gebeten; und der Graf wußte es nicht, weil er nie auf die Jagd kam, ſo ſehr er ſie auch liebte. „Ein Mitglied des Corps diplomatique!“ ſagte er; „und eine Jagdtaſche auf dem Rücken! Behüte Gott! das wäre wie ein Geiſtlicher mit Würfeln und Karten in der Taſche.“

Der junge Hennig, den auch die Sollinger aus Einem Munde lobten, ſtand in Ransleben bei dem Geſinde in dem allerbeſten Rufe. Der Graf erfuhr davon nichts, weil er mit ſeinen Leuten nie etwas mehr ſprach, als die höchſtnöthigen Worte; auch dem Fräulein wurde nichts geſagt, weil man ſie allgemein als Hennigs Feindin kannte. Aber die junge Gräfin Louiſe hörte deſto öfter von Hennig erzählen. Wenn ihr Vater und die Couſine ausfuhren, und ſie zu Hauſe ließen, ſo ging ſie in den Garten, oder auf einen Augenblick in die Geſindeſtube, um den Leuten etwas zu ſchenken, oder, wenn ſie nichts hatte, ein Paar freundliche Worte mit ihnen zu ſprechen: ein Fehler, den ſie ſich, troz allen Vorſtellungen ihres Vaters, und troz allem Sticheln ihrer Couſine, nicht abgewöhnen konnte. Er rührte von der Erziehung ihrer Mutter her, die eine ſehr gute, verſtändige Frau geweſen war, und ihre Tochter, beſonders auf dem Lande, wo ſie mehrere Jahre mit ihr zubrachte, die Menſchen lieben gelehrt hatte.

Louiſe! ſagte der alte Graf, wenn er einmal wieder die Folgen dieſer Erziehung be-

merkte; lieben! ja, das mußt du. Die Leute ſind Menſchen wie wir, und vor Gott uns gleich. Nur ſprechen ſollſt du nicht mit ihnen, dich nicht mit ihnen abgeben. Es geht mir wirklich nahe; aber es ſchickt ſich doch nicht anders.

Louiſe begriff nicht, wie man Menſchen lieben könne, ohne es ihnen zu ſagen, und ſie folgte dem Triebe ihres Herzens, obgleich ſo heimlich als möglich, um ihrem Vater keinen Verdruß zu machen. Ihre Jungfer, ein junges, freundliches Mädchen, ging, wenn die Herrſchaft nicht zu Hauſe war, hinunter zu dem Jäger. Louiſe folgte ihr nach, und blieb zwar in der Thüre ſtehen, kam aber doch ins Plaudern. „Was hat Er heute geſchoſſen, Jäger? Ich möchte auch wohl ein Jäger ſeyn! Die können recht herumlaufen! Aber ein Thier todtſchießen; nein, das könnt' ich nicht." Nun erzählte der Jäger fürchterliche Geſchichten von wilden Schweinen, von Bären, dem wüthenden Heere, Irrwiſchen, und mehr dergleichen. Dann kam er auf Hennigen, hielt ihm eine Lobrede, verglich ihn mit der Gräfin Louiſe, und ſchloß zuletzt: ja, gnädige

Gräfin Louiſe, ein beſſerer Menſch als der Herr von Halden iſt hier nicht im ganzen Revier auf funfzig Meilen in die Runde. Er ſollte ſein Leben mit unſer einem theilen, wenn man's verlangte! Das Herz aus der Bruſt gäbe er hin! Das iſt ein Engel von einem Menſchen! Ich habe ſchon tauſendmal geſagt: unſre Gräfin Louiſe und der Herr von Halden! Ja, wenn alle Herrſchaften ſo wären, man ließe ſich für ſie todtſchlagen.

„Mit Seinem Herrn von Halden! O, ich weiß wohl, warum der bei Ihm ſo in Gunſt ſteht! Weil er mit Ihm Tabak raucht, und ihm Braten und Liqueur giebt!"

Darum nicht! wahrhaftig nicht! ſondern, weil er ſo gut, ſo freundlich iſt, mit jedermann ſpricht, und allenthalben hilft, wo er nur kann. Sehen Sie, neulich — wir gehen wohl zuweilen in das Sollinger Revier — da begegne ich ihm. Er hat eine Laſt Holz auf dem Rücken, die er einem alten Manne aus Saarßen bis vor den Wald trägt; und ſo im Tragen — es war ordentlich rührend anzuſehen; ich ging neben her hinter den Büſchen — da las er dem alten Manne recht

derb den Text über das Stehlen. Der Alte hatte nehmlich das Holz geſtohlen, und die Laſt nicht fortſchleppen können; und darüber war der junge Herr dazu gekommen. So wie er mich nur bemerkte, hörte er gleich auf zu ſchelten, und ſprach ſo, als wenn er dem Alten das Holz geſchenkt hätte. Ich mochte reden, was ich wollte, er trug es bis an die rothe Breite; und nun ſagte er zu dem Alten: Vater, Ihr könnt Euch alle Woche eine Tracht Holz holen. Als er fort war — denn ſehen Sie nur, gnädige Gräfin, bei ſo etwas macht er ſich immer geſchwind davon, als ob er ſich ſchämte, daß er ſo gut iſt — da ſetzte der alte Mann ſich auf ſein Bündel Holz, und erzählte mir Alles, und ſagte: lieber Gott, warum iſt der nicht unſer Herr! (Saarßen gehört, wie Sie wohl wiſſen werden, nach Moorberg.) Und der alte Mann weinte wie ein Kind. Nun nahm ich das Holz auf, und trug es ihm bis nach ſeinem Dorfe. Man wird ja gleich ſelbſt mit gut, wenn man ſo etwas ſieht. Das iſt nur Eins gnädige Gräfin; ich könnte Ihnen aber wohl tauſend ſolche Stückchen erzählen. — Indeß

der Jäger ſo ſprach, kamen der Koch, der Gärtner, und die übrigen Bedienten dazu, und nun wußte der Eine von dem jungen Herrn von Halden immer noch mehr Gutes, als der Andre, weil Alle ihn kannten und liebten.

Die Gräfin ſagte wohl dazwiſchen: „ja, aber ſeine Mutter haßt ihn doch ſo!" Dann aber nahm der Koch, ein halber Gelehrter, das Wort, und erklärte ihr, wie das zuginge. Das iſt ein Inſtinkt, gnädige Gräfin, oder eine Sympathie, oder eine natürliche Abneigung. Sehen Sie, das gnädige Fräulein können den Geruch der Roſen nicht leiden; das iſt auch ſo ein Inſtinkt! — Alle Andern beſtätigten, daß es ſo wäre. Der Koch ſagte zuletzt: ja, ja! ich habe einen Wunſch. Sagen will ich ihn nicht; aber er betrifft unſre ſchöne Gräfin Louiſe und den Herrn von Halden. — Förſter, Jäger, Gärtner und Kutſcher ſchüttelten ihm die Hand. Da haſt du Recht, Koch! Das gebe Gott einmal! Hier im Hauſe ſollte es gute Zeit werden! — Die Gräfin Louiſe lachte recht herzlich, und hüpfte heiter in den Garten.

Solche Unterredungen führte ſie oft; und

die Folge davon war, daß ſie immer beſſer von Hennigen dachte, beſonders ſeitdem der Jäger ihr geſagt hatte, daß er dem jungen Herrn von Halden oft Stundenlang erzählte. „Nun, was erzählt Er ihm denn?" — J, von Allem, was hier vorgeht, und was ich nur weiß: manch liebes mal auch von Ihnen. — „Ja, da mag er ſchöne Dinge erzählen! und da wird der Herr von Halden wohl recht zuhören!"

So? ſagte der Jäger; zuhören? Er hat mir ja ſchon von Ihnen erzählt, wie Sie da — ich weiß es nicht mehr recht — als das Fräulein Halden ins Waſſer gefallen iſt. Da hätten Sie, ſagte er, ſo treulich geholfen, und wären ſo naß geworden. Und Sie wären ſo gut, wie ein Engel; und wenn er und der alte Herr Major bei Tiſche ſo manchmal die beſten Menſchen zuſammen zählten, ſo ſtänden Sie immer mit oben an. Und das ſagt er mit ſolcher Liebe und ſolchem Reſpekt, daß ich ihm ſchon darum gut ſeyn würde, wenn er auch nicht ſo ein Engel wäre, wie er iſt."

Louiſe lachte; aber in Kurzem konnte ſie ein ſolches Geſpräch gar einleiten, und den

Koch auf ſeinen Inſtinkt bringen, von dem er dann ſehr bald auf die Frau von Halden und den jungen Herrn in Sollingen überging. Sie hatte Hennigen ſeit der Begebenheit in Moorberg nicht wieder geſehen; aber ihr Wohlwollen für ihn wurde mit jedem Tage deutlicher.

Karl, der jetzt ſehr oft in Ransleben war, zitterte bei dem Gedanken, daß der Graf wieder mit dem Major in Bekanntſchaft gerathen möchte. Er wollte die beiden Häuſer auf ewig entzweien; und dazu fand er bald ein Mittel. Seit langer Zeit gehörte zu dem Gebiete von Sollingen eine ſchöne Wieſe, die mitten in dem Umfange der Ranslebiſchen Gränze lag. Dieſes Grundſtück hatte ſchon öfters Streit zwiſchen den Herren der beiden Güter veranlaßt. Der von Sollingen war im Beſitz; allein die darüber geführten Prozeſſe machten es immer zweifelhafter, ob auch mit Recht. Schon verſchiedenemale hatte der Tod des einen oder des andern Gutsbeſitzers den Streit in Vergeſſenheit gebracht, ohne daß er jemals wirklich geendigt worden wäre.

Der Major haßte nichts in der Welt ſtärker, als einen Prozeß, weil ihm die Langſam-

keit der Juſtiz im höchſten Grade zuwider war. „Nein," ſagte er, „ich könnte das ſonnenklarſte Recht aufopfern, um nur nichts mit Akten und ſolchem Kram zu ſchaffen zu haben. Ja, wenn es bei uns auch ſo wäre, wie in dem Lande des großen Königs! Aber hier geht ja die Juſtiz immer ihren Weg wieder zurück, um nur einen Schritt vorwärts zu kommen. Behüte mich Gott davor! Wenn ich nur einen halbwege ehrlichen Mann zum Gegner hätte, ſo ritte ich zu ihm, ſagte ihm meine Gründe, und hörte ſeine dagegen. Es wäre doch närriſch, wenn vier geſunde Menſchenaugen nicht ſo gut ſehen ſollten, was Recht und Unrecht iſt, als die Herren, die Alles ſo verklauſeln, beſtempeln, unterſchreiben und beſchwören laſſen, als ob die Menſchen lauter Spitzbuben wären."

Dem Grafen lag die Wieſe gar nicht am Herzen; auch hatte er ſie noch niemals geſehen. Aber — er war in Regensburg geweſen. Dort hatte er für ſeinen Hof einmal mit einem andern ein Arrondiſſements-Geſchäft gehabt, und es mit großem Beifall beendigt. Er bildete ſich nicht wenig auf dieſe Unter-

handlung ein, und hielt ſich ihretwegen für einen großen Staatsmann. Es war ihm ſehr ärgerlich, daß die Geſchichte von ihrem glücklichen Erfolge ſo gänzlich ſchwieg; aber deſto öfter ſprach er davon, und wie von einer Sache, aus der für ganz Europa Glück und ewiger Friede entſpringen müßte. „Arrondiren, Arrondiſſement:“ in dieſen beiden Wörtern lag bei ihm die ganze Staatskunſt. Karl ſprach ſehr oft mit ihm über dieſen Gegenſtand; und das beſonders erwarb ihm die Gunſt des alten Mannes.

Bis jetzt hatte der Graf noch nie daran gedacht, daß in ſeinem kleinen Bezirke eine Wieſe lag, die dem Major gehörte, und daß folglich er ſelbſt nicht arrondirt war. Karl erinnerte ihn an dieſen vergeſſenen Punkt, und der Graf fiel nun mit großer Begierde auf eine Idee, die ihn mit einem male wieder nach Regensburg verſetzte. Er betrieb das Geſchäft mit ſeiner gewöhnlichen Formalität. Als er ſeine wichtige Unterhandlung anfangen ſollen, hatte er bei dem fremden Hofe erſt hinhorchen laſſen, ob man zu einem Vergleiche Luſt habe; und eben ſo wollte er jetzt bei der

Sache mit der Wieſe zu Werke gehen. Er gab Karln den Auftrag, bei ſeinem Onkel dieſe Idee ganz leiſe zu berühren.

Karl verſprach das, war aber gar nicht Willens Wort zu halten. Um den Anſchein zu haben, als hätte er des Grafen Verlangen erfüllt, ſuchte er ſeinem Oheim einmal zu begegnen. Nun brachte er das Geſpräch auf die Wieſe, und fragte nach einiger Vorbereitung: Herr Onkel, hätten Sie nicht Luſt das Grundſtück abzutreten? Der Major antwortete beſtimmt: Nein. Karl hatte nehmlich die Frage in einer ſolchen Verbindung gethan, daß der Major glauben mußte, ſeine Schwägerin wollte die Wieſe zu Moorberg ziehen.

An dieſem Nein hatte Karl genug, und er ſagte kein Wort mehr von der Sache. Er brachte dem Grafen die Antwort des Majors, natürlicher Weiſe entſtellt, und ſetzte noch hinzu: mein Onkel iſt nicht der Mann, der ſich etwas gütlich nehmen läßt! — Durch die dritte und vierte Hand wußte er nun auch mancherlei an den Grafen zu bringen, was der Major geſagt haben ſollte, und worin gewiſſermaßen eine trotzige Aufforderung lag, den Prozeß nur

immerhin

immerhin wieder anzufangen. Der Graf war nichts weniger als ſtreitſüchtig; aber ſo oft er von jetzt an das Wort Arrondiſſement wieder ausſprach, fielen ihm die Wieſe und des Majors höhniſche Aeußerungen ein. Zuletzt entſchloß er ſich, den Prozeß aufs neue anzufangen.

Karl triumphirte, als er es ſo weit gebracht hatte; denn nun war der völlige Bruch zwiſchen beiden Familien unvermeidlich, und noch obendrein genoß er des Vergnügens, ſich an dem Major gerächt zu ſehen. Der Onkel, dachte er, iſt zu hitzig, als daß jetzt noch ein Vergleich zu Stande kommen könnte.

Der Major gerieth, als er das erſte Heft Akten von der Regierung bekam, wirklich in Erſtaunen, und dann in heftigen Zorn. „Der alte Narr!“ rief er; „ich würde ihm die Wieſe abgetreten haben, wenn er den Handel freundſchaftlich angefangen hätte. Aber Drohungen, Klagen? Er mag ſehen, wie weit er kommt! Ich will nun nichts davon wiſſen. Tragt das da zum Amtmann! Abtreten? Nun und nimmermehr! Den letzten Ziegel vom Dache ſetz' ich daran; er ſoll die Wieſe nicht bekommen!“

Auch dann nicht, wenn Sie Unrecht hätten, lieber Onkel? auch dann nicht? fragte Hennig.

„Nimmermehr, ſo lange mir die Augen offen ſtehen. Der alte Narr will mir nun noch den Teufel auf den Hals bannen, dem ich ſo lange ausgewichen bin.“

Aber, lieber Onkel, wenn der Graf nun Recht hätte?

„So mußte er kommen, und ſagen: Herr, ſo iſt es! Ich würde jemanden mein ganzes Vermögen nicht ſtreitig machen, wenn er Recht dazu hätte. Ja, das würde ich, ſo ſehr ich auch an Bequemlichkeit und Wohlhaben gewöhnt bin. Aber die Wieſe? Nein, d i e nun nicht!“

Noch einmal, lieber Onkel: wenn der Graf nun Recht hätte!

„Ei, ſo höre endlich einmal auf mit deinen dummen Fragen! Was geht es mich an? Er hat prozeſſiren w o l l e n, und ſoll es nun auch. Ja, müßte ich das Hemde vom Leibe hergeben, um Papier zu Akten daraus machen zu laſſen! Kurz, er ſoll die Wieſe nicht haben!“

Hennig faßte das kleine Hannchen, das im Zimmer war, bei der Hand, und ſagte freundlich: geh' ein wenig zu Seibolden; du biſt hier nichts nütze.

„Was ſoll das?" fragte der Major mit einem halb verlegenen Geſichte; „warum ſoll das Kind nicht hier bleiben?"

Hennig drückte dem Major die Hand, und ſagte zärtlich: es ſoll nicht hören, daß mein Onkel das Hemde hingeben will, um Unrecht zu thun.

Der Major kratzte ſich vor Zorn und Verlegenheit im Kopfe. „Unrecht? Nein, nicht Unrecht! Gewinnt er die Wieſe, ſo mag er ſie hinnehmen, der alte Aktennarr; ich werde ſie ihm nicht vorenthalten. Aber ſchwer will ich ſie ihm machen! Er hat nun einmal prozeſſiren wollen, und das ſ o l l er jetzt: dafür ſteh' ich!"

Schwer wollen Sie ihm das Recht machen, lieber Onkel? Sie wollen ſagen: l e i c h t.

„Ei, ſo bleib zu Hauſe mit deinem dummen Zeuge! Weißt du denn, ob e r Recht hat, oder ich?"

Nein; aber ſo wollen wir uns danach er-

kundigen, und dann thun, was recht iſt, nicht was der Zorn eingiebt. Wiſſen Sie, wer hier Recht hat?

Der Major runzelte die Stirn, und ſagte etwas ruhiger: „Hennig, darf ich denn nicht einmal über einen Narren böſe werden? Der Menſch, der Graf . . .

Iſt ein Narr, lieber Onkel, daß er nicht kommt und zu Ihnen ſagt: das verlange ich. Aber gehört die Wieſe ihm wirklich, ſo hat er doch nun ſchon ein Jahr gewartet, daß Sie hätten ſollen zu ihm gehen und ſagen: die Wieſe iſt dein; nimm ſie! — Ich frage noch einmal, lieber Onkel: wiſſen Sie, wer Recht hat?

„Aber, Hennig, was haſt du mich denn zu examiniren? Es iſt ja, als ob du der Onkel wärſt, und ich der Neffe!"

Hennig drückte ſeinem Oheim die Hand, und wollte nun gehen. „Junge, ſo bleib!" rief der Major. „Komm her! Da haſt du einen Kuß. Es iſt alles vergeben und vergeſſen. Ob ich Recht habe? Ja, beinahe glaube ich, nein. Aber ſieh, es ärgert mich, daß er mir einen Prozeß an den Hals wirft. Schi-

kaniren will ich ihn nicht. Doch mag es nun fortgehen.“

Wenn Sie glauben Unrecht zu haben, lieber Onkel?

„Aber, Hennig, was ſoll ich denn machen? — Ich will nichts mit dem dummen Handel zu ſchaffen haben. Die Wieſe gehört dir; und nun thu, was du willſt. Unrecht ſoll mir keiner vorwerfen können, ob ich mich gleich ſchwer geärgert habe.“

Hennig eilte zu dem Juſtizamtmann, und ſprach mit ihm über die Sache. Gewiß iſt es nicht, ſagte dieſer, ob der Graf Recht hat, aber doch höchſt wahrſcheinlich; und wenn er eine Schrift kennte, die hier im Familien-Archive liegt, ſo würde der Prozeß bald für ihn entſchieden ſeyn. — Warum aber giebt man ihm die Schrift nicht, Herr Amtmann? fragte Hennig. — Wir ſind nicht verbunden, unſern Feinden Waffen gegen uns ſelbſt in die Hände zu geben. — Gott behüte! man wäre nicht verbunden, gerecht zu ſeyn? Wo iſt die Schrift? — Der Amtmann ſuchte ſie hervor. Hennig ging mit ihr zu ſeinem Oheim, und gab ſie ihm, ohne ein

Wort zu ſagen. Der Major las aufmerkſam. „Lag das bei den Akten, die der Graf geſchickt hat? Da iſt ja ſein Recht klar und deutlich!“

Nein, es lag in dem Archive.

„Das habe ich nicht gewußt. Nun, ſo reite hinüber, Hennig, und ſage dem Grafen, daß mir die Schrift nicht bekannt geweſen iſt. Aber, Hennig, das Archiv müſſen wir einmal durchſehen. Wir können noch manches mit Unrecht beſitzen, wonach weder Hund, noch Hahn, noch Gewiſſen krähet. Reite hinüber, und mach deine Sachen hübſch. Vergiß ja nicht, daß ich es nicht gewußt habe!“

Hennig ließ ſatteln, und eilte nach Ransleben. Louiſe war allein zu Hauſe, und ſtand am Fenſter, als er auf den Hof kam. Alle Bedienten umringten ihn ſogleich mit Blikken voll Ehrfurcht und Liebe, und jeder ſchien ihm gern einen Dienſt leiſten zu wollen; auch die Hunde ſprangen herzu, und empfingen ihn ſchmeichelnd als ihren guten Bekannten. Louiſe freuete ſich über dieſen Auftritt, und ſagte zu ihrer Jungfer: „ſieh einmal, wie alles

da unten den Herrn von Halden mit Liebe empfängt!" — Ja wohl! erwiederte die Jungfer; und hier oben empfängt ihn nichts als Haß und Feindſchaft.

Louiſe hatte nicht Zeit, zu antworten; denn ſchon brachten alle männlichen Domeſtiken Hennigen im Jubel die Treppe herauf zu dem Zimmer der Gräfin. Sie glaubte noch die Worte: „Haß, Feindſchaft," zu hören, und trat ihm nun ſo freundlich, mit einem ſo holden Geſicht entgegen, als wollte ſie das Unrecht ihres Vaters und ihrer Couſine wieder gut machen.

Man hoffte mit jeder Stunde, daß der Graf zurückkommen würde; und Hennig blieb daher bei Louiſen. Da ſaß er nun neben ihr, der Jüngling, von dem ſie faſt alle Tage ſo viel Gutes hörte, und der immer mit Liebe und Reſpekt von ihr erzählte. Sie betrachtete ihn; und ſein holdes, frohes Geſicht voll Milde und Güte, aber auch voll Muth und Feuer, lächelte ſie an. Zu allererſt fragte ſie nach Emilien. Hennig erwiederte: von der kann ich Ihnen nichts ſagen, ſo gern ich auch wollte; aber ich glaube, ſie iſt glück=

lich. Es gab da am Hofe allerlei wunderliche Dinge. Die Fürſtin wollte ſie an einen elenden Menſchen verheirathen, und — Sie wiſſen ja den Auftritt in Moorberg.

Nun war er bei dem Punkte, von dem Louiſe immer mit ſo vielem Vergnügen ſprach. Sie wiederholte die Geſchichte, und erinnerte ſich ihrer Gevatterſchaft. Ehe ſie es ſich verſah, hatte Hennig ihre Hand gefaßt, und drückte ſie zärtlich. Louiſe erröthete; denn die Couſine hatte ihr oft geſagt: ein Mädchen dürfe das von einem Manne nicht leiden; es ſey unanſtändig. Sobald ihr das einfiel, zog ſie ihre Hand zurück, um einem Kanarienvogel, den ſie in Moorberg geſchenkt bekommen hatte, und der jetzt auf ihrer Schulter ſaß, den Finger hinzuhalten, damit ſie ihn Hennigen zeigen könnte.

Hennig nahm ein Stückchen Zucker zwiſchen die Lippen, und hielt es dem Thierchen vor den Schnabel. Das Thierchen hüpfte zurück auf Louiſens Hand, und auf einmal lagen die rothen, friſchen Lippen des Jünglings an ihren Fingern. Sie wußte nicht, ob ſie die Hand zurückziehen ſollte, oder nicht. Der

Vogel hüpfte, je näher ihm Hennig mit dem Zucker kam, auf Louiſens ſchönem Arme immer weiter zurück, und Hennig verfolgte ihn mit ſeinen Lippen. Louiſe dachte mit Aengſtlichkeit an das alte Fräulein. Sie fürchtete, es möchte ſich nun vollends gar nicht ſchicken, daß ſeine Lippen ihren Arm hinauf küßten. Endlich fiel ihr ein Mittel ein, das Ding zu endigen. Sie faßte mit ihren zarten Fingern nach dem Stückchen Zucker zwiſchen Hennigs Lippen, und ſagte: von mir nimmt er es gewiß. Schon hatte ſie es an ihrem Munde, als ihr plötzlich einfiel, daß es noch ärger wäre, wenn ſie den Zucker, den die Lippen des Jünglings gehalten hätten, zwiſchen die ihrigen nähme. Aber ſie hatte es doch nun einmal geſagt! Und wenn ſie es nicht that, ſo konnte er das als Verachtung anſehen.

Sie nahm hocherröthend das Stückchen Zucker in die Lippen. Sogleich hüpfte der Vogel auf ihre Schulter, und dann auf den Rand ihrer Schnürbruſt. Nun hielt Hennig ſeinen Finger an die Beine des Vogels, und das Thierchen ſprang hinauf. Hennig näherte ſeine Hand mit dem Vogel ihrem Munde. Das

war noch ärger! Sie wurde einmal über das andere roth, und wollte etwas ſagen. In dem Augenblicke fiel das Stückchen Zucker auf Hennigs Hand, und er nahm es nun wieder in ſeine Lippen. Der Vogel pickte dreiſt hinein, und flog, als er genug hatte, wieder auf Louiſens Schulter. Hennig ſagte: wenn ich nur vier und zwanzig Stunden hier wäre; das artige Thierchen ſollte meine Lippen eben ſo gern küſſen, als die Ihrigen. — Nun brauchte er gar das Wort Kuß! Darüber wurde ſie in der That ein wenig böſe.

Hennig fing wieder an zu ſprechen; und nach einigen Augenblicken hatte er auch wieder Louiſens Hand, ohne daß ſie es wußte. Das iſt ein böſer Menſch! dachte ſie; wo ſoll ich denn meine Hände laſſen? — Sie meinte, an dem allen wäre das Sitzen Schuld, und ſagte ihm: wollen wir nicht ein wenig in den Garten gehen? In ihrer Zerſtreuung merkte ſie nicht, daß der Kanarienvogel auf ihrer Schulter ſaß. Als ſie ſchon im Garten war, ſagte Hennig: „das treue Thierchen!" und hielt dem Vogel einen Finger hin; aber auf einmal flog er auf einen Baum. Nun lockte Louiſe

ihn ängſtlich; und als er nicht kam, rief ſie einige Bedienten, daß ſie ihn wieder fangen ſollten. Hennig ſah, daß der Vogel nur durch ein Verſehen mit in den Garten gekommen war. Er ließ ſich ein Stückchen Zucker bringen, und ſtieg damit den ſchlanken Baum hinan; doch der Vogel flatterte immer höher. Louiſe und alle Leute aus dem Hauſe riefen Hennigen zu: er ſollte wieder herunterkommen; aber er ſtieg ſehr leicht und vorſichtig in die ſchlankſten Zweige. Endlich haſchte er den Vogel, verbarg ihn in ſeinem Buſen, und war bald wieder auf der Erde. Louiſe ſtand vor ihm, und fragte: iſt er nicht todt? — „O nein! Ich fürchte nur, er fliegt mir wieder davon!“ — Er machte zwei Knöpfe an ſeiner Weſte auf, und fragte: „wollen Sie ihn nun haſchen? Ich will hier unten zuhalten.“ Louiſe ſteckte die kleine Hand in die Oeffnung der Weſte; und als ſie es gethan hatte, fiel ihr ein, daß ſich das wieder nicht ſchickte. Sie nahm den Vogel von Hennigs hochſchlagendem Herzen, und freuete ſich, als ſie ihn und ihre Hand zurückgezogen hatte. Nun eilte ſie auf ihr Zimmer, und dachte im Gehen: das iſt ein ordentlicher Un-

glücksmenſch! Man mag auch thun, was man will, ſo kommt man mit ihm doch in Lagen, die ſich nicht ſchicken! und dabei ſieht er immer aus, als ob ihm das ganz einerlei wäre!

Es war ein Glück, daß der Wagen ihres Vaters auf den Hof rollte; denn ſie fing in Kurzem ſchon wieder an zu vergeſſen, mit welch einem gefährlichen Menſchen ſie zu thun hatte. Nun wünſchte ſie noch in der Geſchwindigkeit zu erfahren, weshalb Hennig nach Ransleben gekommen wäre, was ſie ſchon hundertmal hatte fragen wollen; aber da kam der Vater ſchon die Treppe herauf.

Louiſe und Hennig gingen ihm entgegen, und die alte Couſine machte ihnen ein ſehr finſteres Geſicht. Man trat in das Zimmer des Grafen. „Herr Graf," ſagte Hennig, „mein Onkel hat heute von der Regierung eine Abſchrift Ihrer Klage wegen der großen Wieſe zugeſchickt bekommen. Ihre Forderung iſt gerecht, wie Sie aus dieſer Urkunde ſehen werden, die ich Ihnen zuſtellen ſoll. Aber mein Onkel, Herr Graf, findet es ein wenig hart, daß Sie Ihre Forderung auf dieſem Wege

geltend gemacht haben; und ich bin auf ſeinen Befehl hier, um zu verſuchen, ob nicht ein gütlicher Vergleich zu treffen wäre." Dies Wort erinnerte den alten Grafen augenblicklich ſehr lebhaft an Regensburg, und ſetzte ihn in die beſte Laune. Mit Freuden, antwortete er lächelnd. Laſſen Sie hören, welche Vorſchläge der Herr Onkel mir zu thun geneigt iſt. Zuvörderſt aber müſſen wir uns über die allgemeinen Grundſätze des Guten verſtändigen, das aus jedem Arrondiſſement entſpringt. Wohl ſchwerlich kann jemand reiflicher über dieſe Materie gedacht haben, und von dem großen Nutzen des Arrondirens ſo überzeugt ſeyn, wie ich. Sehen Sie, Herr von Halden — Aber wollen Sie Sich nicht ſetzen? Louiſe gieb doch Stühle — . . . Sehen Sie, das Glück von Europa beruhet auf dem politiſchen Gleichgewichte; es iſt aber unmöglich, das Gewicht jedes Staates zu beſtimmen, ſo lange die einzelnen Provinzen nicht beiſammen liegen. Man berechnet Größe, Menſchenzahl, Revenüen, und bedenkt nicht, daß, wenn man ſich nicht arrondirt, kein Staat ſeiner Freunde und Feinde gewiß iſt,

und alſo in einem ſolchen Lande die ganze Staatskunſt der feinſten Köpfe immer ſchwankend bleibt. Zerſtreuet liegende Länder verurſachen Kriege, und machen alle Bündniſſe ungewiß, alle Spekulationen zweifelhaft. Sie ſollen ſehen, daß noch die Zeiten kommen, wo jeder Fürſt ſich arrondirt; und dann wird der ewige Friede kein Unding mehr ſeyn. — Hier machte er eine Pauſe.

Hennig ſah ihn mit großen Augen an; denn er begriff nicht, was der Streit über eine Wieſe mit Europa zu thun haben könnte. Er ſagte endlich trocken: „Herr Graf, mein Onkel glaubt jetzt, da die Urkunde aufgefunden iſt, daß die Wieſe zu Ransleben gehört, und er bedauert nur, daß Sie Sich nicht zuerſt an ihn gewendet haben. Indeß er tritt Ihnen das Grundſtück ab, weil es Ihnen zukommt, und wünſcht nur zu erfahren, unter welcher gerichtlichen Form das geſchehen ſoll. So wäre denn der Prozeß zwiſchen Ihnen und uns zu Ende."

Wie? ſagte der Graf; tritt mir die Wieſe ab? . . . Und welches Aequivalent fordert er dagegen?

„Gar keins, Herr Graf. Leſen Sie nur die Urkunde, die Sie in Händen haben, und die mein Onkel erſt heute aufgefunden hat. Dann werden Sie ſehen, daß die Wieſe höchſt wahrſcheinlich Ihnen gehört; und alſo, wie geſagt, tritt der Onkel ſie Ihnen ab."

Der Graf las, und dachte für jetzt nicht mehr an ſein Arrondiſſement. Er äußerte ſeine Rührung über die Redlichkeit des Majors, an der Hennig gar nichts Außerordentliches zu finden wußte.

Mir die Wieſe abzutreten! ſagte der Graf, die Urkunde auszuliefern! In der That, das iſt viel!

Louiſe freuete ſich, daß Alles ſo gut ging, und ſagte: mir hat der Herr von Halden meinen lieben Kanarienvogel wieder gefangen. Das iſt auch viel!

„Iſt eben ſo wenig!" erwiederte Hennig lächelnd. Er nahm nun Abſchied, ſetzte ſich wieder auf ſein Pferd, und ſprengte vom Hofe hinunter. Louiſe ſtand am Fenſter, ſah ihm nach, und ſagte zu ihrer Jungfer: ach, wenn er doch bald wieder käme!

Der in Kupfer geſtochene Titel wird hinter dem Haupttitel: Familiengeſchichten, eingeheftet.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Die Familie von Halden

Bd.: 1

(1797)

Coburg, Landesbibliothek -- D II 9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940511-2